L. eleg. g. 16t (XXX) 1

Das

belletristische Ausland,

herausgegeben

von

Carl Spindler.

Kabinetsbibliothek

der

classischen Romane aller Nationen.

675ster bis 679ster Band.

Karl XI., Rabenius und der Hexenprozeß.

Fünftes bis neuntes Bändchen.

Jedes Bändchen kostet 6 Kreuzer oder 2 Neugroschen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1846.

Das belletristische Ausland,

herausgegeben

von

Carl Spindler.

Kabinetsbibliothek der classischen Romane aller Nationen.

675ter bis 679ter Band.

Enthält:

Karl XI., Rabenius und der Hexenprozeß.

Fünftes bis neuntes Bändchen.

Jeder Band kostet 6 Kreuzer oder 2 Neugroschen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1846.

Gedruckt auf einer Schnellpresse bei J. C. Seitz in Ulm.

Karl XI., Rabenius

und der

Hexenprozeß.

Historischer Roman

von

Carl von Zeipel.

Aus dem Schwedischen übersetzt

von

G. Fink.

[1]

Fünftes bis neuntes Bändchen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1846.

Erstes Kapitel.

In einem, nach damaligem Zeitgeschmack reich möblirten Zimmer saß eine Dame, ähnlich der prachtvollsten Blume in einem Kranze, von andern Blüthen umgeben, die, obwohl sie ganz schön, ja in mancher Beziehung schöner sein können, doch immer so geordnet sind, daß sie die prächtigste um so mehr hervorheben. So verhielt es sich auch hier. Viele Schönheiten umgaben diese Dame, und doch wurde man nur sie gewahr. Ein tiefer Zug von Traurigkeit machte sie höchst einnehmend, und ihr war die Lösung des schweren Räthsels gelungen, mit der größten Demuth und der herzlichsten Frömmigkeit die unaussprechlichste Majestät zu verbinden. Alle, und unter ihnen die Königin — denn keine Geringere war diese Dame -- saßen um einen ungeheuren Nährahmen, der mit Haartuch bespannt war. In Körben lagen Knäul von Wollengarn, die in allen möglichen Schattirungen prangten, und die mit dem größten Fleiß arbeitenden Mädchen hatten eine ganze Wandbekleidung oder eine sogenannte gestickte Tapete unter den Händen. Dieselbe sollte den König David und seine Helden vorstellen. Mitunter stand die Königin auf, ging umher, besah die Stickerei einer Jeden und lobte oder tadelte, je nach Bedürfniß. Jetzt war sie gerade zu Fräulein Hedwig gekommen, blieb stehen und fragte mißvergnügt:

„Was denkst Du auch, Hedwig? Wie hast Du nur solche Farben nehmen können? Was soll daraus werden? Meinst Du, es könne ein Mensch blaues Haar haben?"

Hedwig sprang auf, riß ärgerlich das Garn von einander und hätte nicht die Königin dabei gestanden, gewiß würde auch das Tuch das Schicksal des Fadens getheilt haben. Ihre nächste Nachbarin, Jungfrau Sophia, sah mit einer schelmischen Miene nach der Königin, und die übrigen hielten nur mit Mühe ein lautes Gelächter zurück.

„Sophia, was gibt es mit ihr? Was ist vorgefallen? fragte die Königin übellaunig. „Ich sehe es Dir an, Du weißt darum: rede!"

Hedwigs Gesicht erglühte wie eine Päonie; sie wandte sich an Sophia:

„Ach ja, lachen Sie immerhin! Warten Sie nur! die Reihe wird auch an Sie kommen mit diesem" — wer weiß, was sie noch hinzufügen wollte? — „mit diesem vorwitzigen Klaus Narr."

„Ja so, auf ihn bist Du also böse? Was hat Dir denn der gute Geistliche gethan, arme Hedwig?"

„So mögen Ew. Majestät mich wohl nennen; aber ich hoffe, es nicht lange allein zu bleiben. Seine Grobheit kennt keine Grenzen und Gott möge es nur verhüten, daß Ew. Majestät nicht bald selbst der Gegenstand seiner Schmähungen werden!"

„Nun, weißt Du, was ich dann thun würde, und was ich auch Dir zu thun rathe?"

Alle blickten neugierig auf die Königin.

„Ich würde dazu lachen. Das will ich jedoch noch bemerken, daß man nämlich nicht zu Allem, was er sagt, lachen, sondern es vielmehr beherzigen muß. Denn oft hüllt er tiefen Ernst in den Schleier des Scherzes. Aber wie verhielt es sich, Sophia? Du solltest ja erzählen?"

Es blieb Sophia nichts Anderes übrig, als zu gehorchen, und dießmal gehorchte sie gewiß recht gerne.

„Jedenfalls haben Ew. Majestät schon gemerkt, daß

Rabenius, seitdem er hierher an den Hof gekommen ist, niemals etwas Anderes gesagt oder gethan hat, als was die Leute ärgert oder kränkt. So spottet er z. B. unsers Müßiggangs, wie er unsre Arbeit nennt, weil wir nicht, wie seine Frau, melken, Frucht schneiden oder dreschen; und da ihm Hedwig, hierüber aufgebracht, zur Antwort gab, daß ein Unterschied sei zwischen „den Frauen und Töchtern vornehmer Leute und dem Gesindel," rief er lachend: „„Sehr richtig, gnädigstes Fräulein! Es verhält sich mit ihnen, nota bene nur umgekehrt, wie mit den Drohnen in einem Bienenkorbe."" — „„Was meinen Sie damit?"" fragte Hedwig. — „„Ich meine,"" antwortete Rabenius, „„daß Sie denselben Nutzen bringen, wie jene, nur mit dem Unterschied, daß diese masculini und die Fräulein wahrscheinlich feminini generis sind, dahingegen die Frauen des Gesindels das sein dürfen, wozu sie Gott erschaffen hat."" Nun fragte Gyllenstjerna mit ganz wegwerfender Miene, wozu sie Gott denn erschaffen habe. „„Dem Mann zur Hülfe,"" antwortete Klaus Narr."

„Nun, liebe Mädchen, darin hat er gerade nicht so Unrecht."

Die jungen Damen schienen sich nicht recht in die Behauptung der Königin finden zu können. Dieselbe fuhr fort:

„Seht nicht so verwundert drein, liebe Freundinnen! Jeder Stand in der Welt hat seine Vortheile und seine Plagen. Ihr blickt mit vornehmer Verachtung auf die Weiber des Volkes, Ihr vergleicht Eure Arbeiten, die doch eigentlich nur ein Zeitvertreib sind, mit ihren drückenden Mühen und Beschwerden, Eure zierlichen prächtigen Gewänder mit ihrer dürftigen Kleidung, und meint dabei zu etwas Anderem geboren zu sein und doch, was sind die Frauen der höheren Stände? Geputzte Puppen! Dürfen sie sich je geben, wie sie sind? Hat ein bürgerliches Weib den ganzen Tag über für seinen Mann, seine Kinder, sein Haus gearbeitet und wirft sie dann am Abend

Gedruckt auf einer Schnellpresse bei J. E. Seitz in Ulm.

Karl XI., Rabenius

und der

Hexenprozeß.

Historischer Roman

von

Carl von Zeipel.

Aus dem Schwedischen übersetzt

von

G. Fink.

[1]

Fünftes bis neuntes Bändchen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1846.

Erstes Kapitel.

In einem, nach damaligem Zeitgeschmack reich möblirten Zimmer saß eine Dame, ähnlich der prachtvollsten Blume in einem Kranze, von andern Blüthen umgeben, die, obwohl sie ganz schön, ja in mancher Beziehung schöner sein können, doch immer so geordnet sind, daß sie die prächtigste um so mehr hervorheben. So verhielt es sich auch hier. Viele Schönheiten umgaben diese Dame, und doch wurde man nur sie gewahr. Ein tiefer Zug von Traurigkeit machte sie höchst einnehmend, und ihr war die Lösung des schweren Räthsels gelungen, mit der größten Demuth und der herzlichsten Frömmigkeit die unaussprechlichste Majestät zu verbinden. Alle, und unter ihnen die Königin — denn keine Geringere war diese Dame — saßen um einen ungeheuren Nährahmen, der mit Haartuch bespannt war. In Körben lagen Knäul von Wollengarn, die in allen möglichen Schattirungen prangten, und die mit dem größten Fleiß arbeitenden Mädchen hatten eine ganze Wandbekleidung oder eine sogenannte gestickte Tapete unter den Händen. Dieselbe sollte den König David und seine Helden vorstellen. Mitunter stand die Königin auf, ging umher, besah die Stickerei einer Jeden und lobte oder tadelte, je nach Bedürfniß. Jetzt war sie gerade zu Fräulein Hedwig gekommen, blieb stehen und fragte mißvergnügt:

„Was denkst Du auch, Hedwig? Wie hast Du nur solche Farben nehmen können? Was soll daraus werden? Meinst Du, es könne ein Mensch blaues Haar haben?"

Hedwig sprang auf, riß ärgerlich das Garn von einander und hätte nicht die Königin dabei gestanden, gewiß würde auch das Tuch das Schicksal des Fadens getheilt haben. Ihre nächste Nachbarin, Jungfrau Sophia, sah mit einer schelmischen Miene nach der Königin, und die übrigen hielten nur mit Mühe ein lautes Gelächter zurück.

„Sophia, was gibt es mit ihr? Was ist vorgefallen? fragte die Königin übellaunig. „Ich sehe es Dir an, Du weißt darum: rede!"

Hedwigs Gesicht erglühte wie eine Päonie; sie wandte sich an Sophia:

„Ach ja, lachen Sie immerhin! Warten Sie nur! die Reihe wird auch an Sie kommen mit diesem" — wer weiß, was sie noch hinzufügen wollte? — „mit diesem vorwitzigen Klaus Narr."

„Ja so, auf ihn bist Du also böse? Was hat Dir denn der gute Geistliche gethan, arme Hedwig?"

„So mögen Ew. Majestät mich wohl nennen; aber ich hoffe, es nicht lange allein zu bleiben. Seine Grobheit kennt keine Grenzen und Gott möge es nur verhüten, daß Ew. Majestät nicht bald selbst der Gegenstand seiner Schmähungen werden!"

„Nun, weißt Du, was ich dann thun würde, und was ich auch Dir zu thun rathe?"

Alle blickten neugierig auf die Königin.

„Ich würde dazu lachen. Das will ich jedoch noch bemerken, daß man nämlich nicht zu Allem, was er sagt, lachen, sondern es vielmehr beherzigen muß. Denn oft hüllt er tiefen Ernst in den Schleier des Scherzes. Aber wie verhielt es sich, Sophia? Du solltest ja erzählen?"

Es blieb Sophia nichts Anderes übrig, als zu gehorchen, und dießmal gehorchte sie gewiß recht gerne.

„Jedenfalls haben Ew. Majestät schon gemerkt, daß

Rabenius, seitdem er hierher an den Hof gekommen ist, niemals etwas Anderes gesagt oder gethan hat, als was die Leute ärgert oder kränkt. So spottet er z. B. unsers Müßiggangs, wie er unsre Arbeit nennt, weil wir nicht, wie seine Frau, melken, Frucht schneiden oder dreschen; und da ihm Hedwig, hierüber aufgebracht, zur Antwort gab, daß ein Unterschied sei zwischen „den Frauen und Töchtern vornehmer Leute und dem Gesindel," rief er lachend: „„Sehr richtig, gnädigstes Fräulein! Es verhält sich mit ihnen, nota bene nur umgekehrt, wie mit den Drohnen in einem Bienenkorbe."" — „„Was meinen Sie damit?"" fragte Hedwig. — „„Ich meine,"" antwortete Rabenius, „„daß Sie denselben Nutzen bringen, wie jene, nur mit dem Unterschied, daß diese masculini und die Fräulein wahrscheinlich feminini generis sind, dahingegen die Frauen des Gesindels das sein dürfen, wozu sie Gott erschaffen hat."" Nun fragte Gyllenstjerna mit ganz wegwerfender Miene, wozu sie Gott denn erschaffen habe. „„Dem Mann zur Hülfe,"" antwortete Klaus Narr."

„Nun, liebe Mädchen, darin hat er gerade nicht so Unrecht."

Die jungen Damen schienen sich nicht recht in die Behauptung der Königin finden zu können. Dieselbe fuhr fort:

„Seht nicht so verwundert drein, liebe Freundinnen! Jeder Stand in der Welt hat seine Vortheile und seine Plagen. Ihr blickt mit vornehmer Verachtung auf die Weiber des Volkes, Ihr vergleicht Eure Arbeiten, die doch eigentlich nur ein Zeitvertreib sind, mit ihren drückenden Mühen und Beschwerden, Eure zierlichen prächtigen Gewänder mit ihrer dürftigen Kleidung, und meint dabei zu etwas Anderem geboren zu sein und doch, was sind die Frauen der höheren Stände? Geputzte Puppen! Dürfen sie sich je geben, wie sie sind? Hat ein bürgerliches Weib den ganzen Tag über für seinen Mann, seine Kinder, sein Haus gearbeitet und wirft sie dann am Abend

„Was denkst Du auch, Hedwig? Wie hast Du nur solche Farben nehmen können? Was soll daraus werden? Meinst Du, es könne ein Mensch blaues Haar haben?“

Hedwig sprang auf, riß ärgerlich das Garn von einander und hätte nicht die Königin dabei gestanden, gewiß würde auch das Tuch das Schicksal des Fadens getheilt haben. Ihre nächste Nachbarin, Jungfrau Sophia, sah mit einer schelmischen Miene nach der Königin, und die übrigen hielten nur mit Mühe ein lautes Gelächter zurück.

„Sophia, was gibt es mit ihr? Was ist vorgefallen? fragte die Königin übellaunig. „Ich sehe es Dir an, Du weißt darum: rede!“

Hedwigs Gesicht erglühte wie eine Päonie; sie wandte sich an Sophia:

„Ach ja, lachen Sie immerhin! Warten Sie nur! die Reihe wird auch an Sie kommen mit diesem“ — wer weiß, was sie noch hinzufügen wollte? — „mit diesem vorwitzigen Klaus Narr.“

„Ja so, auf ihn bist Du also böse? Was hat Dir denn der gute Geistliche gethan, arme Hedwig?“

„So mögen Ew. Majestät mich wohl nennen; aber ich hoffe, es nicht lange allein zu bleiben. Seine Grobheit kennt keine Grenzen und Gott möge es nur verhüten, daß Ew. Majestät nicht bald selbst der Gegenstand seiner Schmähungen werden!“

„Nun, weißt Du, was ich dann thun würde, und was ich auch Dir zu thun rathe?“

Alle blickten neugierig auf die Königin.

„Ich würde dazu lachen. Das will ich jedoch noch bemerken, daß man nämlich nicht zu Allem, was er sagt, lachen, sondern es vielmehr beherzigen muß. Denn oft hüllt er tiefen Ernst in den Schleier des Scherzes. Aber wie verhielt es sich, Sophia? Du solltest ja erzählen?“

Es blieb Sophia nichts Anderes übrig, als zu gehorchen, und dießmal gehorchte sie gewiß recht gerne.

„Jedenfalls haben Ew. Majestät schon gemerkt, daß

Rabenius, seitdem er hierher an den Hof gekommen ist, niemals etwas Anderes gesagt oder gethan hat, als was die Leute ärgert oder kränkt. So spottet er z. B. unsers Müßiggangs, wie er unsre Arbeit nennt, weil wir nicht, wie seine Frau, melken, Frucht schneiden oder dreschen; und da ihm Hedwig, hierüber aufgebracht, zur Antwort gab, daß ein Unterschied sei zwischen „den Frauen und Töchtern vornehmer Leute und dem Gesindel," rief er lachend: „„Sehr richtig, gnädigstes Fräulein! Es verhält sich mit ihnen, nota bene nur umgekehrt, wie mit den Drohnen in einem Bienenkorbe."" — „„Was meinen Sie damit?"" fragte Hedwig. — „„Ich meine,"" antwortete Rabenius, „„daß Sie denselben Nutzen bringen, wie jene, nur mit dem Unterschied, daß diese masculini und die Fräulein wahrscheinlich feminini generis sind, dahingegen die Frauen des Gesindels das sein dürfen, wozu sie Gott erschaffen hat."" Nun fragte Gyllenstjerna mit ganz wegwerfender Miene, wozu sie Gott denn erschaffen habe. „„Dem Mann zur Hülfe,"" antwortete Klaus Narr."

„Nun, liebe Mädchen, darin hat er gerade nicht so Unrecht."

Die jungen Damen schienen sich nicht recht in die Behauptung der Königin finden zu können. Dieselbe fuhr fort:

„Seht nicht so verwundert drein, liebe Freundinnen! Jeder Stand in der Welt hat seine Vortheile und seine Plagen. Ihr blickt mit vornehmer Verachtung auf die Weiber des Volkes, Ihr vergleicht Eure Arbeiten, die doch eigentlich nur ein Zeitvertreib sind, mit ihren drückenden Mühen und Beschwerden, Eure zierlichen prächtigen Gewänder mit ihrer dürftigen Kleidung, und meint dabei zu etwas Anderem geboren zu sein und doch, was sind die Frauen der höheren Stände? Geputzte Puppen! Dürfen sie sich je geben, wie sie sind? Hat ein bürgerliches Weib den ganzen Tag über für seinen Mann, seine Kinder, sein Haus gearbeitet und wirft sie dann am Abend

ihre einfache Kleidung ab, wie reich ist sie dann nicht im Bewußtsein der erfüllten Pflichten, dahingegen wir die Dürftigen sind, wenn unsre Dienerinnen uns den eitlen Prunk weggenommen haben. Gewöhnlich knüpft die Liebe ihr Band, während nicht selten in den höhern Ständen die Ehe ein Werk der Politik, des Hochmuths oder des Eigennutzes ist; und wie Viele von den vornehmen Damen können sich wohl schmeicheln, ungetheilt das Herz ihres Mannes zu besitzen? Wie oft betrachtet nicht die Königin von ihrem Throne mit herzzernagendem Kummer die Maitressen ihres Gemahls! Nun, Gott sei Lob, vor einem solchen Schicksal hat mich die gütige Vorsehung bewahrt! Hätte es mich betroffen, es würde mich auch bald ins Grab gebracht haben. Und doch müssen manche Fürstinnen und andre hohe Damen ein solches Loos erfahren. — Mein Einfall, Rabenius zu vertheidigen, hat uns zu weit von der Sache abgeführt; noch weiß ich ja nicht, was er gethan hat?"

Sophia antwortete mit einer gewissen Schadenfreude:

„Es war nur deßhalb, weil Hedwig so sehr darauf sieht, Fräulein genannt zu werden; und er bat sie deßhalb um Verzeihung, weil er sie unglücklicherweise Jungfrau titulirt habe. Nachdem er nun wisse, wie sich die Sache verhalte, werde er sich nie mehr einen so großen Fehler zu Schulden kommen lassen."

Die Gräfin Lilje lächelte und Etwas wie Zorn zeigte sich im Blick der Königin. Sie verließ das Zimmer und winkte der Gräfin, sie zu begleiten.

Kaum waren die jungen Mädchen unter sich, als Hedwig anhob:

„Ich muß gestehen, daß Du es sehr gut verstehst, Deine Worte so zu stellen, um eine Andere in Verdacht zu bringen. Es ist einzig der Neid darüber, daß ich von höherer Geburt bin, als Du; und wärst Du eine Grafentochter, wie ich und mit einem fürstlichen Haus verwandt, so wolltest Du wohl auch nicht gerne Jungfrau heißen."

„Es kommt darauf an, was ich wäre."

„Ach, da dürfte man nur eine Frage an den Grafen.... schweig, mein Mund, dann kriegst Du Zucker. Ich will Dir nur sagen, daß ich auch . . ." und nun folgte eine Unterredung zwischen den beiden Mädchen, mit beigefügten Anmerkungen von den Andern, was Alles für Rabenius sehr erbaulich zu hören gewesen wäre. Aber er wußte in jedem Fall, was er wußte.

Wer weiß, wohin der Zwist noch hätte führen können, hätte nicht der verwunderte Ausruf eines jungen Mädchens eine glückliche Unterbrechung herbeigeführt. Dieß Mädchen, Emerentia Düber, hatte die Königin vor Kurzem als ihre sogenannte wohlgeborne Kammerjungfrau angenommen. Anfänglich war Emerentia über den nicht sehr zärtlichen Wortwechsel verblüfft, war aber desselben, da sie mit den vornehmsten Schauspielern am Hofe und deren Verhältnissen noch fast ganz unbekannt war, bald überdrüssig und hatte sich an's Fenster gestellt, um zu sehen, was draußen vorgehe.

„Was schreist Du denn?"

„Ach, liebes Fräulein Martha, dort steht ein Bauer, der die Schloßtreppe hinauf will. Die Schildwache gibt es nicht zu; aber sehen Sie nur, der närrische Rabenius ist dabei."

„Was!" schallte es im Chorus und Alle stürzten nach dem Fenster.

„Nein, seht nur, wie sich der Rabenius anstellt! Er wird doch den Bauer nicht mit hinauf zum König nehmen."

Sie waren gerade noch daran, ihre Vermuthungen über den Zusammenhang der Sache anzustellen, als eine schwerfällige, in Lederriemen hängende Karosse, doppelt so groß wie ein heutiger Landauer, aber ohne dessen Pracht, auf den Schloßhof rollte.

„Ist das nicht Prinzessin Julie?" fragte die Kleine.

„Ja, sie ist es, antwortete Sophia. Die Fräulein, heißt das die beiden Grafentöchter, sahen einander froh, und bedeutungsvoll an, während die sogenannten wohl-

gebornen Jungfrauen die Nase rümpften, sich enger zusammenschlossen, und leise ihr Mißvergnügen über die Vorrechte der Andern äußerten.

„Die Behandlungsweise sowohl des Königs als der Königin," flüsterte Sophia, „beurkundet deutlich, daß sie auf einen Baron, ja sogar auf einen gewöhnlichen Adligen, wenn er nur was taugt, eben so großen Werth setzen, als auf einen Grafen. Man sollte daher meinen, die Fräulein könnten ein Bischen von ihm Hochmuth ablegen. Es nimmt mich Wunder, warum wir uns nicht auch können Fräulein nennen lassen?"

„Du wirst sehen," entgegnete Ingeborg, „daß diese Zeit nicht so gar ferne ist."

„Wenn ich das wüßte," erwiederte Sophia leise, „dann würde ich partout nicht heiraten. Ich möchte durchaus nicht vom Hofe weg; aber ich kann es auch nicht ertragen, Jungfrau zu heißen, wenn Andere, die um kein Haar besser sind als ich, Fräulein genannt werden. Seht nur, wie sie springen und sich mit Fräulein Julie familiär machen!" Und eine vom Zorn erpreßte Thräne entstellte ihr sonst nicht unangenehmes Gesicht. Ingeborg gab ihr einen Wink, sich ruhig zu verhalten; gewaltsam unterdrückte sie die bittern Zähren und ging mit den Uebrigen der Eintretenden entgegen.

Diese Dame ist unsre alte Bekannte. Ihre seltene Schönhelt erschien fast blendend, wie der junge Tag. Das Feuer in ihren großen, dunkeln Augen, brannte wo möglich noch verzehrender, als früher. Vertraulich grüßte sie die Fräulein, mit freundlicher Herablassung die Jungfrauen; aber den Unterschied zwischen Vertraulichkeit und Herablassung verstand sie so fein auszudrücken, daß die weniger Vornehmen ihn nicht bemerkten und die Vornehmen dachten: sie weiß doch einen Unterschied zwischen den Leuten zu machen.

„Willkommen vom Lande, liebe Julie! Was hatten wir Langeweile während Deiner Abwesenheit!" sprach Hedwig.

„Ja, soll mich der T—, sage ich nicht dasselbe!“

„Beste Martha,“ entgegnete Julie, „wie oft habe ich Dich nicht schon gebeten, Dein Fluchen zu unterlassen! Es ist entsetzlich, wie hier in Schweden die Damen fluchen; Ihr müßt das von Eurer lieben Königin Christine gelernt haben, die wie ein Dragoner fluchte. Es mag wohl vorkommen, daß auch mir mitunter ein oder das andere kleine Donnerwetter entfährt; aber dann gebe ich wenigstens Acht, daß es niemand Anderes als mein Mädchen hört.“

„Nun, wem kann so Etwas nicht passiren?“ sagte Sophia.

„Das mag freilich sein, liebe Mädchen! Aber bedenkt, wenn das Unglück wollte, daß jemand Anderes es hörte, wie ärgerlich wäre das nicht! Und um so mehr, als ihr sonst so lieb und angenehm seid.“

„Ja,“ erwiederte Martha, „Fräulein Julie hat Recht! Gleichwohl kann ich zu meiner Entschuldigung anführen, daß, als ich, noch ein Kind, zur Königin Christine kam, ich ihr in Allem nachahmen wollte.“

„Aber,“ fiel Sophia ein, „es gelang in nichts Anderem, als der Kunst zu fluchen.“

„Soll mich der T— — ist die Jungfrau Naseweis auch schon wieder bei der Hand; aber Gott verd . . . .“

Julie legte ihre schöne Hand auf den Mund des Fräuleins, die sich freilich ihrer Jugend schon von etwas lange her erinnerte.

„Ruhig, Martha, sage ich! Und Du, Sophia, kannst Du denn nie Deine Zunge im Zaum halten? Martha, wenn Du das Fluchen nicht unterläßt, so bekommst Du den schönen Papagei nicht, den ich Dir versprochen habe.“

„Gott soll sich erbarmen! Bekömmt sie noch einen Papagei dazu, dann wird den ganzen Tag um die Wette geflucht! Es ist wahrhaftig recht Schade, daß der Walpurgistag vorbei ist!“

Julie erbleichte und drückte ihre schöne Hand fester

auf Marthas welke Lippen, während sie, zu Sophia gewendet, fortfuhr:

„Weißt Du, daß ich auch für Dich eine Strafe ausgedacht! Du wirst die seidnen Strümpfe zum nächsten Ball nicht bekommen."

„Ach, allergnädigstes Fräulein Julie, strafen Sie mich nicht so hart! Ich werde schweigen; ja, und wenn die noch so viele Dummheiten machen, ich will meinen Mund nicht aufthun."

Die Ankunft der Gräfin Lilje unterbrach das Gespräch.

„Willkommen, wieder hier, Fräulein! Ist Ihre Reise glücklich abgelaufen?"

„Sehr gut, liebe Gräfin!" entgegnete Julie. „Ich habe das Vergnügen, Ihnen von Ihrer Schwägerin, der Gräfin Stenbock, Grüße zu überbringen. Sie und ihre kleine Tochter befinden sich sehr wohl."

„So, haben Sie sie getroffen?"

„Mehrere Mal! Ich habe mit Unruhe vernommen, daß Ihro Majestät sich wieder unwohl befunden."

„Ja, sie hatte einen heftigen, aber Gott sei Dank, kurzen Anfall. Ihre fortwährende Unpäßlichkeit gibt uns jedoch wenig Hoffnung, daß sie jemals ihre Gesundheit wieder erlangt. Erlauben Sie mir, daß ich Sie zur Königin führe; sie wünscht mit Ihnen zu reden und zwar über . . ."

Die letzten Worte verklangen unter der Thüre, die sich rasch hinter den beiden Damen schloß.

„Wie schön ist doch Fräulein Julie!"

„Ach ja, Emerentia, das ist sie freilich!" antwortete Sophia, die sich selbst damit schmeichelte, eine ausgezeichnete Schönheit zu sein. Inzwischen hatten sich Einige der Fräulein wieder zu dem Stickrahmen gesetzt, aber nicht um zu arbeiten, sondern um sich leise zu unterhalten:

„Es ist gräulich, was die Königin für ein Zutrauen zu dieser Julie hat."

„Ja, soll mich der T—, hat nicht sogar die Königin

durch sie dem Baron Tott Geld geschickt, weil er so fürchterlich verloren hatte! Aber ich meine doch, sie sollte so vernünftig sein und zu solchen Aufträgen ältere und erfahrnere Personen brauchen . . ."

„Höre, Martha, wie hängt das eigentlich zusammen mit . . ."

Sie setzten ihr Gespräch so leise fort, daß man nicht ein einziges Wort verstehen konnte.

„Ja," sagte Sophia zu Ingeborg, mit der sie beim Fenster ihre Bemerkungen über Julie fortsetzte, „sagt über sie, was Ihr wollt, daß sie sowohl falsch ist als listig und so weiter; aber hübsch ist sie, das kann ihr selbst der Neid nicht absprechen. Aber wißt Ihr, Mädchen, jetzt ist keine Zeit, da zu stehen oder zu sitzen und länger zu schwatzen. Kommt die Königin oder die Gräfin, dann setzt es ein Donnerwetter ab. Nun, die Verweise der Gräfin Lilje schlage ich für meinen Theil in den Wind."

„Aber die mißbilligenden Blicke der Königin?" fragte Margarethe.

„Die fürchte ich," war Sophias Antwort.

Zweites Kapitel.

Hof, Stadt und Land durchflog das Gerücht der unerhörten Kühnheit Olle Olssons in Langlöt, den König wegen Schadenersatzes vor Gericht laden zu lassen. Kein Kronbedienter wagte es, die Vorladung zu überreichen, und wahrscheinlich wäre er damit nicht zu Stande gekommen, hätte nicht, zu seinem Glück, der ordentliche Distriktsrichter krank darnieder gelegen, und wäre nicht sein Stellvertreter ein junger Mann von edler Denkungs-

art gewesen, der lieber, wie Aslaugas Stiefsohn, sich hätte spießen lassen, als daß er das geringste Unrecht geduldet hätte. Er schrieb die Vorladung und unterrichtete den Bauern, was er zu thun habe. Der aber, so rauh und unbekümmert er auch war, wenn er auf seinem Eigenthum und in seinem Hause angegriffen wurde, stand jetzt unschlüssig da und krazte sich verlegen hinter dem Ohr, als er zum Schlosse kam. Er hatte den Rath des Richters vergessen, sich an den wachthabenden Offizier zu wenden, oder sah auch vielleicht den vor der Hauptwache schildernden Gardisten für einen solchen an. Endlich wandte er sich an diesen.

„Hör Er! Wie kann ich den König zu sprechen kriegen?"

„Was Donnerw— hast Du denn mit dem König zu reden?"

„Ja, ich will ihn vorladen, weil er über mein ungemähtes Feld gefahren ist."

„Bist Du verrückt? Du willst den König vorladen? Korporal heraus!"

Der Korporal wollte den Bauern auf seine Aeußerung hin arretiren. Dadurch hätte dieser wohl auch seinen Zweck erreicht, aber das Schicksal war ihm günstig und gewährte ihm von anderer Seite Hülfe.

Rabenius, der ausgehen wollte, hörte von Ferne den Lärm, sah, wie der Bauer mit dem Korporal stritt, der ihn bei der Brust gepackt hatte, eilte schnell herzu und kam gerade recht, um Olle Olsson aus den Händen der Wache zu befreien. Er hatte den Bauer erkannt und ahnte alsbald den Sachverhalt. Wie ein Blitz fuhr es ihm durch den Kopf, auf welche Art ihn der König bei der Wette zum Besten gehabt, und daß durch diesen Zufall vielleicht die Zeit zu Repressalien gekommen sein dürfte. Er fragte, was der Bauer angefangen habe. Der Korporal meinte, das gehe den Schwarzrock Nichts an. Aber Olle Olsson schrie:

„Helfen Sie mir, lieber Vater! Helfen Sie mir, zum König zu kommen!“

„Nein, zum Kapitän sollst Du, so lang es in meiner Macht steht!“ brüllte der Korporal.

Der Kapitän kam heraus, neugierig zu wissen, was Rabenius mit der Wache vorhabe und in der Hoffnung, eine lustige Scene zu erleben, worin er sich gleichwohl betrogen sah. Rabenius erzählte den Hergang einfach und wahr, ohne Zusätze; man ließ den Bauern los, der seinem Retter zum Könige hinauf folgte.

Bei der großen Treppe eilte ein wohlgekleideter Bürger, der Eisenhändler Kallenius mit höflichem Gruße an Rabenius vorüber. Kaum einige Schritte weiter begegnete er dem Krämer Ahström.

„War Seine Majestät gnädig?“ fragte der Eisenhändler.

„Sehr gnädig! Du kommst gerade zur glücklichen Stunde; er bezahlt heute mit Stangeneisen!“ antwortete der Krämer.

„Das wäre der Teufel! dann will ich mich eilen,“ sagte der Eisenhändler und sprang die große Treppe hinauf.

„Was geht hier vor?“ dachte Rabenius und sah forschend auf den Krämer, in dessen Blicken er deutlich Aerger und Schrecken las. Es war keine Zeit, dem Zusammenhang nachzufragen und so gingen sie denn die Treppe hinauf. „Na, na, ich will schon erfahren, wie das zusammenhängt,“ dachte unser Freund und eilte mit großen Schritten aufwärts.

Bei seinem Eintritt in den Trabantensaal hörte er den Eisenhändler sehr vergnügt um Audienz nachsuchen.

„Meldet auch mich und einen Bauern!“ fügte Rabenius hinzu.

Der Page kam bald mit der Erlaubniß zum Vortritt für Alle zurück. Der Eisenhändler zog sich artig zurück und wollte Rabenius zuerst eintreten lassen.

„Durchaus nicht, mein Herr!“ antwortete dieser.

„Wer zuerst kommt, mahlt zuerst. Ich habe es nicht so eilig."

Der Eisenhändler trat daher dreist ein und Rabenius folgte ihm mit seinem Bauern.

Der König ging heftig aufgeregt im Zimmer auf und ab, blieb aber plötzlich dicht vor dem Eisenhändler stehen, sah ihn scharf an und fragte:

„Was willst Du?"

Bestürzt über den heftigen Ton in der Stimme des Königs, zog er sich leise nach der Thüre zurück und erwiederte:

„Ich wollte in tiefster Unterthänigkeit darum nachsuchen, daß Ew. Majestät mir gnädigst dieselbe Bezahlung möchten zukommen lassen, welche der Krämer Ahström soeben empfing."

„Was meinst Du, Bursche?"

„Er sagte, daß Ew. Majestät so gnädig gewesen und ihn mit Stangen bezahlt haben, und das sollte mir nun in meinem Geschäft außerordentlich zu gut kommen."

Bei diesen Worten lachte der König laut auf und wandte sich zu Rabenius.

„Hör Du, der Krämer Ahström fällt Dir, meiner Seele, ins Handwerk. Er kam und forderte sehr ungestüm seine Bezahlung für eine Armeelieferung. Ich sagte ihm, daß er warten müsse, weil es jetzt schlimm mit dem Geld stehe. Das wollte der Herr nicht; da nahm ich denn die Feuergabel und zählte ihm einige auf."

Der Eisenhändler wollte fort.

„Bleibt, sag' ich!" rief der König. „Was zum Teufel springt Ihr denn fort? Ich werde doch wohl keine Leute todt schlagen. Kommt her, Ihr sollt ehrlich bezahlt werden. Wo ist die Rechnung?"

Zitternd übergab sie der Eisenhändler.

„Sie ist richtig," sagte der König, zog Geld hervor und zählte es dem Manne dar, der es unter Verbeugungen und höchst vergnügt einsteckte. Als er sich zum Gehen anschickte, sagte der König:

„Ihr könnt dem Krämer, dem Narren, sagen, daß er um elf Uhr hierherkommt, dann soll er auch sein Geld bekommen."

„Na, Rabenius, was willst Du? Willst Du auch Geld haben?"

„Ich nicht, Ew. Majestät; aber hier ist ein armer Bauer . . . ."

Der König erkannte den Bauern auf den ersten Blick.

„Ja, so, Du bist es? Du hast Dich wohl besonnen, denke ich und kommst um den Schadenersatz in Empfang zu nehmen, den ich Dir versprochen habe? Es war, laß sehen — ja — — hier nimm."

Nun war endlich der Bauer in der Sache zu Hause, und die Dämonen, Schrecken und Verlegenheit genannt, ergriffen die Flucht.

„Nein, Herr König, für so wenig kann ich es nicht thun. Wollen Sie mir das verlangte geben, so mag es gut sein, wo nicht, so soll das hier zwischen uns entscheiden." Damit übergab er dem betroffenen König die Vorladung.

„Weil ich keinen Hofbedienten auftreiben konnte, der die Vorladung übergeben wollte, so entschloß ich mich selbst zu gehen und hätte der Geistliche mir nicht geholfen, so wäre ich noch in's Loch gesteckt worden, denn es ist wahrhaftig nicht leicht, hier zu Lande gegen die hohen Herrn Recht zu bekommen."

Der König zog die Augenbrauen zusammen.

„Hast Du es gesehen, Rabenius? Wer wollte den Bauer arretiren?

Rabenius suchte dem Vorfall einen milderen Anstrich zu geben.

„Warte, ich will, meiner Seele, die Kerls zur Unzeit arretiren lehren, das will ich!"

Er wandte sich zu dem Bauern.

„Du hast also keine Lust zum Vergleich, sondern willst mit Deinem König Prozeß führen?"

Etwas erschrocken antwortete der Bauer:

gebornen Jungfrauen die Nase rümpften, sich enger zusammenschlossen, und leise ihr Mißvergnügen über die Vorrechte der Andern äußerten.

„Die Behandlungsweise sowohl des Königs als der Königin," flüsterte Sophia, „beurkundet deutlich, daß sie auf einen Baron, ja sogar auf einen gewöhnlichen Adligen, wenn er nur was taugt, eben so großen Werth setzen, als auf einen Grafen. Man sollte daher meinen, die Fräulein könnten ein Bischen von ihm Hochmuth ablegen. Es nimmt mich Wunder, warum wir uns nicht auch können Fräulein nennen lassen?"

„Du wirst sehen," entgegnete Ingeborg, „daß diese Zeit nicht so gar ferne ist."

„Wenn ich das wüßte," erwiederte Sophia leise, „dann würde ich partout nicht heiraten. Ich möchte durchaus nicht vom Hofe weg; aber ich kann es auch nicht ertragen, Jungfrau zu heißen, wenn Andere, die um kein Haar besser sind als ich, Fräulein genannt werden. Seht nur, wie sie springen und sich mit Fräulein Julie familiär machen!" Und eine vom Zorn erpreßte Thräne entstellte ihr sonst nicht unangenehmes Gesicht. Ingeborg gab ihr einen Wink, sich ruhig zu verhalten; gewaltsam unterdrückte sie die bittern Zähren und ging mit den Uebrigen der Eintretenden entgegen.

Diese Dame ist unsre alte Bekannte. Ihre seltene Schönheit erschien fast blendend, wie der junge Tag. Das Feuer in ihren großen, dunkeln Augen, brannte wo möglich noch verzehrender, als früher. Vertraulich grüßte sie die Fräulein, mit freundlicher Herablassung die Jungfrauen; aber den Unterschied zwischen Vertraulichkeit und Herablassung verstand sie so fein auszudrücken, daß die weniger Vornehmen ihn nicht bemerkten und die Vornehmen dachten: sie weiß doch einen Unterschied zwischen den Leuten zu machen.

„Willkommen vom Lande, liebe Julie! Was hatten wir Langeweile während Deiner Abwesenheit!" sprach Hedwig.

„Ja, soll mich der T—, sage ich nicht dasselbe!"

„Beste Martha," entgegnete Julie, „wie oft habe ich Dich nicht schon gebeten, Dein Fluchen zu unterlassen! Es ist entsetzlich, wie hier in Schweden die Damen fluchen; Ihr müßt das von Eurer lieben Königin Christine gelernt haben, die wie ein Dragoner fluchte. Es mag wohl vorkommen, daß auch mir mitunter ein oder das andere kleine Donnerwetter entfährt; aber dann gebe ich wenigstens Acht, daß es niemand Anderes als mein Mädchen hört."

„Nun, wem kann so Etwas nicht passiren?" sagte Sophia.

„Das mag freilich sein, liebe Mädchen! Aber bedenkt, wenn das Unglück wollte, daß jemand Anderes es hörte, wie ärgerlich wäre das nicht! Und um so mehr, als ihr sonst so lieb und angenehm seid."

„Ja," erwiederte Martha, „Fräulein Julie hat Recht! Gleichwohl kann ich zu meiner Entschuldigung anführen, daß, als ich, noch ein Kind, zur Königin Christine kam, ich ihr in Allem nachahmen wollte."

„Aber," fiel Sophia ein, „es gelang in nichts Anderem, als der Kunst zu fluchen."

„Soll mich der T— — ist die Jungfrau Naseweis auch schon wieder bei der Hand; aber Gott verd . . . ."

Julie legte ihre schöne Hand auf den Mund des Fräuleins, die sich freilich ihrer Jugend schon von etwas lange her erinnerte.

„Ruhig, Martha, sage ich! Und Du, Sophia, kannst Du denn nie Deine Zunge im Zaum halten? Martha, wenn Du das Fluchen nicht unterläßt, so bekommst Du den schönen Papagei nicht, den ich Dir versprochen habe."

„Gott soll sich erbarmen! Bekömmt sie noch einen Papagei dazu, dann wird den ganzen Tag um die Wette geflucht! Es ist wahrhaftig recht Schade, daß der Walpurgistag vorbei ist!"

Julie erbleichte und drückte ihre schöne Hand fester

auf Marthas welke Lippen, während sie, zu Sophia gewendet, fortfuhr:

„Weißt Du, daß ich auch für Dich eine Strafe ausgedacht! Du wirst die seidnen Strümpfe zum nächsten Ball nicht bekommen.“

„Ach, allergnädigstes Fräulein Julie, strafen Sie mich nicht so hart! Ich werde schweigen; ja, und wenn die noch so viele Dummheiten machen, ich will meinen Mund nicht aufthun.“

Die Ankunft der Gräfin Lilje unterbrach das Gespräch.

„Willkommen, wieder hier, Fräulein! Ist Ihre Reise glücklich abgelaufen?“

„Sehr gut, liebe Gräfin!“ entgegnete Julie. „Ich habe das Vergnügen, Ihnen von Ihrer Schwägerin, der Gräfin Stenbock, Grüße zu überbringen. Sie und ihre kleine Tochter befinden sich sehr wohl.“

„So, haben Sie sie getroffen?“

„Mehrere Mal! Ich habe mit Unruhe vernommen, daß Ihro Majestät sich wieder unwohl befunden.“

„Ja, sie hatte einen heftigen, aber Gott sei Dank, kurzen Anfall. Ihre fortwährende Unpäßlichkeit gibt uns jedoch wenig Hoffnung, daß sie jemals ihre Gesundheit wieder erlangt. Erlauben Sie mir, daß ich Sie zur Königin führe; sie wünscht mit Ihnen zu reden und zwar über . . .“

Die letzten Worte verklangen unter der Thüre, die sich rasch hinter den beiden Damen schloß.

„Wie schön ist doch Fräulein Julie!“

„Ach ja, Emerentia, das ist sie freilich!“ antwortete Sophia, die sich selbst damit schmeichelte, eine ausgezeichnete Schönheit zu sein. Inzwischen hatten sich Einige der Fräulein wieder zu dem Stickrahmen gesetzt, aber nicht um zu arbeiten, sondern um sich leise zu unterhalten:

„Es ist gräulich, was die Königin für ein Zutrauen zu dieser Julie hat.“

„Ja, soll mich der T—, hat nicht sogar die Königin

durch sie dem Baron Tott Geld geschickt, weil er so fürchterlich verloren hatte! Aber ich meine doch, sie sollte so vernünftig sein und zu solchen Aufträgen ältere und erfahrnere Personen brauchen . . ."

„Höre, Martha, wie hängt das eigentlich zusammen mit . . ."

Sie setzten ihr Gespräch so leise fort, daß man nicht ein einziges Wort verstehen konnte.

„Ja," sagte Sophia zu Ingeborg, mit der sie beim Fenster ihre Bemerkungen über Julie fortsetzte, „sagt über sie, was Ihr wollt, daß sie sowohl falsch ist als listig und so weiter; aber hübsch ist sie, das kann ihr selbst der Neid nicht absprechen. Aber wißt Ihr, Mädchen, jetzt ist keine Zeit, da zu stehen oder zu sitzen und länger zu schwatzen. Kommt die Königin oder die Gräfin, dann setzt es ein Donnerwetter ab. Nun, die Verweise der Gräfin Lilje schlage ich für meinen Theil in den Wind."

„Aber die mißbilligenden Blicke der Königin?" fragte Margarethe.

„Die fürchte ich," war Sophias Antwort.

Zweites Kapitel.

Hof, Stadt und Land durchflog das Gerücht der unerhörten Kühnheit Olle Olssons in Langlöt, den König wegen Schadenersatzes vor Gericht laden zu lassen. Kein Kronbedienter wagte es, die Vorladung zu überreichen, und wahrscheinlich wäre er damit nicht zu Stande gekommen, hätte nicht, zu seinem Glück, der ordentliche Distriktsrichter krank darnieder gelegen, und wäre nicht sein Stellvertreter ein junger Mann von edler Denkungs-

art gewesen, der lieber, wie Aslaugas Stiefsohn, sich hätte spießen lassen, als daß er das geringste Unrecht geduldet hätte. Er schrieb die Vorladung und unterrichtete den Bauern, was er zu thun habe. Der aber, so rauh und unbekümmert er auch war, wenn er auf seinem Eigenthum und in seinem Hause angegriffen wurde, stand jetzt unschlüssig da und krazte sich verlegen hinter dem Ohr, als er zum Schlosse kam. Er hatte den Rath des Richters vergessen, sich an den wachthabenden Offizier zu wenden, oder sah auch vielleicht den vor der Hauptwache schildernden Gardisten für einen solchen an. Endlich wandte er sich an diesen.

„Hör Er! Wie kann ich den König zu sprechen kriegen?"

„Was Donnerw— hast Du denn mit dem König zu reden?"

„Ja, ich will ihn vorladen, weil er über mein ungemähtes Feld gefahren ist."

„Bist Du verrückt? Du willst den König vorladen? Korporal heraus!"

Der Korporal wollte den Bauern auf seine Aeußerung hin arretiren. Dadurch hätte dieser wohl auch seinen Zweck erreicht, aber das Schicksal war ihm günstig und gewährte ihm von anderer Seite Hülfe.

Rabenius, der ausgehen wollte, hörte von Ferne den Lärm, sah, wie der Bauer mit dem Korporal stritt, der ihn bei der Brust gepackt hatte, eilte schnell herzu und kam gerade recht, um Olle Olsson aus den Händen der Wache zu befreien. Er hatte den Bauer erkannt und ahnte alsbald den Sachverhalt. Wie ein Blitz fuhr es ihm durch den Kopf, auf welche Art ihn der König bei der Wette zum Besten gehabt, und daß durch diesen Zufall vielleicht die Zeit zu Repressalien gekommen sein dürfte. Er fragte, was der Bauer angefangen habe. Der Korporal meinte, das gehe den Schwarzrock Nichts an. Aber Olle Olsson schrie:

„Helfen Sie mir, lieber Vater! Helfen Sie mir, zum König zu kommen!“

„Nein, zum Kapitän sollst Du, so lang es in meiner Macht steht!“ brüllte der Korporal.

Der Kapitän kam heraus, neugierig zu wissen, was Rabenius mit der Wache vorhabe und in der Hoffnung, eine lustige Scene zu erleben, worin er sich gleichwohl betrogen sah. Rabenius erzählte den Hergang einfach und wahr, ohne Zusätze; man ließ den Bauern los, der seinem Retter zum Könige hinauf folgte.

Bei der großen Treppe eilte ein wohlgekleideter Bürger, der Eisenhändler Kallenius mit höflichem Gruße an Rabenius vorüber. Kaum einige Schritte weiter begegnete er dem Krämer Ahström.

„War Seine Majestät gnädig?“ fragte der Eisenhändler.

„Sehr gnädig! Du kommst gerade zur glücklichen Stunde; er bezahlt heute mit Stangeneisen!“ antwortete der Krämer.

„Das wäre der Teufel! dann will ich mich eilen,“ sagte der Eisenhändler und sprang die große Treppe hinauf.

„Was geht hier vor?“ dachte Rabenius und sah forschend auf den Krämer, in dessen Blicken er deutlich Aerger und Schrecken las. Es war keine Zeit, dem Zusammenhang nachzufragen und so gingen sie denn die Treppe hinauf. „Na, na, ich will schon erfahren, wie das zusammenhängt,“ dachte unser Freund und eilte mit großen Schritten aufwärts.

Bei seinem Eintritt in den Trabantensaal hörte er den Eisenhändler sehr vergnügt um Audienz nachsuchen.

„Meldet auch mich und einen Bauern!“ fügte Rabenius hinzu.

Der Page kam bald mit der Erlaubniß zum Vortritt für Alle zurück. Der Eisenhändler zog sich artig zurück und wollte Rabenius zuerst eintreten lassen.

„Durchaus nicht, mein Herr!“ antwortete dieser.

art gewesen, der lieber, wie Aslaugas Stiefsohn, sich hätte spießen lassen, als daß er das geringste Unrecht geduldet hätte. Er schrieb die Vorladung und unterrichtete den Bauern, was er zu thun habe. Der aber, so rauh und unbekümmert er auch war, wenn er auf seinem Eigenthum und in seinem Hause angegriffen wurde, stand jetzt unschlüssig da und krazte sich verlegen hinter dem Ohr, als er zum Schlosse kam. Er hatte den Rath des Richters vergessen, sich an den wachthabenden Offizier zu wenden, oder sah auch vielleicht den vor der Hauptwache schildernden Gardisten für einen solchen an. Endlich wandte er sich an diesen.

„Hör Er! Wie kann ich den König zu sprechen kriegen?"

„Was Donnerw— hast Du denn mit dem König zu reden?"

„Ja, ich will ihn vorladen, weil er über mein ungemähtes Feld gefahren ist."

„Bist Du verrückt? Du willst den König vorladen? Korporal heraus!"

Der Korporal wollte den Bauern auf seine Aeußerung hin arretiren. Dadurch hätte dieser wohl auch seinen Zweck erreicht, aber das Schicksal war ihm günstig und gewährte ihm von anderer Seite Hülfe.

Rabenius, der ausgehen wollte, hörte von Ferne den Lärm, sah, wie der Bauer mit dem Korporal stritt, der ihn bei der Brust gepackt hatte, eilte schnell herzu und kam gerade recht, um Olle Olsson aus den Händen der Wache zu befreien. Er hatte den Bauer erkannt und ahnte alsbald den Sachverhalt. Wie ein Blitz fuhr es ihm durch den Kopf, auf welche Art ihn der König bei der Wette zum Besten gehabt, und daß durch diesen Zufall vielleicht die Zeit zu Repressalien gekommen sein dürfte. Er fragte, was der Bauer angefangen habe. Der Korporal meinte, das gehe den Schwarzrock Nichts an. Aber Olle Olsson schrie:

„Helfen Sie mir, lieber Vater! Helfen Sie mir, zum König zu kommen!“

„Nein, zum Kapitän sollst Du, so lang es in meiner Macht steht!“ brüllte der Korporal.

Der Kapitän kam heraus, neugierig zu wissen, was Rabenius mit der Wache vorhabe und in der Hoffnung, eine lustige Scene zu erleben, worin er sich gleichwohl betrogen sah. Rabenius erzählte den Hergang einfach und wahr, ohne Zusätze; man ließ den Bauern los, der seinem Retter zum Könige hinauf folgte.

Bei der großen Treppe eilte ein wohlgekleideter Bürger, der Eisenhändler Kallenius mit höflichem Gruße an Rabenius vorüber. Kaum einige Schritte weiter begegnete er dem Krämer Ahström.

„War Seine Majestät gnädig?“ fragte der Eisenhändler.

„Sehr gnädig! Du kommst gerade zur glücklichen Stunde; er bezahlt heute mit Stangeneisen!“ antwortete der Krämer.

„Das wäre der Teufel! dann will ich mich eilen,“ sagte der Eisenhändler und sprang die große Treppe hinauf.

„Was geht hier vor?“ dachte Rabenius und sah forschend auf den Krämer, in dessen Blicken er deutlich Aerger und Schrecken las. Es war keine Zeit, dem Zusammenhang nachzufragen und so gingen sie denn die Treppe hinauf. „Na, na, ich will schon erfahren, wie das zusammenhängt,“ dachte unser Freund und eilte mit großen Schritten aufwärts.

Bei seinem Eintritt in den Trabantensaal hörte er den Eisenhändler sehr vergnügt um Audienz nachsuchen.

„Meldet auch mich und einen Bauern!“ fügte Rabenius hinzu.

Der Page kam bald mit der Erlaubniß zum Vortritt für Alle zurück. Der Eisenhändler zog sich artig zurück und wollte Rabenius zuerst eintreten lassen.

„Durchaus nicht, mein Herr!“ antwortete dieser.

„Wer zuerst kommt, mahlt zuerst. Ich habe es nicht so eilig.“

Der Eisenhändler trat daher dreist ein und Rabenius folgte ihm mit seinem Bauern.

Der König ging heftig aufgeregt im Zimmer auf und ab, blieb aber plötzlich dicht vor dem Eisenhändler stehen, sah ihn scharf an und fragte:

„Was willst Du?“

Bestürzt über den heftigen Ton in der Stimme des Königs, zog er sich leise nach der Thüre zurück und erwiederte:

„Ich wollte in tiefster Unterthänigkeit darum nachsuchen, daß Ew. Majestät mir gnädigst dieselbe Bezahlung möchten zukommen lassen, welche der Krämer Ahström soeben empfing.“

„Was meinst Du, Bursche?“

„Er sagte, daß Ew. Majestät so gnädig gewesen und ihn mit Stangen bezahlt haben, und das sollte mir nun in meinem Geschäft außerordentlich zu gut kommen.“

Bei diesen Worten lachte der König laut auf und wandte sich zu Rabenius.

„Hör Du, der Krämer Ahström fällt Dir, meiner Seele, ins Handwerk. Er kam und forderte sehr ungestüm seine Bezahlung für eine Armeelieferung. Ich sagte ihm, daß er warten müsse, weil es jetzt schlimm mit dem Geld stehe. Das wollte der Herr nicht; da nahm ich denn die Feuergabel und zählte ihm einige auf.“

Der Eisenhändler wollte fort.

„Bleibt, sag' ich!“ rief der König. „Was zum Teufel springt Ihr denn fort? Ich werde doch wohl keine Leute todt schlagen. Kommt her, Ihr sollt ehrlich bezahlt werden. Wo ist die Rechnung?“

Zitternd übergab sie der Eisenhändler.

„Sie ist richtig,“ sagte der König, zog Geld hervor und zählte es dem Manne dar, der es unter Verbeugungen und höchst vergnügt einsteckte. Als er sich zum Gehen anschickte, sagte der König:

„Ihr könnt dem Krämer, dem Narren, sagen, daß er um elf Uhr hierherkommt, dann soll er auch sein Geld bekommen."

„Na, Rabenius, was willst Du? Willst Du auch Geld haben?"

„Ich nicht, Ew. Majestät; aber hier ist ein armer Bauer . . . ."

Der König erkannte den Bauern auf den ersten Blick.

„Ja, so, Du bist es? Du hast Dich wohl besonnen, denke ich und kommst um den Schadenersatz in Empfang zu nehmen, den ich Dir versprochen habe? Es war, laß sehen — ja — — hier nimm."

Nun war endlich der Bauer in der Sache zu Hause, und die Dämonen, Schrecken und Verlegenheit genannt, ergriffen die Flucht.

„Nein, Herr König, für so wenig kann ich es nicht thun. Wollen Sie mir das verlangte geben, so mag es gut sein, wo nicht, so soll das hier zwischen uns entscheiden." Damit übergab er dem betroffenen König die Vorladung.

„Weil ich keinen Hofbedienten auftreiben konnte, der die Vorladung übergeben wollte, so entschloß ich mich selbst zu gehen und hätte der Geistliche mir nicht geholfen, so wäre ich noch in's Loch gesteckt worden, denn es ist wahrhaftig nicht leicht, hier zu Lande gegen die hohen Herrn Recht zu bekommen."

Der König zog die Augenbrauen zusammen.

„Hast Du es gesehen, Rabenius? Wer wollte den Bauer arretiren?

Rabenius suchte dem Vorfall einen milderen Anstrich zu geben.

„Warte, ich will, meiner Seele, die Kerls zur Unzeit arretiren lehren, das will ich!"

Er wandte sich zu dem Bauern.

„Du hast also keine Lust zum Vergleich, sondern willst mit Deinem König Prozeß führen?"

Etwas erschrocken antwortete der Bauer:

„Ja — a. Wenn ich mein Recht nicht bekomme, so . . . .“

„Dann habe ich gesetzlich nichts Anderes zu thun, als Dir den Empfang der Vorladung zu bescheinigen. Rabenius, dort steht Schreibzeug; setze eine Bescheinigung auf!“

Rabenius schrieb eine solche und übergab sie dem König, der alsbald an seinen Schreibtisch ging, die Feder eintauchte und stehenden Fußes mit seinen gewöhnlichen kecken Zügen **Carolus Rex** unterzeichnete. Er wickelte das Papier zusammen und übergab es dem Bauern.

„Jetzt hast Du, was Dir gehört; pack Dich Deiner Wege! Ich werde den Termin nicht versäumen!“

Der Bauer ging. Mit verstelltem Zorn wandte sich der König zu Rabenius:

Es ist auch Deine thörichte Erfindung, der ich diese Geschichte zu danken habe. — Schweig! — Geh, ich habe jetzt keine Zeit für Dich; aber in einer Stunde kommst Du hierher.“

Rabenius Plan, seine fünfzig Dukaten wieder zu bekommen, war jetzt der Reife nahe; während der Abwesenheit des Königs bei dem Gerichte sollte er zur Ernte kommen. Er verließ sich auf ein unbedeutendes Talent, welches damals nicht das mindeste Aufsehen erregte, jedoch in unsern Tagen ihn vielleicht zu Ansprüchen auf den Namen Künstler verführen würde: er konnte malen — und zwar auf die rauhe Haut.

Drittes Kapitel.

Mit Fräulein Juliens Ankunft hatte das Hofleben alsbald ein froheres, lebhafteres Aussehen angenommen. Die Königin Wittwe liebte noch, wie immer, Vergnügungen und Lustbarkeiten, und auch die junge Königin, so sehr sie auch von nagender Trauer, besonders über den Verlust von vier Söhnen, niedergebeugt war, nahm jetzt mehr an den Festen Theil, die bald unter dem einen, bald unter dem andern Vorwande bei Hofe veranstaltet wurden. So viel nun auch schon Rabenius von dieser Julie hatte reden hören, so hatte er sie doch noch nicht gesehen. Sonderbar kam es ihm wohl vor, daß eine junge, unverheirathete Dame so unabhängig leben konnte, wie sie; aber eine Unterredung mit dem Grafen Gyllenborg hatte ihn über dieß Verhältniß aufgeklärt. — „Es ist dieß nicht zu verwundern,“ hatte der Graf gesagt. „Eine Mißhelligkeit zwischen ihrem Vater und ihrem Oheim, dem regierenden Fürsten von D—, veranlaßten den Ersteren, an den hiesigen Hof zu ziehen, wo er sehr bald bei Ihro Majestät der Königin Wittwe in große Gunst kam. Beide Eltern starben, als sie noch sehr jung war, und sie blieb bei der verwittweten Königin. So schön sie auch war, so stellte sich doch kein Freier um die arme Prinzessin ein. Ungefähr zwanzig Jahre alt, erbte sie unvermuthet ein bedeutendes Vermögen. Mag es nun der Aerger darüber sein, daß sie, so lange sie arm war, verschmäht wurde, oder mag eine andere Ursache statt finden, genug: sie ist unverheiratet, lebt hier bei Hofe unabhängig, wird von der einen Königin wie eine Tochter, von der andern wie eine Schwester behandelt, war fast an allen europäischen Höfen, behauptet aber, daß es ihr hier an dem schwedischen am Besten gefalle. Ihr Ruf — — ist bis jetzt noch unangetastet.

„Merkwürdig!“ dachte Rabenius. „Schön, reich, unabhängig.“ — Aber er grübelte nicht lange; er hatte schon vier Wochen am Hofe verlebt.

Ulrikens Namensfest kam heran. Der König, welcher trotz seines unfreundlichen Wesens, seine Gemahlin innig liebte, hatte mit Vergnügen die Feier eines ihr zu Ehren veranstalteten Festes gestattet; er selbst wollte zur Verherrlichung dieses Tages beitragen. Als auf seinen Befehl Rabenius sich nach einer Stunde einfand, theilte er ihm mit, daß er der Königin ein Geschenk zu machen beabsichtige, woran sie jedenfalls Freude haben müsse. er sei blos noch unschlüssig über die Art, wie dieß bewerkstelligt werden solle. Rabenius dachte einen Augenblick nach.

„Wenn Ew. Majestät erlauben, so möchte ich schon Etwas auszudenken ersuchen, was dero Gemahlin vielleicht gefallen dürfte?“

„Na, na, Du wirst wohl nicht allein in losen Streichen erfinderisch sein! Laß hören!“

Er theilte dem König seinen Vorschlag mit: derselbe wurde angenommen und er beeilte sich, seinen Plan in's Werk zu setzen.

Um mit Julie, der eigentlichen Seele der Hofvergnügungen, Raths zu pflegen, beschloß Rabenius, sie zu besuchen. Er beauftragte einen Lakei, ihn zu begleiten und dieser führte ihn nach dem Schloßflügel, wo die Königin wohnte. Noch ahnte er nicht, wohin es gehen werde; seine Aufmerksamkeit wurde zuerst rege, als er sich auf derselben Treppe befand, die zu der Gallerie führte, wo er den Grafen Bjelke mit der Unbekannten überrascht hatte. „Wo zum Teufel soll das hingehn?“ dachte er.

„Warum bleiben Sie stehen? fragte der Lakei. „Ist Ihnen vielleicht nicht wohl?“

„O doch! Wohnt Fräulein Julie in diesem Flügel? Ich dachte, das sei nur ein näherer Weg zur Wohnung der Königin?“

„So ist es; dann muß man sich aber rechts wenden."

Schon waren sie im Korridor; der Lakei öffnete die Glasthüre, und Rabenius befand sich in demselben Zimmer, wo er der früher erwähnten Zusammenkunft heimlich zugesehen hatte. Er hatte nicht lange Zeit, sich seinen Betrachtungen zu überlassen, als sich die innere Thüre öffnete und Julie eintrat. Sie war es! „Na, meiner Seele, kein Wunder," dachte er, „daß ich nicht wissen konnte, wer sie sei, da sie sich ja nicht in der Stadt befand!"

Mit ihrer gewohnten Liebenswürdigkeit näherte sie sich ihm und fragte, was ihr die Ehre dieses Besuchs verschaffe. Selten gelang es, Rabenius zu überraschen; Julie genoß diesen Triumph. Er meinte, nie eine anmuthigere Dame gesehen zu haben; gegen seinen Willen wurde er zur Bewunderung hingerissen. Wäre es ein gewöhnliches Weib gewesen, er hätte sie verachtet; nun aber wurde er von Mitleiden ergriffen, und das Hofleben und dessen böse Beispiele mußten bis auf Weiteres Schuld an ihrem Verderben sein. Er stellte ihr seinen Vorschlag in Bezug auf Ueberlieferung des königlichen Geschenkes vor. Julie hatte natürlicherweise von Rabenius als einem Spaßmacher reden hören, und schlug deßhalb einen Scherz vor; er aber, von einem ganz richtigen Gefühl geleitet, nahm das nicht an. Er bestand darauf, daß man bei der Uebergabe des Geschenkes vom König so einfach und herzlich, wie es nur immer möglich sei, verfahren müsse; das würde der Königin am Besten gefallen. Julie sah ein, daß er Recht habe und stimmte alsbald dem Vorschlag bei. Nach einer kurzen Unterredung fragte Rabenius:

Ist es wahr, gnädiges Fräulein, daß Sie mit verbundenen Augen zwischen Eiern umhertanzen können, die man auf die Erde gelegt hat?"

„Ja, es ist dieß ein Tanz, den ich in Spanien erlernt habe, und der wirklich nicht so schwer ist, als man sich vorstellt."

„Eier sind übrigens zerbrechliche Dinge."

„Deßhalb muß man um sie herumtanzen und sie nicht zertreten."

Die Lust, von dieser so ausgezeichneten Geschicklichkeit Nutzanwendungen auf Mancherlei zu machen, brannte ihn wie Feuer auf der Zunge; da er sich aber vorgenommen hatte, ihre Persönlichkeit zu studiren, nahm er sich in Acht, seinen Fang zu erschrecken, wie ein erfahrener Fischer, der rasch die Schnur nachläßt, damit der Fisch nicht zu schnell die Angel gewahr wird und Zeit zur Flucht gewinnt. Er entfernte sich nach gegenseitigen Komplimenten.

Kaum in sein Zimmer gekommen, überlegte er die beiden so ungleichen Verhältnisse, in denen sich Julie vor ihm gezeigt, und hob endlich an:

„Und wenn ich noch zwanzig Jahre nachdenke, so würde ich aus diesem Frauenzimmer nicht klug. Sollte nicht ein Jeder glauben, daß die Tugend und Unschuld selbst nicht reiner sein könnte? Nein, darin irre ich mich wohl; die Tugend, aber nicht die Unschuld; diese Sicherheit in Sprache und Benehmen. — Bah! und wenn ich auch nie Etwas von ihr gesehen hätte, so müßte mich doch dieser sichre Ton auf's Bestimmteste belehrt haben, daß der Schmetterlingsstaub von den Flügeln der Unschuld weggewischt ist."

Er versank in tiefes Nachdenken. Damals, wie jetzt, flog das geschäftige Gerücht mit seinen hundert Mäulern ohne Rast und Ruh umher. Auch zu Rabenius Ohren waren Dinge gedrungen, die einige Große tief verborgen wähnten.

„Es kann nicht fehlen! Je mehr ich darüber nachdenke," sagte er, „desto fester wird mein Glaube, daß dieß nicht mit rechten Dingen zugeht. Dem Geheimniß muß ich auf die Spur kommen. Für den Anfang will ich jeden Winkel und jede Ecke hier im Schlosse untersuchen, und es soll mir gewiß nicht mehr passiren, daß ich hier irre gehe.

Viertes Kapitel.

So war der Ulrika-Tag heran gekommen. Der König war, wie immer früh aufgestanden. Die Königin schlummerte gerne am Morgen und erhob sich selten vor sieben Uhr. „Heute," dachte Karl, „muß dieß etwas früher geschehen." Leise schlich er sich, mit dem kleinen Prinzen Karl an der einen, und mit Hedwig Sophia an der andern Hand zu ihrem Bett und betrachtete die Schlummernde. „Wie schön sie ist!" war sein erster Gedanke; „wie gut sie ist!" war der zweite. „Hat mir der Herr bisweilen auch schwere Lasten zu meiner Buße auferlegt, so hat Er mir doch auch viel Gutes erwiesen: er hat mir eine zärtliche Mutter und ein holdes Weib gegeben. Welcher Fürst kann sich wohl solcher Reichthümer rühmen?"

„Nein, meine liebe Ulrika! jetzt sollst Du nicht mehr länger schlafen," rief er, beugte sich nieder und weckte sie mit einem feurigen Kuß. Sie schlug die Augen auf und sah den König mit ihren Kindern am Bette stehen.

„Ich war ganz ruhig, ich wollte die liebe Mutter nicht wecken; aber den Bruder zu beschwichtigen, das war schon schwerer," sprach Hedwig.

Die Königin schloß die Kinder in ihre Arme. Der König fuhr fort:

„Ich wünsche Ew. Majestät Glück zum Namensfeste, und bitte Gott herzinniglich, Er möge Ew. Majestät alle Wünsche in Erfüllung gehen lassen, weil sie gewiß nur Gutes und Gott Wohlgefälliges bezwecken; und dieß Gebet wird um so eher Erhörung finden, da Ew. Majestät edle Denkungsart mir Bürge dafür ist, daß der erste Ihrer Wünsche dem Glück und Wohlergehen unseres lieben Vaterlandes gilt!"

Die Königin drückte ihrem Gemahl die Hand und antwortete, daß sie, nebst dem Segen über Schweden und sein Volk, keinen andern Wunsch hege, als stets im Besitz der Zärtlichkeit ihres Gemahls zu bleiben. Um die Freude des Königs nicht durch traurige Gedanken zu trüben, gab sie dem Gebet, das in ihrem Herzen laut wurde, keine Worte, daß nämlich Gott nicht auch die Kinder, welche sie jetzt küßte, ihren Armen entreißen möge.

Als sich die Thüren zum Schlafgemach der Königin öffneten und sie sich mit dem Prinzen und der Prinzessin zeigte, um die Glückwünsche des Hofes entgegen zu nehnen, traf sie wieder auf den König, der ihre Hand ergriff und sie zu einem Lehnstuhl vor einem zierlich gedeckten Kaffeetisch führte, wo sie durch ein kostbares Kaffeeservis mit phnatastischen Figuren auf schneeweißem Grunde höchst angenehm überrascht wurde. Während sie das prächtige Geschirr bewunderte, sagte der König artig:

„Wer sollte nicht das Namensfest seiner geliebten Königin feiern, die ihre Einkünfte nur dazu anwendet, um Wohlthaten auszustreuen. Dieses Servis ist ein Geschenk der ostindischen Kompagnie, welche dadurch Ew. Majestät ihre unterthänige Liebe und Verehrung beweisen will. Gewöhnlich trinke ich nicht von seinem Inhalt, aber heute will ich gerne eine Tasse aus meiner Ulrike eignen Händen annehmen.“

Die Königin beeilte sich, dem Verlangen ihres Gemals nachzukommen, und der schwarzbraune, perlende Trank hob die bunten Bilder noch mehr hervor. Prinz Karl hatte inzwischen mit der ganzen Neugierde seines Alters die wunderlichen Figuren betrachtet, und bemerkte endlich, daß sie so sonderbar gekleidet seien.

„Soll das ein Mann sein?“ fragte er und zeigte auf einen Chinesen in langen weiten Kleidern, einem rothen Rock, einer spitzen Mütze und mit einer Tabackspfeife, so lang als er selbst.

„Ja freilich,“ antwortete der König.

„Ah, jetzt sehe ich, daß er Hosen hat; aber darüber

sitzt ja eine Damenkleidung, und er hat auch keinen Degen! Der muß noch sehr jung sein!"

Die Königin sah lächelnd auf den Prinzen, der bei seiner Bemerkung eine kriegerische Haltung angenommen hatte. In demselben Augenblick vermißte sie die Prinzessin, welche sich, gerade als der König die Hand seiner Gemahlin ergriffen, geschickt weggeschlichen hatte, jetzt aber wieder hereintrat und zwei weißgekleidete, mit Kränzen geschmückte Kinder, einen Knaben und ein Mädchen, bei der Hand führte.

„Meine gnädige Mutter," sagte die Prinzessin und führte sie vor, „diese Kinder haben gehört, daß heute Ulrika-Tag sei, und sind deßhalb gekommen, um Ew. Majestät zu danken, die sie von Noth und Elend gerettet hat."

Die Kinder traten schüchtern vor, beugten ein Knie vor der Königin und das Mädchen entfaltete ein Papier, von dem es ein Gedicht ablas, des Inhalts: „Daß, seitdem sie die Königin kennen, sie es vergessen haben, daß sie vater- und mutterlose Waisen seien, und wie sie die Königin glücklich preisen, daß sie ihren hohen Beruf auf Erden so erfülle, damit ihrer noch eine schönere Krone im Himmel warte." — Darnach übergab sie der Königin das Papier, woraus sie gelesen zu haben schien, und von tiefer Rührung ergriffen, fügte sie, wie aus sich selbst hinzu, während sie das Kleid der Königin an ihre Lippen drückte:

„Wenn jede Thräne, die Ew. Majestät getrocknet, sich in einen Edelstein verwandelte, wie prachtvoll müßte dann unsre Königin nicht aussehen!"

„Ja, Schwester!" entgegnete der Knabe; „deßhalb ist ihre Krone auch so schwer. Ich konnte sie nicht heben, als ich sie gestern sah."

Rabenius hatte die edle Königin richtig beurtheilt. Welches Hoffest hätte ihrem Herzen einen größeren Genuß darbieten können, als diese ungekünstelte Huldigung?

Innig gerührt umarmte die Königin die beiden

Kinder, versprach, sie immer zu lieben, rief ihrer Tochter herbei und befahl ihr, die Kleinen zu bewirthen, zugleich flüsterte sie der Kammerfrau einige Worte zu, welche dieselben alsbald nach dem Zimmer der Prinzessin führte, wo einige Erfrischungen aufgetragen wurden.

Nachdem die Kinder weggegangen, schlug die Königin das Papier auseinander, um das Gedicht noch einmal zu durchlesen.

„Was seh ich!" rief sie bestürzt. „O, mein Gemahl! wie vermag ich es, Dir für diesen frohen Morgen, für diese Ueberraschung zu danken?"

Es war ein Schenkungsbrief über ihr geliebtes Karlberg.

Am Morgen hatte Ulrike Eleonore das seltene Glück genossen, nur Mensch sein zu dürfen; am Abend mußte sie wieder Königin sein. Gegen Mittag hatte sich die Oberhofmeisterin der Königin Wittwe Hedwig Eleonore eingefunden, um von Seiten ihrer hohen Gebieterin die Gemahlin ihres Sohnes zu beglückwünschen; Abends kam sie selbst. Sie war mit ausgesuchter Pracht gekleidet, und Alles an ihr gab zu erkennen, daß sie nur Königin zu sein verstand. Daß irgend eine Feierlichkeit veranstaltet war, sah sie wohl ein; aber sie konnte nicht begreifen, worin diese bestehen solle, da nichts Ungewöhnliches zur Schau lag, und Julie, ohne welche Nichts bewerkstelligt werden konnte, keinen Augenblick von ihrer Seite gekommen war. Der Anfang des Ballets war auf fünf Uhr festgesetzt; und selbst an dem Hofe des haushälterisch genauen Karls **XI.** mußte jetzt das blendende Licht der Sonne dem qualmigen Scheine der Wachskerzen weichen.

Die beiden Königinnen nahmen die für sie bestimmten Plätze ein, eine Art Vorhang flog in die Höhe, und vor sich gewahrte man den Tempel der Unsterblichkeit, wohin alle mögliche Tugenden, unter Sang und Tanz, die Büste der Königin brachten und sie zur Seite der Büsten der Königin Wittwe und des Königs aufstellten,

welche dort, gleichsam in Erwartung der neuen Gesellschafterin standen. Die Haupttugend trat hervor und bat Ihro Majestäten um Erlaubniß, daß die Liebe wegen eines Fehlers aus dem Olymp verjagt worden sei, ihre Zuflucht hierher nehmen dürfe, da sie bei Ulrike Eleonore Schutz suchen wolle, und wisse, daß dieselbe nirgends anders, als im Tempel der Unsterblichkeit angetroffen werden könne. — Die Tugend verschwand, der Vorhang fiel und ließ der Kritik, welche man damals so wenig, wie jetzt sparte, freien Spielraum.

Während dieser kleinen Vorstellung war Rabenius bald hier, bald da gewesen. Er schien dem Ballet seine ungetheilte Aufmerksamkeit zuzuwenden, während er mit Falkenaugen Julien verfolgte und alle ihre Bewegungen beobachtete. Es gibt Menschen, denen eine so feine Beobachtungsgabe angeboren ist, daß ihnen Nichts entgeht, die eine seltene Fertigkeit besitzen, immer die Stelle herauszufinden, wo ein Gegenstand von Wichtigkeit verhandelt wird, und diese Gabe besaß Rabenius in hohem Grad. Er brauchte mit einer Person nicht lange zusammen zu sein, um ihr bestimmt sagen zu können, was sie im Schilde führe; was aber seinem Charakter zur großen Ehre gereichte, war, daß man ihm kein Beispiel von einem Mißbrauch dieser Gabe nachsagen konnte. Möglicherweise erleichterte es seine Wahrnehmungen, daß sich Niemand vor ihm in Acht nahm, weil man seinen Scharfsinn nicht ahnte. Lange hatte er vergebens aufgepaßt. Froh und unbekümmert scherzte Julie mit Jedem, der ihr nahe kam; und doch hätte er darauf schwören wollen, daß das Durcheinander dieses Tages nicht unbenutzt vorüber gehen werde, größtentheils deßhalb, weil Alle so mit sich selbst beschäftigt waren, daß wenig Zeit übrig blieb, sich um Andere zu bekümmern.

Sobald der Vorhang gefallen war, trat Julie hervor, die sich eine kleine Weile in einem Nebenzimmer aufgehalten hatte. Ihr Anzug war ein Meisterstück und ein, in Wahrheit schwer zu lösendes Problem. Es hatte

sowohl sie, als den Hofmaler Behn lange beschäftigt und darin bestanden, ein Costüm zu erfinden, welches sich, so viel als möglich, dem Original näherte, Nichts von der Ueppigkeit der Formen verhüllte, und doch zugleich der strengen Forderung der Zeit an den Anstand entsprach. Das war gelungen. Die Anmuth, welche Juliens herrlichen Wuchs umspielte, verwirrte den Männern die Köpfe, und die Damen, welche die Sache mit andern Augen ansahen, waren mit dem so gut gewahrten äußern Schein zufrieden. Der kleine, häßliche Behn sprang umher, und erzählte Allen, die darauf hören wollten, welch Tugendmuster das schöne Fräulein sei. Nun weiß ein Jeder, daß die Liebe eine flüchtige Sache ist und Flügel hat; deßhalb waren auch ein Paar solche an ihre weißen, feinen Schultern angeheftet; aber das Unglück wollte, daß das flüchtige Element sich innerhalb und nicht außerhalb Julien vorfand, und, mochte sie nun tanzen oder gehen, die Flügel waren durchaus unbeweglich.

Der Vorhang flog wieder in die Höhe. Auf dem Boden sah man Eier, in anscheinend unregelmäßige Figuren hingelegt und mitten darin stand die Liebe, damals Astrild, am häufigsten jedoch Cupido genannt. Die drei Grazien umstanden ihn, und eine von ihnen wandte sich mit dem Begehren von Cytherens an Schwedens junge Königin, daß der kleine unglückliche wohl aufgenommen werden möge:

„Venus, die mit Trauer ihren geliebten Sohn vom Olymp vertrieben sah, hat denselben, damit er sich bessern möge, an den Hof Ihrer Majestät, der Königin Ulrika gesandt. Ich ersuche Jeden, der den mindesten Zweifel darüber hegt, daß der Knabe blind und darum an all dem Uebel unschuldig ist, was man ihm zur Last legt, selbst hervorzutreten und sich von der Wahrheit zu überzeugen."

Der König fragte seine Gemahlin, ob es ihr nicht Vergnügen mache nachzusehen, ob die Augen gehörig verbunden seien. Die königlichen, und zugleich einige

der vornehmsten Personen des Hofes, kamen hervor und überzeugten sich, daß die Binde so fest zugeknüpft war, daß der Liebesgott unmöglich das Geringste sehen konnte. Darauf nahmen sie ihre Plätze wieder ein und der Tanz begann. Mit welch gespannter Aufmerksamkeit folgten nicht Aller Augen Juliens luftigen Bewegungen! Ihre Füße schienen kaum den Boden zu berühren, und doch, wenn sie schwebend einem Ei zu nahe kam, welch Beben erfaßte nicht die Zuschauer! Wie manches Fräuleins Lippen öffneten sich nicht zu einem halb unterdrückten Angstruf, wenn sie grade im Nu den kleinen Fuß über dem Ei erhoben sah — noch einen Augenblick — und krak! war das Symbol des Weltalls verschwunden und der Fuß der Zerstörerin zur Strafe für ihre Kühnheit, vergoldet. Aber im entscheidenden Moment war Julie mit einer leichten Wendung, grade als hätten die unbeweglichen Flügel doch einigen Nutzen geleistet, schon weit davon, über die Gefahr hinweg, und der Schrecken der Zuschauer machte sich Luft in einem halblauten: „Ah!"

Der bezaubernde Solotanz war zu Ende, und lebhafte Beifallsbezeugungen schallten durch den Saal. Die Königin umarmte den verrätherischen Gott, welcher sein Gesicht wieder bekommen hatte; die Binde war von den glänzenden Augen und ihren verzehrenden Blicken herabgenommen. Alle drängten sich um Julie, Alle wollten ihr danken und ihr etwas Verbindliches sagen. Unter diesem Wirrwarr bemerkte Rabenius, wie Graf Bjelke ihr die Hand drückte, welche sie hernach zum Gürtel führte und dort Etwas versteckte. „Na! „dachte er, „das ist bloß die Vorrede zu einem Stelldichein." — Aber gleich darnach sah er ihre Augen nach einer andern Gegend gerichtet. Der dänische Gesandte hatte inzwischen mit der Königin gesprochen. Juliens Blicke begegneten den seinigen und irrten hernach zu Gyllenstjerna und einigen Andern hinüber. Plötzlich senkten sich ihre Augenlieder, sie erröthete heftig und warf forschende Blicke ringsum, gleich als ob sie nachsehen wollte, ob Jemand

ihre frühere Augensprache bemerkt habe; denn so ruhig und gleichgiltig Rabenius zu scheinen sich auch Mühe gab, so durchflog sie doch in seiner Nähe eine Ahnung, die ihr zuflüsterte: „Du bist verrathen!“ Sie erbleichte; aber ein düsteres Feuer flammte über dieß bleiche Antlitz. Auch das entging Rabenius nicht. „Sie ist gewitzigt,“ dachte er; „sie will mich necken oder mit mir wetteifern; vergebens!“ Sein Wesen war so unbekümmert, er schien so frei von Argwohn, daß Juliens Unruhe nach und nach verschwand, und sie sich selbst zu überzeugen suchte, daß sie Unrecht gesehen habe.

Rabenius, der seine Widersacherin richtig zu beurtheilen verstand, unterließ es, ihrem Vorhaben weiter nachzuspüren; er wußte fast Alles, was er zu wissen bedurfte. Um sie sicher zu machen, ging er sogar zu ihr und neckte sie scherzweise über ihre große Geschicklichkeit, den Leuten die Köpfe zu verdrehen. Das Gespräch wurde durch einen Kammerherrn unterbrochen, der ihm den Befehl überbrachte, vor der Königin zu erscheinen.

„Ich habe mich bei Euch zu bedanken,“ sagte die Königin gnädig. „Mein Gemahl hat mich davon unterrichtet, daß Ihr es seid, der die überraschende Weise erdacht, mir durch die Kinder der Schenkungsbrief über Karlberg zuzustellen. Wenn Eure Hausfrau bei Euch einspricht, so führt sie zu mir; ich will sie sehen!“

Nachdem Rabenius sich mit einer tiefen Verbeugung von der Königin entfernt, hörte er ganz nahe sich die Frage zuflüstern, wohin Fräulein Julie sich begeben habe. Er erblickte auf der Stelle eine Schlinge in dieser Frage.

„Ah so, meine Schöne,“ sagte er zu sich selbst, „Du willst mich auf die Probe stellen und meinst, ich sei so dumm, in eine solche Falle zu gehn; aber pfiffig bist Du, und Deine Künste hast Du in Hamburg gelernt.“

Das Schauspiel, der Tanz, die verschiedenen Weine, die Munterkeit des Königs und seiner Gemahlin, Alles hatte dazu beigetragen, die allgemeine Freude bis zur

Ausgelassenheit zu steigern. Endlich faßten die wilden Mädchen den tollen Entschluß, Rabenius anzugreifen. Eine von ihnen fragte, ob es der Hofprediger Rabenius selbst oder Klaus Narr sei, dessen Gesellschaft sie heute Abend zu genießen die Ehre haben.

„Welchen Genuß sie dabei haben, meine Damen, kann ich nicht begreifen; aber alle Beide sind hier, und daß die, welche nicht auf Nils Rabenius hören will, den Klaus Narr kennen lernen wird, das ist sicher.“

„Bagatell! wir haben vor Nichts Furcht,“ entgegnete Sophie, die einzige, welche ihn eigentlich anzugreifen wagte. „Wenn man zwei so ungleiche Personen vereinigt, dann mag keine von großer Bedeutung sein.“

„Nicht?“ fragte Rabenius, der jetzt erst recht aufgeräumt wurde. „Und das getraut sich die wohlgeborne Jungfrau, so offen vor Allen hier zu sagen?“ fuhr er mit scheinbarer Verwunderung fort.

„Warum nicht?“

„Wissen Sie auch, wie es ein gewisses Fräulein mit der Stecknadel machte?“

„Nein!“

„Doppeltes Wesen taugt Nichts. In Gesellschaft aß sie die Erdbeeren mit der Stecknadel und wenn sie allein war, griff sie mit der Faust zu. Den Hofdamen geht es eben so. Sie sind zwei in einer Person. Die Eine will so süß und unschuldig wie ein Lamm sein, ja so unschuldig, als wüßte sie nicht einmal, wozu Gott Mann und Weib erschaffen; und die Andere ....“

Rabenius hatte in ein Wespennest gestochen. Alle fühlten sich mehr oder weniger betroffen, und Fräulein Martha ließ sich so sehr vom Zorn hinreißen, daß sie schon den Mund zu einem Fluch öffnete, denselben aber noch unterdrückte und murmelte:

„Solche Dummheiten muß man hören, wenn man sich mit gemeinen Menschen abgibt.“

Rabenius schlug die Hände zusammen:

„Herr Gott, wie hat doch Jungfrau Sophie Recht!“

„In welcher Beziehung?" fragte der König, der dem Streit eine Weile lachend zugehört hatte.

„Daß ein Fräulein und ein Dragoner zusammen nicht eine Person ausmachen können."

Mörderisch waren die Blicke, welche aus Marthas gelbgrünen Augen hervorschossen. Rabenius that als bemerke er sie nicht; er wandte sich zu Sophia und den Andern:

„Und Ihr, meine schönen Jungfrauen! Sonst der Zauberin Melusina gleich und jetzt so spröde und steif! Wie ist Euch, wenn Ihr an den Putztisch kommt? Da setzt sich die Eine hin und denkt: Ach, wie ist der Graf so lieb! Wie soll ich den bekommen? Wenn ich nur begreifen könnte, was er an der Vogelscheuche Schönes sieht, daß er so viel Wesen mit ihr macht! Ich hätte fast Lust gehabt, sie ein Bischen zu streicheln, so triumphirend sah sie aus, als er ihr die Hand küßte. — Und eine Andere: Wie der Obrist hübsch gewachsen ist! Das ist einmal ein Mann, das! Aber ich will ihn nicht haben; dann würde ja nur eine gewöhnliche Frau aus mir. Ich werde wohl den schmächtigen Grafen nehmen; wozu sollte ich denn heiraten, wenn ich nicht Gräfin werde!"

Rabenius war so boshaft, die, welche er meinte, mit Blicken zu bezeichnen.

„Nehmt einmal an," fuhr er fort, „Ihr blühenden Töchter Evas, daß ich meine Kalotte gerade derjenigen nach dem Kopf werfen wollte, die am meisten nach der verbotenen Frucht verlangt! Gebt Acht!" schrie er mit seiner Donnerstimme und erhob dabei die Kalotte. War es nun das böse Gewissen oder bloßer Scherz, genug: die umherstehenden Mädchen bückten sich alle. Unter lautem Gelächter aller Umstehenden setzte Rabenius die Kalotte wieder auf; erröthend und erbost schlichen die Mädchen davon. Finster und trübe, aber mit lächelnden Lippen betrachtete Julie diesen Auftritt. „Man wird er-

fahren, daß es dieser Mensch gesehen hat, wie Bjelke mir das Billet gab," flüsterte ihr die Furcht zu.

Die Tafel war servirt. Paar für Paar, wie in Noahs Arche, wanderten Herrn und Damen zu dem für die damalige Zeit reich versehenen Tisch. Von der königlichen Kapelle wurde ganz neue Tafelmusik aufgeführt, und der König selbst, aufgeräumt wie ein ächter schwedischer Wirth, lud seine Tischgenossen zum frohen Genuß der Gottesgaben ein. Nach der Mahlzeit zog sich die junge Königin zurück; ihre wankende Gesundheit erforderte Ruhe und Stille. Die Königin Wittwe verweilte noch eine zeitlang, um dem Beginn des Balles zuzusehn, der noch mehrere Stunden dauern sollte.

Während seiner Wanderungen im Schlosse, hatte Rabenius in einem Zimmer vor der Kanzlei des Königs, hinter einer Tapete eine Thüre entdeckt, die mit einem Vorlegeschloß versehen war und zu unbewohnten Sälen führte, welche gewöhnlich nur dazu benutzt wurden, das Gefolge fremder Fürsten zu beherbergen; der eigentliche Eingang hierzu befand sich auf derselben Treppe, welche zu Juliens Wohnung führte. Rabenius war überzeugt, daß, wenn die Verschwornen eine Zusammenkunft haben würden, diese heute Nacht stattfinden sollte, wenn Alle vom Feste ermüdet wären, und daß gerade dieser Durchgang benutzt werde, um sich unbemerkt bei Julie zu versammeln. Es wäre zu gewagt gewesen, wenn Einer nach dem Andern über den Schloßhof hätte dahin gehen wollen. Um vorerwähnte Thüre zu untersuchen, ging er dorthin, sobald er sah, daß Alle im Tanzen begriffen waren. Er nahm seinen Weg durch die Zimmer des Königs und wurde mehr und mehr in seiner Vermuthung bestärkt, als er alle Thüren auf seinem Wege nur angelehnt fand, gerade als eben Jemand hindurchgegangen sei und alsbald zurückzukehren beabsichtige. Vorsichtig schlich er in der Dämmerung der Nacht vorwärts, und war jetzt bis an die letzte Thüre gekommen, welche ihn noch von Juliens Korridor trennte. Auch diese Thüre stand halb

offen und er hörte deutlich, daß sich Jemand mit dem Schloß davor zu schaffen machte. Er trat leise hinter einen Schrank in einer Ecke zurück, wo ihn die schweren Seidenvorhänge des nahen Fensters verbargen. — „Ein herrlicher Versteck," dachte er; "wahrhaftig ich war manchmal nicht so gut verborgen, als ich in der Jugend Versteckens spielte." Kaum hatte er Zeit gehabt, diese Bemerkung zu machen, als er hörte, wie die Thüre leise zuging und Jemand sachte zurückschlich, und er fand zu seiner größten Verwunderung, daß diese Person niemand Anderes war, als des Königs eigner Kammerdiener. Rabenius sah und hörte, wie er sich entfernte, und folgte ihm leise durch die Zimmer zurück. Seine klare offne Stirne, welche die größten Verfolgungen und die tiefste Armuth nicht zu furchen vermocht, legte sich jetzt in scharfe Falten; eine düstere Wolke hing über seinen Augen, als er wieder in die Nähe des Tanzsaals kam. Die Musik und das Geräusch trafen sein Ohr. Es kam ihm vor, als drängten sich dort zierlich aufgeputzte Larven um ein Grab, über dessen Abgrund die Verrätherei eine zersägte Brücke gelegt hatte, um den auf Treue und Glauben bauenden König hinabzustürzen, der sich mit dem Bewußtsein begnügte, Alles für Staat und Volk aufopfern zu wollen.

„So schämen sich denn," sagte er zu sich selbst, „diese Verräther nicht einmal, einen König anzugreifen, der, als er einmal auf seinem Todtenbette zu liegen glaubte, mit gutem Gewissen sagte und sagen konnte: „„Ich weiß, daß Viel von mir wird gefordert werden, weil mir Viel anvertraut war; aber Gott, der mir die Bürde auferlegt, hat gesehen, daß ich einen gehorsamen Willen hatte; die Kraft aber verleiht er nach seinem Gefallen. Nicht Klugheit und Weisheit habe ich meinen Unterthanen geschworen, sondern Treue und Gerechtigkeit. Doch habe ich die ersteren geliebt und verehrt und stets die letzteren bewiesen, ja, mit solchem Ernste, daß ich darin Keinem weiche."" — Und warum wollen sie ihn

stürzen? Weil er die Lasten vertheilt und das schon genug gedrückte Volk nicht ganz von der Tyrannei der Magnaten zertreten läßt. Das Beste ist, ich passe der Sache gehörig auf, und dann mag der König urtheilen."

Sobald er diesen Entschluß gefaßt, war auch die Bekümmerniß von seinem Herzen gewichen und er ging in den Tanzsaal. Niemand hatte seine Abwesenheit bemerkt, außer der König und — vielleicht Julie. Der König fragte, wo er gewesen sei.

„In fremden Ländern, Ew. Majestät."

„Dann will ich darauf schwören, daß Du die Staaten des Königs Schlaf besucht hast."

Rabenius verbeugte sich; aber seiner Antwort kam Jungfrau Martha zuvor, welche ihre frühere Niederlage nicht vergessen konnte und nun vor Begierde brannte, sich zu rächen.

„Um Gottes Willen, Ew. Majestät! Schwören Sie nicht in Gegenwart eines so heiligen Mannes; es könnte ihm wahrhaftig einfallen, uns Alle in den Bann zu thun. An Ew. Majestät wagt er sich freilich nicht; aber wir arme Mädchen müssen sowohl unsre als Anderer Sünden tragen."

„Behüte Gott, wie sprechen Sie nur auch! Den Hoffräulein graut es davor, die Sünden Anderer zu tragen! Sie können freilich viel tragen — aber Sünden? das ist eine andere Frage."

Nun hörte man die letzten Takte des Kehraus. Schon damals war es Mode, die Bälle mit der Polonaise zu schließen. Nach einer durchtanzten Nacht sieht man die stürmische Freude allmählig dahinschwinden. Die Männer stehen oder gehen nicht mehr: wo sie einen Platz finden, da werfen sie sich in nachlässiger Stellung nieder. Die Damen sitzen gähnend da; kein Auge schickt mehr verzehrende Blitze oder schmelzende Zärtlichkeit umher. Müde und schläfrig fallen die geschmeidigen Vorhänge vor diese Kugeln, in denen eine ganze Welt von unerschöpflichen Gedanken und Wünschen sich gespiegelt. Selbst

die Lichter brennen trübe, als ahnten sie die Gegenwart einer mächtigen Gottheit, deren tyrannischer Scepter schwere Seufzer aus der Brust preßt, über welche das Glück sein Füllhorn ausgegossen. Die Langeweile hält triumphirend ihren Einzug, wo eben noch, beim Klange schwärmerischer Töne, der Genuß seine duftenden Kränze wand. Die letzten Tropfen im Becher der Freude nehmen in sterbenden Perlen einen schaalen Geschmack an. Ueberdruß und Vergnügen streiten noch um die Herrschaft, als im entscheidenden Augenblick die alte, vortreffliche schwedische Melodie aufgespielt wird:

„Webe Weber, schlag zusammen,
Laß das Schiffchen immer gehn!“

Und Alles was Leben und Odem hat, geräth in Bewegung, die Herren springen von ihren Plätzen auf und die Füße der Damen drehen sich von selbst. Und nun wetteifern die Tanzenden an Geschwindigkeit mit dem best eingerichteten mechanischen Webstuhl. Es geht allegro con fusco. — Noch einen Augenblick und öde und leer steht der Saal. Nur die Schatten derer, welche innerhalb eines Jahres sterben werden, sollen noch mit lautlosen Schritten bei unhörbarer Musik den Tanz fortsetzen.

Fünftes Kapitel.

Juliens zierlicher Ballanzug hing auf einem Stuhl. Ueber den mit unnennbarer Arbeit reich gestickten großblümigen und großblättrigen Seidenrock und das von karmoisinfarbigem Damast verfertigte Schnürleibchen hatte Juliens Kammerjungfer, Mariette, eine geborne Französin, die kaum zehn Worte schwedischradbrechen konnte, einen

Pudermantel von holländischer Leinwand geworfen, der mit brabanter Spitzen besetzt und so fein und geschmeidig war, daß man den ganzen Mantel durch einen Ring ziehen konnte. Mariette war damit beschäftigt, das glänzende Haar ihrer Gebieterin zu ordnen, und dasselbe dann mit einer Haube von Kammertuch zu bedecken, die reich mit Spitzen verziert, mit einem rosarothen Band geknüpft und oben auf dem Scheitel mit einer großen Rose versehen war. Nun bückte sich Mariette, um die goldgestickten Schuhe abzunehmen.

„Bring mir meine Pantoffeln!" sagte Julie. „Ich will mich noch nicht legen; ich will meinen Roman von dem Mohren und seiner Dame zu Ende lesen."

Mariettens Aussehen war der Typus aller Kammerjungfern. Nicht schön genug, um auf die geringste Art ihre Gebieterin zu verdunkeln, war sie doch nicht weniger erschrecklich faul. Sie rümpfte verdrießlich Nase und Stirne.

„Bist Du müde?" fragte Julie nachlässig.

„Ja, einigermaßen!"

„Nun, es ist wahr, Du hast ein Paar Nächte wegen meines Anzugs nicht schlafen können."

Es war schlaue Berechnung von Julie, und sie muß allen Damen in ihren Verhältnissen empfohlen werden, ihre Dienerinnen fast zum Tode abzumüden, um von ihnen nicht ausgekundschaftet zu werden.

„Du kannst gehn und Dich legen." — Mariettens Gesicht leuchtete.

„Darf ich Ihnen das Leibchen nicht aufschnüren?"

„Nein, Du weißt, daß es mir unerträglich ist, nicht geschnürt zu sein; überdieß bin ich ungeduldig, und möchte weiter lesen." — Sie hatte während der ganzen Zeit in ihr Buch vertieft geschienen. Die Kammerjungfer entfernte sich, froh darüber, die lang entbehrte Ruhe zu finden.

Sobald Mariettens letzte Schritte verhallten, warf Julie das Buch weg und eilte zum Spiegel.

„Ha, wie dumm hat sie mir die Haube aufgesetzt und den Pudermantel umgeworfen!"

Sie zog ein Paar Locken von der rechten Seite herunter, und ließ sie mit studirter Nachlässigkeit auf den feinen, aber runden Hals herabrollen, änderte an der Haube, bis sie besser saß, knüpfte das Band einige Mal auf und wieder zu, Alles unter steigendem Aerger über Mariette, die es das erste Mal nicht ordentlich hatte binden können, sondern es blos zerknittert hatte. Endlich war sie fertig, sprang hinaus in das äußere Zimmer — dasselbe, wo Rabenius sie mit dem Grafen gesehen hatte — und ließ sorgfältig die Fenstergardinen herab, die so dicht waren, daß sich auch nicht der kleinste Lichtstral durchdrängen konnte. Darauf trug sie das Licht hinaus, welches bis dahin auf der Toilette gebrannt hatte, stellte es auf den Tisch, ging an die Thüre und lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit.

Sie brauchte nicht lange zu warten, bis sich ein leises Knistern vernehmen ließ. Julie öffnete, und Graf Bjelke erschien; es entfuhr ihm ein Ruf der Bewunderung:

„Ha, wie schön bist Du! Noch nie habe ich Dich so reizend gesehen. Welch' ein Glück, daß ich so frühe komme, um von Deinem Munde noch einen Kuß zu erhalten! Ich müßte sonst vor Qual und Sehnsucht vergehen!"

„Nein!" erwiederte Julie, indem sie zurücktrat und ihn sachte wegdrängte, „nicht jetzt! Keine verrätherische Röthe auf Lippen und Wangen soll eine Liebe entdecken, die zu verbergen um so nothwendiger ist, da Du ja...."

„Nenne nicht dieß verhaßte Band, Julie; Dich nur liebe ich. Die Gräfin — ich kann es unmöglich über mich gewinnen, sie Gemahlin zu nennen — kann nicht lange leben; dann werde ich öffentlich um Deine Hand anhalten. Es ist wahr, Du stammst aus einem fürstlichen Hause; aber auch meine Ahnen sind von hoher Geburt und deutsche Prinzessinnen haben ja noch nie gezaudert, schwedische Grafen mit ihrer Hand zu beglücken?"

Juliens Antlitz trübte sich und sie antwortete mit einem stechenden Blick:

„Bjelke, ich habe geschworen, mich nie zu vermählen."

Er betrachtete sie bestürzt und schnell nahm sie ihr freundliches Lächeln wieder an.

„Geliebter Bjelke, Du vergißt wohl Dein Versprechen nicht, bei dieser Zusammenkunft für den Kurfürsten zu sprechen, daß er wenigstens die deutschen Provinzen erhält? Du weißt, was er Deiner Julie gelobt hat. Dann dürfte ich vielleicht meinen Widerwillen gegen die Ehe überwinden, und meine Hand und ein selbstständiges Fürstenthum wird Dir zur Belohnung."

Außerhalb tönten Tritte durch die schweigende Nacht und das Gespräch wurde unterbrochen.

Es waren der Baron Nils Gyllenstjerna und der Graf Nils Brahe. Der Letztere wandte sich an Bjelke.

„Ich konnte es mir wohl denken, daß, wo die Schönheit die Wirthin macht, Graf Bjelke der Erste sein würde, der seine Huldigung darbringt."

„Allerdings; aber so sehr auch Fräulein Julie jeder Huldigung würdig ist, so hätte ich doch geglaubt, daß uns jetzt andere Gründe hierherführen, als der Schönheit unsre Opfer zu Füßen zu legen."

„Richtig, Bjelke!" sagte Gyllenstjerna. „Und jetzt zur Sache, meine Herrn!"

„Haben Sie die Güte, Platz zu nehmen," bat Julie, die sich unterdessen in einen Lehnstuhl niedergelassen, und entschuldigen Sie, daß Sie mich in diesem Deshabillé finden. Ich konnte es nicht anders, ohne meine Kammerjungfer argwöhnisch zu machen."

Brahe wollte etwas Verbindliches antworten; aber Gyllenstjerna unterbrach in ungeduldig:

„Wo ist der dänische Gesandte und Ralamb?"

„Still, ich höre sie kommen," sagte Brahe.

Aber nur Klaus Ralamb war es, der eintrat.

„Wo ist der dänische Gesandte? Warum kommt er nicht mit?" fragten Alle.

„Weil eine wichtige Unterredung mit dem russischen Gesandten ihn zwang, zu Hause zu bleiben; aber er hat mir aufgetragen, meine Freunde und Leidensgenossen in der niedrigen Verfolgung, welche ein ungerechter Tyrann über uns Unschuldige ergehen läßt, zu benachrichtigen, daß seine Regierung alle Mittel und Wege billigt, die wir einschlagen können, um dieß schmähliche Joch abzuschütteln. Sie erkennt zum Voraus alle unsre billigen Ansprüche an.“

„Alles Andere ist mir gleichgültig, wenn ich nur meine Rache in seinem Blute kühlen kann,“ entgegnete Julie. „Der Unsinnige geht ja selbst seinem Schicksal entgegen. Wenn seine Feinde selbst ihm das Benehmen vorgeschrieben hätten, welches er befolgen müßte, um sich verhaßt zu machen, es hätte nicht besser gelingen können; den Bauern auf den Gütern, die er dem liefländischen Adel geraubt, hat er beinahe die Freiheit geschenkt. Er will nicht über Leibeigene regieren.“

Es entstand eine allgemeine Pause. Bjelke hob zuerst an:

„Und wir, die wir uns schmeichelten, dieselben Gerechtsame über unsre Leute zu erhalten, die der liefländische Adel über die seinigen hat! — Nein, mag er fallen!“

„Ja!“ flüsterten Alle dumpf durcheinander, „mag er fallen!“

Brahe. Er tritt unsrer Aller Rechte mit Füßen, saugt dem Adel das Mark aus und setzt uns zu dem Pöbel herab. Ich verzeihe es ihm niemals, daß er mir mein Wisingsborg wegnahm.

Gyllenstjerna. Ich habe meines Bruders Haß geerbt und überdieß seinen Tod zu rächen.

Bjelke. Auch mein Vermögen hat er geraubt, obschon er mich nicht so schlimm behandelt hat, wie meinen Vetter, der dessenungeachtet seine frühere Liebe zu ihm nicht vergessen kann. Will er fallen, so mag es

geschehen! Ich stimmme dafür, daß wir uns dem Brandenburger in die Arme werfen.

Man stimmte für den Czaaren, für Dänemark, für Polen; einerlei, wenn nur der Zweck, die Wiedererlangung ihrer durch die Reduktion verlornen Güter, dadurch erreicht wurde. Es schien den Meisten am Gerathensten, sich an Dänemarks König zu halten. Seinem Minister müsse man rathen, die Unteroffiziere der schwedischen Flotte in seinen Dienst zu locken, und auch diese müsse man dahin zu bringen suchen, daß ein Jeder 30 oder 40 Mann zum Abfall verleite. Dieß werde um so leichter gehen, glaubte man, wenn man irgend eine Weise ersinnen könne, die Flotte in Karlskrona ohne weitere Gefahr zu verbrennen. Auf dem hierauf folgenden Reichstag solle jede Vormundschaftsregierung abgeschafft, der junge König Karl mündig erklärt werden und den Thron einnehmen. Er, dagegen brauche man Nichts zu befahren, werde sich schon leiten lassen.

„Vortrefflich!" flüsterte Einer nach dem Andern. Aber sie sahen nicht voraus, die Unglücklichen, wie all' ihre Pläne an der „Klippe" scheitern würden.

Außer den wenigen Worten, welche Julie über die Freigebung der liefländischen Bauern gebrochen, hatte sie stumm, mit einer Stickerei beschäftigt und ohne alle scheinbare Theilnahme an der Unterredung da gesessen. Es war ihr Grundsatz, immer nur mit Einem allein zu reden. Dadurch blieben die Meisten im Dunkel, wie großen Antheil sie eigentlich an der Verschwörung nehme und was sie damit bezwecke; sie warf ihre Angeln zu geschickt aus, um vor den Andern anzubeißen. Eine Glocke schlug.

„Meine Herrn," sprach sie, „es ist drei Uhr."

Man verbat sich von ihr die Erlaubniß, während der Reise des Königs zum Gericht, wieder bei ihr zusammen zu kommen.

„Ja, in Bezug auf das Gericht," sagte Brahe, „so bedaure ich wirklich den Herrschaftsrichter, und will nu

sehen, wie er sich aus dieser lächerlichen Geschichte zieht. Er kommt in eine entsetzliche Klemme zwischen dem unumschränkten König und seinem Richtereid."

Darüber waren Alle einstimmig und Julie sprach:

„Ein Wort noch, bevor Sie gehen, meine Herren! Ich weiß nicht, welche Ahnung mich vor diesem sogenannten Klaus Narr warnt. In Bezug auf ihn rathe ich zur größten Vorsicht."

Alle lachten.

„Schlagen Sie meine Warnung nicht in den Wind. Er ist der Einzige der uns gefährlich ist."

„Mein Fräulein," entgegnete Brahe und Bjelke stimmte ihm bei, „der armselige Narr hat kein anderes Augenmerk, als eine fette königliche Pfarrei und wird er zu keck, so jagt man ihn mit Fußtritten fort."

„Und doch . . ."

Lachend über ihre weibliche Furcht, hüllten sie sich in ihre Mäntel und eilten fort.

Julie war wieder allein.

„Wie ist doch dieser schwedische Adel so eingebildet und hochmüthig," sagte sie vor sich hin. „Glauben, ich werde mich mit einem verarmten schwedischen Grafen vermählen! Nein, meinethalben mag Eva Horn noch hundert Jahre leben. Einmal habe ich geliebt; damals wurde ich verschmäht und verachtet; meine Mutter starb über die Schmach ihrer Tochter." Die bittere Erinnerung, die sich ihr hierbei aufdrängte, drohte sie zu ersticken; kalte, starre Thränen glänzten in ihren Augen. „Und wem habe ich es zu danken? Dem edlen König und seiner Mutter! Damals schwor ich, mich zu rächen und ich werde meinen Eid halten."

Wieder ließ sich ein leises Knistern vernehmen. Gewaltsam unterdrückte sie ihre Thränen, trank schnell ein Glas Wasser mit Wein gemischt und eilte, die Thüre zu öffnen. Der Eintretende war in einen schwedischen Soldatenmantel gehüllt; ein Soldatenhut war in sein

Gesicht gedrückt. Er warf diese Kleidung ab und — es war der dänische Gesandte in eigner Person.

„Ich wußte wohl, daß ich das Vergnügen haben würde, Sie zu sehen, obschon Ralamb sagte, daß Sie nicht erscheinen könnten," dieß waren Juliens Worte.

„Ja, gnädigstes Fräulein!" antwortete der Gesandte; wäre ich mit den Andern gekommen, so hätten sie sich gewiß nicht so offenherzig geäußert, als es meiner Vermuthung nach jetzt geschehen ist."

Umständlich gab Julie von jedem Wort Rechenschaft, das gesprochen worden war; aber ihre eignen Bemühungen für den Kurfürsten verschwieg sie wohlweislich. Der Gesandte hörte sie mit der größten Aufmerksamkeit an. Nachdem sie geendet, bat er sie um Verzeihung, wenn er sich die Freiheit nehme, sie wieder daran zu erinnern....

„Ja, ich weiß, daß ich Ihnen eine Erzählung schuldig bin über .... sie lautet so: Vor ungefähr vier Jahren wurde vor dem Generalgouverneur in Finnland ein Weib angeklagt, die weit und breit im Ruf einer Hexe stand. Schon mit ihrem bösen Blick, so sagte man, könne sie die Leute tödten. Einige wichtige Dienste, welche sie dem vom Könige so hart verfolgten Rosen in Bezug auf seine Heirat und eine Erbschaft leistete, vermochten diesen, da er ihre Brauchbarkeit einsah, ihr Gelegenheit zur Flucht zu verschaffen. Inwiefern sie einige Winke erhielt, daß man sie in Zukunft hier brauchen könne, weiß ich nicht, genug, sie nahm ihre Zuflucht hierher. Die Strenge, womit man hier in Schweden gegen das Hexengesindel verfährt, zwang sie zur größten Vorsicht und doch entging sie dem Argwohn nicht. Aus Furcht vor Entdeckung flüchtete sie auf das Land, hielt sich jedoch immer in der Nähe der königlichen Schlösser auf, weil ihr Prophetengeist ihr gesagt hatte, daß sich ihr Schicksal dort entscheiden werde. Im vorigen Jahre, während meiner Zusammenkunft mit Rosen bei dem Kurfürsten von Brandenburg, erinnerte er sich dieses Weibes und wies mich an sie. Lange waren meine Nachforschungen

sehen, wie er sich aus dieser lächerlichen Geschichte zieht. Er kommt in eine entsetzliche Klemme zwischen dem unumschränkten König und seinem Richtereid."

Darüber waren Alle einstimmig und Julie sprach:

„Ein Wort noch, bevor Sie gehen, meine Herren! Ich weiß nicht, welche Ahnung mich vor diesem sogenannten Klaus Narr warnt. In Bezug auf ihn rathe ich zur größten Vorsicht."

Alle lachten.

„Schlagen Sie meine Warnung nicht in den Wind. Er ist der Einzige der uns gefährlich ist."

„Mein Fräulein," entgegnete Brahe und Bjelke stimmte ihm bei, „der armselige Narr hat kein anderes Augenmerk, als eine fette königliche Pfarrei und wird er zu keck, so jagt man ihn mit Fußtritten fort."

„Und doch . . ."

Lachend über ihre weibliche Furcht, hüllten sie sich in ihre Mäntel und eilten fort.

Julie war wieder allein.

„Wie ist doch dieser schwedische Adel so eingebildet und hochmüthig," sagte sie vor sich hin. „Glauben, ich werde mich mit einem verarmten schwedischen Grafen vermählen! Nein, meinethalben mag Eva Horn noch hundert Jahre leben. Einmal habe ich geliebt; damals wurde ich verschmäht und verachtet; meine Mutter starb über die Schmach ihrer Tochter." Die bittere Erinnerung, die sich ihr hierbei aufdrängte, drohte sie zu ersticken; kalte, starre Thränen glänzten in ihren Augen. „Und wem habe ich es zu danken? Dem edlen König und seiner Mutter! Damals schwor ich, mich zu rächen und ich werde meinen Eid halten."

Wieder ließ sich ein leises Knistern vernehmen. Gewaltsam unterdrückte sie ihre Thränen, trank schnell ein Glas Wasser mit Wein gemischt und eilte, die Thüre zu öffnen. Der Eintretende war in einen schwedischen Soldatenmantel gehüllt; ein Soldatenhut war in sein

Gesicht gedrückt. Er warf diese Kleidung ab und — es war der dänische Gesandte in eigner Person.

„Ich wußte wohl, daß ich das Vergnügen haben würde, Sie zu sehen, obschon Ralamb sagte, daß Sie nicht erscheinen könnten," dieß waren Juliens Worte.

„Ja, gnädigstes Fräulein!" antwortete der Gesandte; wäre ich mit den Andern gekommen, so hätten sie sich gewiß nicht so offenherzig geäußert, als es meiner Vermuthung nach jetzt geschehen ist."

Umständlich gab Julie von jedem Wort Rechenschaft, das gesprochen worden war; aber ihre eignen Bemühungen für den Kurfürsten verschwieg sie wohlweislich. Der Gesandte hörte sie mit der größten Aufmerksamkeit an. Nachdem sie geendet, bat er sie um Verzeihung, wenn er sich die Freiheit nehme, sie wieder daran zu erinnern....

„Ja, ich weiß, daß ich Ihnen eine Erzählung schuldig bin über .... sie lautet so: Vor ungefähr vier Jahren wurde vor dem Generalgouverneur in Finnland ein Weib angeklagt, die weit und breit im Ruf einer Hexe stand. Schon mit ihrem bösen Blick, so sagte man, könne sie die Leute tödten. Einige wichtige Dienste, welche sie dem vom Könige so hart verfolgten Rosen in Bezug auf seine Heirat und eine Erbschaft leistete, vermochten diesen, da er ihre Brauchbarkeit einsah, ihr Gelegenheit zur Flucht zu verschaffen. Inwiefern sie einige Winke erhielt, daß man sie in Zukunft hier brauchen könne, weiß ich nicht, genug, sie nahm ihre Zuflucht hierher. Die Strenge, womit man hier in Schweden gegen das Hexengesindel verfährt, zwang sie zur größten Vorsicht und doch entging sie dem Argwohn nicht. Aus Furcht vor Entdeckung flüchtete sie auf das Land, hielt sich jedoch immer in der Nähe der königlichen Schlösser auf, weil ihr Prophetengeist ihr gesagt hatte, daß sich ihr Schicksal dort entscheiden werde. Im vorigen Jahre, während meiner Zusammenkunft mit Rosen bei dem Kurfürsten von Brandenburg, erinnerte er sich dieses Weibes und wies mich an sie. Lange waren meine Nachforschungen

vergebens; endlich aber entdeckte ich ihren verborgenen Aufenthalt und sie versprach mir einen Trank, der erst nach längerer Zeit wirken werde. Da geschah es — o, ich möchte vor Zorn vergehen, wenn ich daran denke! — daß dieß Weib, obschon sie eine ansehnliche Belohnung für ihren Dienst erwarten konnte, den Eingebungen des Satans nicht widerstehen konnte. Ein Liebestrank, den sie bereiten sollte und der aus Versehen mit Gift versetzt wurde, verursachte ihre Verhaftung. Bei dieser Gelegenheit wurde der mir versprochene, bereits fertige Trank vernichtet. Ich habe sie im Gefängniß besucht, und sie versprach mir einen neuen, der jetzt fertig sein wird."

„Vortrefflich, mein Fräulein! Gelingt dieser Plan, so erhalten Sie die Grafschaft * * *. Nehmen Sie einstweilen von dem König, meinem Herrn, dieß Geschenk an seine junge Vasallin. Es ist vor Kurzem von unsern afrikanischen Besitzungen gekommen."

Ein vollständiger Schmuck von kostbaren Perlen, reich mit Rubinen umgeben, stralte ihr auf hochrothem Sammtgrunde entgegen. Julie konnte ihr Entzücken kaum vor den lauernden Blicken des Gesandten verbergen. Sie legte das Etui auf den Tisch.

„Aber," sagte sie, „wenn ich diesen Trank überliefere — ich liebe die Königin . . . ."

„Glauben Sie denn, mein Fräulein, daß mein König je vergessen könnte, daß Ulrike Eleonore seine Schwester, und daß Karls XI. Kinder auch die seiner Schwester sind? Glauben sie überdieß nicht, daß die Königin seine Verfügungen billigt; sie weiß, was es heißt, eine Krone zu tragen, während er dagegen unser Lehnsmann sein müßte. Erinnern Sie sich nicht der Gelegenheit, als die Königin so rührend bat, er möge doch so viele seiner Unterthanen nicht durch diese, wie sie es ganz richtig nannte, verderbliche Reduktion unglücklich machen? Und was antwortete er? „„Wir haben Ew. Majestät zur Gemahlin genommen, um Uns und dem Reiche Kinder zu gebären, nicht, um Uns Rath zu ertheilen.""

„Ja, er ist entsetzlich streng. Und dann das Vorrecht, welches er seiner Mutter läßt, die alle Gelegenheit aufsucht, die junge Königin zu demüthigen!"

Der Gesandte erhob sich, um zu gehen. Er dankte Julien mit Wärme für die ihm verschafften Nachrichten und setzte hinzu:

„Verehrungswürdige Julie, wenn Alles gelingt, erlauben Sie mir dann zu hoffen, diese schöne Hand mein nennen zu dürfen? Ich habe Ihre Blicke zu meinem Vortheil auszulegen gewagt?"

Lächelnd erwiederte sie:

„Lassen Sie es erst gelingen; dann haben wir immer noch Zeit, von unsern Angelegenheiten zu sprechen!"

Der Gesandte ging. Julie betrachtete ihren Schmuck.

„Wieder ein Freier! Nein, niemals! Werde ich regierende Fürstin, so wähle ich mir meine Günstlinge; aber meine Hand muß frei bleiben."

Sie ging in ihr Schlafgemach.

Rabenius, der hinter seinem Schrank die Verschwornen sowohl kommen als gehn gesehen, und die Thüre hinter ihnen verschließen gehört hatte, schlich sich aus seinem Versteck hervor und murmelte vor sich hin: „Alles ist eitel, sagt Salomo. Das gilt nicht allein von den Gütern des Lebens, sondern auch glücklicherweise von dessen Widerwärtigkeiten und Verbrechen."

Auch er ging heim, aber nicht zur Ruhe.

Sechstes Kapitel.

Die nächtlichen Abenteuer hatten den Schlaf von Rabenius Augen verscheucht. Jedesmal, wenn er einschlummerte, sandte ihm der König der Träume seine Unterthanen; und da jeder Traum gewisse Züge der Gedanken von dem annimmt, zu dessen Bett er tritt, so

zeigten sich vor ihm die tollsten Gestalten. Unter Andern, welche trippelnd und scherzend um ihn her wimmelten, sah er auch den Grafen Bjelke in voller Rüstung: aber aus dem Helm schaute Juliens Gesicht mit Knebel- und Schnurrbart. Zugleich wiederholte sie ihren Eiertanz; ihr Fuß wuchs aus seiner feinen, zierlichen Form zu der Unförmlichkeit einer Riesentappe und Rabenius war nahe daran, aufzuschreien, denn er erwartete nichts Anderes als Kratsch zu hören! Aber im Augenblick verwandelte sich ihre geschmeidige Gestalt zu der noch geschmeidigern einer grün und gelb schattirten Schlange, und statt eines Schwanzes hatte diese wieder Juliens zierlichen Fuß und tanzte, noch kunstfertiger als sie, aufrecht zwischen den Eiern umher, deren Anzahl sich unaufhörlich vermehrte und dazwischen flüsterte sie: vous plait-il? Es war schon völlig Tag, als er ordentlich einschlief, und er mochte vielleicht ein Paar Stunden geschlafen haben, als es ihm vorkam, Graf Bjelke, der auf hohen Stelzen stehe, sehe in sein Fenster herein und sage: „Du Schwarzrock, wie wagst Du es, Dich in Sachen zu mischen, die Dich Nichts angehen? Wenn Du den Mund nicht hältst, so werde ich jede Nacht als Alp zu Dir kommen, und Du sollst in Deinem Leben keine Pfarrei erhalten!" Bei diesen schrecklichen Drohungen überlief ein kalter Schweiß den Schlafenden. Es kam ihm vor, als falle er auf die Knie und bete: „Lieber, kleiner, gnädiger, gräflicher Herr Satan, nehmen Sie doch Ihre Verwünschung zurück!" als er durch folgende Worte aus dem Schlafe geweckt wurde:

„Was tausend Teufel, plagt Dich der Alp oder was quatschst Du da? Es ist schon sieben Uhr und Du liegst noch und schläfst!"

Rabenius sah auf und Ekeroth stand vor seinem Bette.

„Gott sei Dank, Du warst es also und nicht der verdammte Graf!" rief Rabenius und fuhr im Bett in die Höhe. „Der Teufel wird doch wohl sein Spiel nicht so treiben, daß er mächtig genug ist, sein Versprechen zu

halten! Nun, und soll auch die Pfarrei in die Brüche gehen, schweigen kann ich durchaus nicht. Was zum Henker stehst Du denn so verblüfft da? Haben Dir Deine Sterne nicht schon die ganze Geschichte erzählt?"

"Ja, sie haben mir zugeflüstert, daß Du gestern Abend des Guten zu Viel gethan hast."

„Nicht gerathen! Haben sie Dir nichts Anderes gesagt, so sind sie Erzlügner. Jetzt ist ja der Teufel hier ganz augenscheinlich los!"

„Das ist eine alte Neuigkeit hier zu Lande, davon sprechen sie nicht, aber wohl darüber, daß beim König ein Bankett war, das mit denen der Generale aus dem dreißigjährigen Kriege um den Vorrang stritt. Während des ärgsten Lärmens hörte ich zwei Vorübergehende sagen, daß es ihr Geld sei, was dort droben vertanzt werde."

„Ach bewahre! Aber jetzt zur Sache! Du siehst leicht ein, daß, seitdem ich von meinem unbemerkten Plätzchen an den Hof gekommen bin, mir eine Menge Gegenstände als neu und zum Theil als sehr sonderbar hätten auffallen müssen; aber das war wirklich nicht der Fall. Auch hier begreife ich ziemlich gut die Ursachen zu den Handlungen der meisten Menschen. Die Leute sind sich überall gleich, das merke ich, mögen sie nun um eins der fünf Reichsämter oder um eine Landpfarre buhlen. Ueberall wird dem armen Nächsten ein Weib als Köder hingestellt; das ist in seiner Ordnung und bleibt in seiner Ordnung, so lange die Welt steht. Aber mit einer einzigen Person bin ich hier zusammengetroffen, aus der ich durchaus nicht klug werde, und die ist das sogenannte Fräulein oder Prinzessin Julie. Hübsch ist nun, mit sehr wenig Ausnahmen, das ganze weibliche Hofpersonal hier; aber sie ist nicht allein das. Ich war bei ihrem Anblick ordentlich verblüfft und es kam mir vor, als lese ich noch, wie in früheren Zeiten, bei meinem Bruder den Homerus. Er, der gelehrte Grieche, sah und dachte bloß an die Schönheiten der Sprache; ich dagegen beschäftigte mich mehr mit den Helden und Heldinnen

zeigten sich vor ihm die tollsten Gestalten. Unter Andern, welche trippelnd und scherzend um ihn her wimmelten, sah er auch den Grafen Bjelke in voller Rüstung: aber aus dem Helm schaute Juliens Gesicht mit Knebel- und Schnurrbart. Zugleich wiederholte sie ihren Eiertanz; ihr Fuß wuchs aus seiner feinen, zierlichen Form zu der Unförmlichkeit einer Riesentappe und Rabenius war nahe daran, aufzuschreien, denn er erwartete nichts Anderes als Kratsch zu hören! Aber im Augenblick verwandelte sich ihre geschmeidige Gestalt zu der noch geschmeidigern einer grün und gelb schattirten Schlange, und statt eines Schwanzes hatte diese wieder Juliens zierlichen Fuß und tanzte, noch kunstfertiger als sie, aufrecht zwischen den Eiern umher, deren Anzahl sich unaufhörlich vermehrte und dazwischen flüsterte sie: vous plait-il? Es war schon völlig Tag, als er ordentlich einschlief, und er mochte vielleicht ein Paar Stunden geschlafen haben, als es ihm vorkam, Graf Bjelke, der auf hohen Stelzen stehe, sehe in sein Fenster herein und sage: „Du Schwarzrock, wie wagst Du es, Dich in Sachen zu mischen, die Dich Nichts angehen? Wenn Du den Mund nicht hältst, so werde ich jede Nacht als Alp zu Dir kommen, und Du sollst in Deinem Leben keine Pfarrei erhalten!" Bei diesen schrecklichen Drohungen überlief ein kalter Schweiß den Schlafenden. Es kam ihm vor, als falle er auf die Knie und bete: „Lieber, kleiner, gnädiger, gräflicher Herr Satan, nehmen Sie doch Ihre Verwünschung zurück!" als er durch folgende Worte aus dem Schlafe geweckt wurde:

„Was tausend Teufel, plagt Dich der Alp oder was quatschst Du da? Es ist schon sieben Uhr und Du liegst noch und schläfst!"

Rabenius sah auf und Ekeroth stand vor seinem Bette.

„Gott sei Dank, Du warst es also und nicht der verdammte Graf!" rief Rabenius und fuhr im Bett in die Höhe. „Der Teufel wird doch wohl sein Spiel nicht so treiben, daß er mächtig genug ist, sein Versprechen zu

halten! Nun, und soll auch die Pfarrei in die Brüche gehen, schweigen kann ich durchaus nicht. Was zum Henker stehst Du denn so verblüfft da? Haben Dir Deine Sterne nicht schon die ganze Geschichte erzählt?"

"Ja, sie haben mir zugeflüstert, daß Du gestern Abend des Guten zu Viel gethan hast."

„Nicht gerathen! Haben sie Dir nichts Anderes gesagt, so sind sie Erzlügner. Jetzt ist ja der Teufel hier ganz augenscheinlich los!"

„Das ist eine alte Neuigkeit hier zu Lande, davon sprechen sie nicht, aber wohl darüber, daß beim König ein Bankett war, das mit denen der Generale aus dem dreißigjährigen Kriege um den Vorrang stritt. Während des ärgsten Lärmens hörte ich zwei Vorübergehende sagen, daß es ihr Geld sei, was dort droben vertanzt werde."

„Ach bewahre! Aber jetzt zur Sache! Du siehst leicht ein, daß, seitdem ich von meinem unbemerkten Plätzchen an den Hof gekommen bin, mir eine Menge Gegenstände als neu und zum Theil als sehr sonderbar hätten auffallen müssen; aber das war wirklich nicht der Fall. Auch hier begreife ich ziemlich gut die Ursachen zu den Handlungen der meisten Menschen. Die Leute sind sich überall gleich, das merke ich, mögen sie nun um eins der fünf Reichsämter oder um eine Landpfarre buhlen. Ueberall wird dem armen Nächsten ein Weib als Köder hingestellt; das ist in seiner Ordnung und bleibt in seiner Ordnung, so lange die Welt steht. Aber mit einer einzigen Person bin ich hier zusammengetroffen, aus der ich durchans nicht klug werde, und die ist das sogenannte Fräulein oder Prinzessin Julie. Hübsch ist nun, mit sehr wenig Ausnahmen, das ganze weibliche Hofpersonal hier; aber sie ist nicht allein das. Ich war bei ihrem Anblick ordentlich verblüfft und es kam mir vor, als lese ich noch, wie in früheren Zeiten, bei meinem Bruder den Homerus. Er, der gelehrte Grieche, sah und dachte bloß an die Schönheiten der Sprache; ich dagegen beschäftigte mich mehr mit den Helden und Heldinnen

und muß aufrichtig gestehen, daß ich nie Etwas gesehen habe, was mehr den Bildern, die ich mir in meiner Phantasie von Circe und Calypso entwarf, entsprochen hätte, als gerade sie. Ich würde glauben, sie sei hier bei Hofe, um sich bei dem König einzuschmeicheln, wenn das möglich wäre . . . ."

„Und doch ist sie wegen des Königs hier."

„Dann habe ich recht gesehen."

„Was hast Du gesehen?"

„Daß sie sich eigentlich wegen politischer Zwecke hier aufhält, und dabei ihre Liebespfeile verschießt."

Er erzählte ihre Zusammenkunft mit dem Grafen Bjelke, und Ekeroth hörte ihm mit gespannter Aufmerksamkeit zu.

„Wie kommt doch dieser Graf Nils überall hin? Ich möchte wünschen, der Graf de la Gardin wüßte das; es wäre wenigstens Balsam auf seine Wunde."

„Meinst Du, er habe Grund zur Eifersucht?"

„Lieber Rabenius, kein Rauch ohne Feuer. Aber sag mir, was hast Du gesehen, das Deinen Argwohn noch weiter rege machte?"

„Ja, gestern Abend, als Alle ihr für einen in der That ganz schönen und kunstreichen Tanz dankten, sah ich ganz deutlich, daß Graf Bjelke ihr Etwas in die Hand drückte, und ihre Augen ruhten mit einem ganz besondern Ausdruck bald auf dem dänischen Gesandten, bald auf dem Grafen Nils Gyllenstjerna. Gleichsam über sich selbst erschrocken, sah sie sich schnell spähend im Saale um; und obwohl ich mir die größte Mühe gab, gleichgültig zu scheinen, so bemerkte sie doch, daß ich ihren Bewegungen aufmerksam folgte, darauf will ich meinen funkelneuen Chorrock gegen meine Kaplanslumpen einsetzen. Daß es die Großen nicht gut mit dem König meinen, wußte ich schon, bevor ich hierherkam, und hier hat es sich später nur bestätigt. Deßhalb kann ich es nicht wohl begreifen, wie es der sonst so guten und vortrefflichen Königin einfallen konnte, den Hofprediger

Karlberg zu der strengen Predigt zu überreden, von der ich nicht einsehe, wie er sie nur halten konnte *). So Etwas macht böses Blut."

---

*) Unter der Reduktionszeit, als manche Krongüter, welche dem Adel verliehen gewesen, wieder an die Krone gezogen werden sollten, geschah es, daß manche Wittwen und vaterlose Kinder die von ihren Vorfahren lange Zeit im Besitz gehabten Güter verließen, und dadurch in einen sehr dürftigen Zustand geriethen. Sie baten deßhalb flehentlich bei der Königin, Ulrike Eleonore, um Vermittlung bei dem König, ihrem Gemahl, daß er nicht so streng mit ihnen verfahren möge. Die Königin, welche sehr wohl wußte, daß der König von dem gefaßten Beschlusse nicht abzubringen sei, berief den Oberhofprediger Karlberg zu sich, und gab ihm den Auftrag, dem Könige ein so hartes Verfahren in seiner Predigt vorzustellen. Karlberg gehorchte und ging in seinen Predigten und Vorstellungen sehr scharf zu Werke. Nach dem Schluß der Predigt, als er, wie gewöhnlich, den Königlichen Majestäten seine unterthänigste Verehrung bezeugen sollte, sagte der König heftig zu ihm: „Ihr predigt ja offenen Aufruhr in die Herzen meiner Unterthanen." — „Nein, Ew. Majestät, solches sei ferne von mir, mein Zweck war nur, Aufruhr in das eigne Herz Ew. Königlichen Majestät zu predigen." — Es endete damit, daß Karlberg vom Hofe wegkam und Bischof in einem schönen Stifte wurde. Stockholmer Post, 1779. Nr. 286.

Der vormalige Kapitän und Staats-Ingenieur in Stockholm, J. E. Karlberg, ein Sohn des Bischofs, hat diesen Vorfall bestätigt, nur mit dem Unterschied, daß, nachdem der Doktor Karlberg seine Predigt geendet, der König sich wohl ereifert habe, daß dieß aber sogleich vorüber gegangen sei; er habe dann einige Augenblicke still gestanden, um sich zu erholen, worauf er mit tiefer Rührung gesagt haben soll: „Der Priester, der in ein verstocktes und sündiges Herz Aufruhr predigt, der predigt wie ein rechter Priester," worauf der König Karlberg gnädig bei der Hand genommen und „Dank!" zu ihm gesagt habe. — Die Hofherren hatten es mehrmals versucht, den König Karl XI. gegen diesen seinen eifrigen Hofprediger aufzuhetzen, aber größtentheils zur Antwort bekommen: „Wenn der Prediger seine Strafworte aus den Schriften der Propheten und Apostel nimmt, so müssen wir damit zufrieden sein. Wir betrachten es nicht als seine, sondern als die Stimme Gottes zu uns." Geschichte der schwedischen Hof-Klerisei.

Außer diesem einzigen Mal verbot die Königin ihrer Hofgeistlichkeit ausdrücklich, „auf irgend eine Art die Handlungen oder Regierungssachen des Königs zu berühren, welche sie nichts angehen, und daher Niemand zur Erbauung gereichen." Materialien zur Geschichte König Karls XI. VI. Sammlung.

„Es ist dieß um so natürlicher, als es nicht geläugnet werden kann, daß die Beamten, welche bei der Reduktions-Commission angestellt waren, manchmal weiter gegangen sind, als es der König wollte. Zuerst scharrte der Adel auf Kosten der übrigen Stände Alles zusammen, und dann wollte er die dienende Klasse zu Sklaven machen. Es ging sogar so weit, daß sie sich Mühe gaben, die Gerichtsbarkeit auf ihren Besitzungen zu erhalten, und z. B. ihre Untersaßen willkürlich mit Hieben und Schlägen vor dem Stalle zu bestrafen; eine Menge anderer Erfindungen zu verschweigen. Kein Wunder denn, daß die Nemesis über sie kam. Und wie wurde der König erzogen? So — so, der Teufel mag sie Alle zusammen geritten haben. Hat er nicht selbst gesagt, er wollte die Hälfte seines Reiches darum geben, wenn er besser geleitet worden wäre?"

„Für uns war es eine Gnade Gottes, daß ein tüchtiger Mann und keine Memme aus ihm geworden ist; aber für sie war es fehlerhaft. Aber so geht es, wenn die Menschen in ihrer Bosheit sich Etwas recht prächtig vorstellen, so kommt der liebe Gott und macht ihnen einen Strich durch die Rechnung. Hätten sie ihm eine wissenschaftliche Erziehung gegeben, hätten sie ihre Söhne mit ihm umgehen lassen, statt „ihn auf seine Schlösser zu beschränken," so — wer weiß, ob der König das geworden wäre, was er jetzt ist, und wie ihn der Adel schilt, nämlich ein Bauernkönig; wer weiß, ob er dann die Bedürfnisse seiner Unterthanen kennen gelernt hätte und nicht ein Hofkönig geworden wäre, der sein Vergnügen nur bei Maskeraden, Komödien und solchen Julien suchte?"

„Wenn er nur mit der Reduktion etwas behutsamer zu Werke ginge. Er könnte, hätte ich fast gesagt, eben so viel haben, wenn er es nur auf eine andere Weise nähme, und dorthin gäbe, wo wirkliche Noth vorhanden ist. Der, welcher ihn zu seinen abgeschmackt strengen Maßregeln verleitet, will ihm sehr übel."

„Das kann ich nicht finden. Daß der König für die Materialien der Krone, welche der hohe Adel benutzt hatte, und für die Arbeit der Kronangehörigen sich Ersatz verschaffte, ist wohl nicht zu verwundern?"

„Ja, ja, so urtheilen wir; der Adel dagegen urtheilt anders, und es fehlt ihm nicht an Scheingründen zu seinen Behauptungen. Mit einem Wort: wo wirkliche Noth herrschte, wäre es klug gewesen, zu schonen; aber wie würde man ihn dann gehaßt haben? Ueberdieß verstößt seine strenge Gerechtigkeit gegen alle Milde: **summum jus, summa injuria.** Deßhalb glaube ich auch, daß es nur geschieht, um gut zu machen, wenn er der Königin unangefochten so große Summen zu verschenken erlaubt Aber dabei geht es, wie gewöhnlich in dergleichen Fällen: die es wirklich bedürfen, erhalten am wenigsten. Und, sei es wie es wolle, die Vornehmen toben und der König fällt als ein Opfer ihrer Rache."

Rabenius bedachte einen Augenblick, ob man den König warnen solle.

„Wie willst Du das anfangen? Ich bin eben so überzeugt, wie Du es nur sein kannst, daß eine Verschwörung gegen ihn im Werke ist; aber wie willst Du das beweisen? Kannst Du die Menschen auf die Blicke eines gefallsüchtigen Weibes hin anklagen? Dieß ist um so mehr unmöglich, als ihn der ganze alte Adel Mann für Mann haßt: der listige Bjelke wegen des Verlusts von Ekolsund und Gyllenstjerna wegen seines Bruders Tod. Johann Gyllenstjerna wollte ihn ja in Schonen als Gefangenen ergreifen lassen; davon war ich selbst Augenzeuge."

„Und unterstütztest oder warntest den König nicht?"

„Ich wußte vorher, daß Nichts zu befürchten war. Aber höre! Der König traute damals noch dem hinterlistigen Günstling, und ließ sich von ihm zu der unpassenden Strenge mit der Reduktion verleiten. Als er merkte, daß der König anfing, ihn zu durchschauen, nahm er Gift."

Rabenius machte große Augen; Ekeroth fuhr fort:

„Und auch Fräulein Julie haßt den König persönlich.“

„Fräulein Julie?“

„Ein Graf Lilje, ein Vetter von dem Gemahl der Oberhofmeisterin, verliebte sich in das fünfzehnjährige Mädchen, und sie in ihn. Damals war sie arm wie eine Kirchenmaus, und der König stemmte sich, auf Anrathen seiner Mutter, gegen die Heirat, obwohl ganz im Geheimen von einer antizipirten Hochzeit und mehr dergleichen gemunkelt wurde.“

„Es ist kein guter Geist, der in die Könige fährt, wenn sie sich in die Heiratsangelegenheiten ihrer Unterthanen mischen. Freilich ist Fräulein Juliens Zorn an und für sich ohnmächtig....“

„Wie kannst Du das sagen? Wer kann sich unterstehen zu sagen, er sei ohnmächtig? Wer kann wissen, ob nicht gerade das, was die Großen als etwas Unbedeutendes betrachten, zum Berge werden kann, der sie zermalmt. **Nihil spernere** ist in diesem Fall mein Wahlspruch.“

„Ekeroth! Ich will Deine Offenbarungen nicht bestreiten, obwohl ich, wie ich Dir schon früher sagte, Nichts damit zu schaffen haben will; wer weiß, ob nicht manches Unglück nur deßhalb eintrifft, weil es vorhergesagt wurde?“

„Unbestreitbar! Aber eben so wahr ist es, daß es doch eingetroffen wäre, obschon vielleicht auf eine andere Art. Was geschehen soll, geschieht, ob es vorhergesagt ist, oder nicht.“

Um seinen Freund nicht zu beleidigen, unterdrückte Rabenius die Antwort: „dann ist es ja das Beste, Nichts zu wissen.“ Ekeroth fuhr fort:

„Ich dränge meine Offenbarungen Niemanden auf, außer wo ich mit Sicherheit weiß, daß der Schlag des Schicksals möglicherweise durch menschliche Vorsicht kann abgewandt werden.“

„Du glaubst also, die Menschen stehen bestimmt unter dem Einfluß der Sterne und Planeten?“

„Das ist eine ausgemachte Sache.“

„Meinen Augen ist sie verborgen. Ich gebe zu, daß Du Manches gesagt hast, was meine Bewunderung erregte; aber —— wenn Du mir auch erklären könntest, wie das zuging?“

„Wer kann das außer Gott?“

„Wie kannst Du dann wissen oder bestimmen, welche geheimnißvolle Wirkung der oder jener Stern bei unsrer Geburt und auf unser Schicksal hat?“

„Der Mensch ist eigentlich ein Erdenwurm, in welchem Gott einen Funken seines Geistes entzündet hat. Nun tritt in jedem Augenblick ein Stern hervor, der diesen beherrscht; wie kannst Du wissen, welchen Einfluß derselbe auf die Elemente hat, aus denen die Erde besteht, ob er Sturm, Sonnenschein oder Regen verursacht, und welche Macht er auf den Menschen in dem Moment ausübt, wo sich der erste Lebensfunken in ihm entzündet? Wenn nun nicht ein einziges freundliches Gestirn bei seiner Geburt lacht, wenn Alles, was das Licht der Ewigkeit dem Staube offenbaren kann, nur Unglück und Verbrechen verkündet, wie kannst Du dann eine Einwirkung hiervon auf Leib und Seele des zarten Kindes längnen, welche beide, während ihrer täglich zunehmenden Vereinigung, noch nicht zum Bewußtsein ihres Daseins gelangt sind? Die Seele empfängt diese Einwirkung und theilt sie dem Gemüthe mit, dessen Kraft jenen babilonischen Thurm aufrichtet, von dessen Zinnen sie entweder himmlisches Entzücken athmet, oder unter dessen Fundamenten sie beim Feuer des Abgrundes seufzt. Dort glüht die Liebe, dort glüht der Haß in den Räumen der Sterne. Die Guten können sowohl unter einander als mit den Bösen in feindlicher Opposition stehen; die Bösen können in einer ordentlichen affinitatis conjunctio zu einander stehen, oder auch zu dem menschlichen Geist, Körper und Seele, und das in unendlichen

Abwechslungen; glaubst Du nicht, daß dieß Einfluß auf das Schicksal der Menschen hat und dasselbe bestimmt?"

„Aber in diesem Falle ist ja der Mensch für seine Handlungen nicht verantwortlich?"

„Doch, er hat seinen freien Willen: er kann das Gute thun und das Böse unterlassen; er ist Herr über seine Handlungen, nicht über sein Schicksal."

„Nein, zum Henker, das paßt nicht zusammen. Haben die Sterne Einfluß auf unser Schicksal, so haben sie auch, folgerichtig gesprochen, Einfluß auf unsere Handlungen?"

„Nun wohl, wenn es so ist, so bleibt dem Verbrecher Nichts übrig als die Reue — oder die Hölle."

„Auf diese Art machst Du ja Gott zu einem Tyrannen, der erst den Menschen unter fremden Einfluß stellt, und ihn dann für das vorgeschriebene Verbrechen bestraft?"

„Das ist ein theologischer Zank, und darauf verstehe ich mich nicht; ich verstehe nur, daß es so ist. Rechte Du mit Gott, wenn Du kannst. Du begreifst ja nicht einmal das Geringste vom Geheimniß der Erzeugung. In seiner dunkeln Urne werden, wie Loose, Verbrechen und Glück, Unschuld und Kummer durcheinander geworfen. Ich will hier nicht Jesu eigene Worte von dem Gefäß anführen, das zur Ehre und zur Schande gemacht ist; ich will nur fragen: weißt Du, wie viele Verbrechen an dem oder jenem Unglücklichen werden heimgesucht, wie viele von den Sünden seiner Voreltern, die sich von Geschlecht zu Geschlecht auf ihn häuften, dort werden fortgepflanzt werden? Ich bebe bei diesem Gedanken; aber ich halte ihn für wahr, und mein einziger Trost ist Gottes Wort: „Ich will die Missethaten der Väter heimsuchen an den Kindern bis in's dritte und vierte Glied, an denen, so mich hassen, aber Barmherzigkeit thun bis in's tausendste an denen, so mich lieben und meine Gebote halten."

Nach diesen Worten stürmte er zur Thüre hinaus.

Rabenius hörte ihn heftig den Korridor entlang gehen und er kannte ihn noch hinlänglich aus seinen Jünglingsjahren, um zu wissen, daß es in solchen Augenblicken vergeblich sei, ihn zurückzurufen. Er hatte keine andere Wahl, als den Grübler seinen Träumereien zu überlassen.

Siebentes Kapitel.

Aus Veranlassung der ungewöhnlichen Zerstreuungen bei Hofe im Verlauf der verflossenen Woche, hatte Rabenius zum Text für seine Predigt gewählt: „Wie die Söhne Hiobs einander täglich Gastereien gaben, und wie Hiob am siebenten Tage ein Brandopfer für sie darbrachte, damit, wenn sie unwissend gesündigt, ihre Sünden versöhnt werden möchten;" und man darf wohl überzeugt sein, daß seine Buß- und Strafpredigt, während welcher er zweimal das Sinnbild des Todes, das Stundenglas umkehrte, gerade nicht zu den mildesten gehörte. Nach dem Schluß des Gottesdienstes näherte sich ihm die Königin und dankte für seine schöne Predigt und die vortreffliche Anwendung.

„Ich wünsche, mein ganzer Hof möchte Eure Worte zu Herzen nehmen, wie bald die guten Tage mit den schlimmen abwechseln können, und daß wir unser Leben so einrichten müssen, daß die schlimmen Tage nicht erst dann kommen, wenn keine Zeit mehr zur Buße vorhanden ist. Das Einzige, was ich bemerken wollte, wäre, daß die Nutzanwendung in Eurer Predigt in einem etwas zu hohen und oratorischen Style *) vorgetragen ist, wo-

*) Rabenius soll sehr oratorisch und hochtrabend in seinen Predigten gewesen sein, weßhalb „er erinnert wurde, sich je weniger desto beßer mit hohen Diskursen und tiefsinnigen Sachen

gegen eine einfachere Sprache hier passender gewesen wäre."

Die Königin hatte kaum geendet, als Jungfrau Sophia anhob:

„Ja, Gott soll's wissen, daß seine Sprache in der übrigen Zeit um so schlechter ist! Er bringt es redlich wieder ein, daß er hier zwei Stunden sich Mühe gibt, hochtrabend zu sein. Wie nannte doch mein Bruder gleich eine solche Sprache auf lateinisch? Ja, still! **Sermo pedestris.**"

„**Equestris**, Jungfrau Sophia, **equestris**."

„Einerlei! Ich habe den Gottesmann Rabenius sogar fluchen gehört."

Nun kam einer von unsers Freundes unbewachten Augenblicken. Etwas beleidigt und folglich etwas unüberlegt, erwiederte er:

„Ja, wissen Sie, das kann ich sogar auf der Kanzel thun, wenn es darauf ankömmt."

„Rabenius!" sagte die Königin streng.

„Entschuldigen Ew. Majestät gnädigst!" sagte das muthwillige Mädchen, die jetzt den Sieg in Händen zu haben glaubte und eine so gute Gelegenheit, ihren Triumph zu genießen, sich nicht entgehen lassen wollte; „ich will wetten, daß Sie das nicht können."

Nun war denn Rabenius herausgefordert, oder, richtiger, seine Herausforderung war angenommen, und der Schande wegen konnte er sich nicht zurückziehen, obschon er eine Niederlage fürchtete. Er machte zum bösen Spiel gute Miene.

„Topp! Ich gehe die Wette ein; was setzen Sie?"

„Wäre der Hofprediger kein Geistlicher, so würde ich einen Kuß vorschlagen," sagte einer der Kavaliere.

---

in seinen Vorträgen zu befassen, sondern sich getreu an der Einfalt der Erklärung des Textes und daraus hergeleiteten Lehrsätzen zu halten, damit er im andern Fall nicht leicht dahin kommen könne, in der Rede zu stocken." Protokoll-Buch des Königl. Hof-Consistoriums. Nr. 4.

„Nein, schön Dank!" entgegnete Rabenius; „wenn ich auch kein Geistlicher wäre, so bin ich doch noch nicht lange genug bei Hofe, um vergessen zu haben, daß ich ein Ehemann bin. Die wohlgeborne Jungfrau soll, sich selbst zur Strafe und Andern zur Warnung, gezwungen werden, in ihrem Leben auch einmal etwas Nützliches zu thun: sie soll mir ein Dutzend Predigerkrägen nähen."

„Gut! aber wenn ich gewinne, soll dagegen der Magister, sich selbst zur Strafe und Andern zur Warnung, für seinen ewigen Vorwitz, mit verbundenen Augen, wie Fräulein Julie, zwischen Eier tanzen."

„Bravo!" schallte es überlaut; „das soll lustig werden! Dann wollen wir rufen: Zertreten Sie die Eier nicht, Herr Magister! zertreten Sie die Eier nicht!"

„Wir müssen nur gar lange auf das Vergnügen warten, bis die Reihe zu predigen an den Hofprediger kommt," sagte Graf Bjelke, der sich über Rabenius Anspielung auf die Ehemänner ärgerte.

„Ach, dafür weiß ich Rath," fiel Sophia ein. „Rabenius kann mit Magister Torner tauschen; und wenn Seine Majestät nach Hause kommt und die Sache hier erfährt, wird er wohl der Erste sein, der darauf dringt."

„Jungfrau Sophia ist jederzeit eben so witzig, als charmant. Ich nehme es auf mich, des Königs Einwilligung zu erhalten. Hat er schon seinen Hofprediger einmal mit getheerten Beinen gesehen, so kann er ihn jetzt auch einmal mit gelben Füßen erblicken," fügte Bjelke hinzu.

„Der Herr Graf ist ein so großer Jäger," antwortete Rabenius, „daß ich ihn wohl nicht daran zu erinnern brauche, wie man den Vogel erst schießen muß, bevor man ihn braten kann. Es könnte ja sonst geschehen, daß er sich auf eine von den langen Nasen setzt und singt: „Tireli, Tireli! wie dumm seid Ihr, hi!"

Und lächelnd, mit einer Verbeugung gegen die Umstehenden, verließ er den Saal.

---

gegen eine einfachere Sprache hier passender gewesen wäre."

Die Königin hatte kaum geendet, als Jungfrau Sophia anhob:

„Ja, Gott soll's wissen, daß seine Sprache in der übrigen Zeit um so schlechter ist! Er bringt es redlich wieder ein, daß er hier zwei Stunden sich Mühe gibt, hochtrabend zu sein. Wie nannte doch mein Bruder gleich eine solche Sprache auf lateinisch? Ja, still! **Sermo pedestris.**"

„**Equestris**, Jungfrau Sophia, **equestris.**"

„Einerlei! Ich habe den Gottesmann Rabenius sogar fluchen gehört."

Nun kam einer von unsers Freundes unbewachten Augenblicken. Etwas beleidigt und folglich etwas unüberlegt, erwiederte er:

„Ja, wissen Sie, das kann ich sogar auf der Kanzel thun, wenn es darauf ankömmt."

„Rabenius!" sagte die Königin streng.

„Entschuldigen Ew. Majestät gnädigst!" sagte das muthwillige Mädchen, die jetzt den Sieg in Händen zu haben glaubte und eine so gute Gelegenheit, ihren Triumph zu genießen, sich nicht entgehen lassen wollte; „ich will wetten, daß Sie das nicht können."

Nun war denn Rabenius herausgefordert, oder, richtiger, seine Herausforderung war angenommen, und der Schande wegen konnte er sich nicht zurückziehen, obschon er eine Niederlage fürchtete. Er machte zum bösen Spiel gute Miene.

„Topp! Ich gehe die Wette ein; was setzen Sie?"

„Wäre der Hofprediger kein Geistlicher, so würde ich einen Kuß vorschlagen," sagte einer der Kavaliere.

---

in seinen Vorträgen zu befassen, sondern sich getreu an der Einfalt der Erklärung des Textes und daraus hergeleiteten Lehrsätzen zu halten, damit er im andern Fall nicht leicht dahin kommen könne, in der Rede zu stocken." Protokoll-Buch des Königl. Hof-Consistoriums. Nr. 4.

„Nein, schön Dank!“ entgegnete Rabenius; „wenn ich auch kein Geistlicher wäre, so bin ich doch noch nicht lange genug bei Hofe, um vergessen zu haben, daß ich ein Ehemann bin. Die wohlgeborne Jungfrau soll, sich selbst zur Strafe und Andern zur Warnung, gezwungen werden, in ihrem Leben auch einmal etwas Nützliches zu thun: sie soll mir ein Dutzend Predigerkrägen nähen.“

„Gut! aber wenn ich gewinne, soll dagegen der Magister, sich selbst zur Strafe und Andern zur Warnung, für seinen ewigen Vorwitz, mit verbundenen Augen, wie Fräulein Julie, zwischen Eier tanzen.“

„Bravo!“ schallte es überlaut; „das soll lustig werden! Dann wollen wir rufen: Zertreten Sie die Eier nicht, Herr Magister! zertreten Sie die Eier nicht!“

„Wir müssen nur gar lange auf das Vergnügen warten, bis die Reihe zu predigen an den Hofprediger kommt,“ sagte Graf Bjelke, der sich über Rabenius Anspielung auf die Ehemänner ärgerte.

„Ach, dafür weiß ich Rath,“ fiel Sophia ein. „Rabenius kann mit Magister Torner tauschen; und wenn Seine Majestät nach Hause kommt und die Sache hier erfährt, wird er wohl der Erste sein, der darauf dringt.“

„Jungfrau Sophia ist jederzeit eben so witzig, als charmant. Ich nehme es auf mich, des Königs Einwilligung zu erhalten. Hat er schon seinen Hofprediger einmal mit getheerten Beinen gesehen, so kann er ihn jetzt auch einmal mit gelben Füßen erblicken,“ fügte Bjelke hinzu.

„Der Herr Graf ist ein so großer Jäger,“ antwortete Rabenius, „daß ich ihn wohl nicht daran zu erinnern brauche, wie man den Vogel erst schießen muß, bevor man ihn braten kann. Es könnte ja sonst geschehen, daß er sich auf eine von den langen Nasen setzt und singt: „Tireli, Tireli! wie dumm seid Ihr, hi!“

Und lächelnd, mit einer Verbeugung gegen die Umstehenden, verließ er den Saal.

Achtes Kapitel.

Am darauf folgenden Montag saß die Königin, nach ihrer Gewohnheit, umgeben von ihren Hoffräulein, wie Rabenius sie immer nannte, in ihrem Zimmer. Nach einer Abwesenheit von wenigen Augenblicken, bemerkte sie bei ihrer Rückkunft, wie die Damen, in einer eifrigen Unterhaltung begriffen, ganz ihre Arbeit vergaßen, und konnte nicht umhin, nach dem Gegenstand ihrer tiefsinnigen Abhandlung zu fragen.

„Ich wohnte einmal einer Disputation in Upsala bei und dort ging es nicht heftiger zu."

Einigermaßen verlegen sahen die Damen einander an, bis Sophia endlich antwortete:

„Ew. Majestät! Von was könnten wir sonst reden, als von der gestrigen Reise Seiner Majestät zur Gerichtsverhandlung?"

„Ich muß gestehen," fiel Fräulein Hedwig ein, „daß ich unmöglich die Frechheit des Bauern begreifen kann; und wenn ich auch das könnte, weil denn doch ein Bauer kaum zu einem Menschen geschaffen ist, so ist mir jedenfalls das Benehmen des Bezirksrichters unerklärlich. Wie er es nur wagen konnte, die Vorladung zu schreiben!"

„Das ist sehr leicht zu erklären," sagte Ingeborg; „er ist ja doch einmal nicht von adeliger Herkunft. Solcherlei hätte zu der Zeit nicht geschehen können, als der Reichsrath die Bezirks- und Landgerichte unter sich hatte."

„Ja, ich wollte sehen, wenn Jemand zu Zeiten meines gnädigen Vaters so Etwas gewagt hätte!" unterbrach sie Fräulein Martha. „Da es nun aber doch einmal so toll hergeht, so wird der Bezirksrichter wohl so viel Verstand haben, den Bauer um eine Summe zu büßen, die mit seiner Verwegenheit im Verhältniß steht."

„Und doch," sagte die Königin, „steht es einem großen und weißen Monarchen wohl an, seinen Unterthanen ein Beispiel des Gehorsams vor dem Gesetze zu geben, und zu zeigen, daß auch er ein Mensch ist."

„Aber man muß doch einen Unterschied machen...."

„Ja, Hedwig, zwischen größern und kleinern Pflichten! Die Erzählung von dem Philosophen, der einem König auf die Frage: „Was scharrst Du dort in der Erde?" zur Antwort gab: „Ich will die Asche meines Knechtes unter der Asche Deines Vaters heraussuchen," hat mich immer tief gerührt. Wenn ein Heide das sagen konnte, steht uns Christen dann noch Rangstolz an? Auf dem Todtenbette, mag es aus Stroh oder Purpur bestehen, sind wir Alle einander gleich."

Ein Geräusch, das sich vom Schloßhof herauf hören ließ, befreite die Damen von einer längern Predigt.

„Emerentia!" sagte die Königin, „höre, was das für ein Lärm ist!"

Dem Befehl wurde sogleich gehorcht; wie ein Pfeil war das Mädchen am Fenster.

„Ach, Ew. Majestät! es ist Klaus Narr."

„Emerentia!" sagte mit warnendem Ton die Königin, die es von ihrem Hofpersonal nicht hören wollte, daß man einem Geistlichen einen solchen Spottnamen gebe.

„Ich bitte um Verzeihung, Ew. Majestät! Es ist Rabenius, der das schönste Pferd hat, was ich je gesehen habe, aber so entsetzlich mager, wie es wohl keins mehr geben mag." Fast weinend fuhr sie fort: „Es ist eine wahre Sünde, ein solches Pferd zu haben. — Pfui, der garstige Rabenius!"

Die Königin ging zum Fenster, und dieß war das Signal für die Hoffräulein, auch dorthin zu eilen. Diese Damen waren unseren heutigen Pensionärinnen sehr ähnlich, deren Richtschnur die Gouvernante ist.

Und in Wahrheit, die Kavalkade auf dem Schloßhof war höchst anmuthig. Rabenius, von einer Menge Zu-

schauer umgeben, saß im Chorrock auf einem ziemlich großen Pferd, das, seiner Magerkeit ungeachtet, solche Kabriolen machte, daß es eine Lust und Freude war, zuzusehen. Das Pferd war ein Schimmel, und mit kastanienbraunen Flecken von wunderbarer Symmetrie und Schönheit gezeichnet. Alle stimmten im Lob über die ungewöhnlich schöne Zeichnung des Thieres überein. Rabenius hatte lange die Augen nach den Fenstern der Königin gerichtet, und als er sie nun dort bemerkte, grüßte er sie ehrerbietigst und ritt langsam auf und ab, um seinen Klepper gehörig betrachten und bewundern zu lassen. Ein Page kam herunter und entbot ihn zur Königin. Er sprang freudig von seiner Rosinante herab und folgte dem Pagen.

„Ist das Pferd Euer?“ fragte die Königin den sich unterthänig verbeugenden Rabenius.

„Ja, Ew. Majestät! Ich habe es selbst aufgezogen und hatte die Absicht, es Seiner Majestät zum Geschenk zu machen, wenn nur die Zeiten nicht so schlecht wären und ich das Geld nicht so nöthig hätte.“

„Es ist ein ausgezeichnet schönes Pferd,“ fuhr die Königin fort, und betrachtete es unabläßig. „Ich habe nie eines gesehen, das so schneeweiß war, so glänzend kastanienbraune Flecken und solch eine glatte, schwarzbraune Mähne hatte. Aber daß es so entsetzlich mager ist? Die kleine Emerentia weinte fast vor Mitleid.“

Rabenius schwieg, schlug die Augen nieder und schien beschämt und verlegen.

„Na, na,“ fuhr die gutmüthige Königin fort, „es ist meine Absicht nicht, Euch darüber Vorwürfe zu machen. Was verlangt Ihr dafür?“

„Fünfzig Dukaten, Ew. Majestät! Es ist mir unmöglich, es billiger zu verkaufen!“

„Ihr seid etwas theuer, mein lieber Rabenius; aber weil es so außerordentlich schön ist, und Ihr es Seiner Majestät habt schenken wollen, so will ich nicht markten.

Sie gab Befehl, ihm sogleich die Dukaten aufzuzählen. Es geschah.

Die blanken Goldstücke, welche mehr oder weniger uns in ihren verführerischen Banden halten, die nur Diogenes und einige wenige, der Welt überdrüssige, Gott Alles aufopfernde Menschen zu vernichten oder zu verachten vermochten, lagen recht einladend da und machten auf der dunkelblauen Tischdecke einen gar nicht unangenehmen Eindruck. Rabenius hielt den Hut an die Tischecke und strich, unter einer tiefen Verbeugung, das Geld hinein; aber als gerade der letzte Dukaten klingend zu seinen Vorgängern hinunterrollte, hob er den Kopf gegen die Königin und sagte: „Aber das Pferd ist gemalt, Ew. Majestät!"

Ein stilles, mildes Lächeln fuhr über Ulrika Eleonorens Züge; die Hoffräulein aber riefen in vollem Chorus dem Abgehenden nach:

„Welch ein Spitzbube!"

Neuntes Kapitel.

Der Diakonus hatte während der ganzen Zeit am Ufer des Meeres gestanden, auf dessen Wogen sein unbekanntes Schicksal schaukelte, und hatte die herrlichste Fata Morgana der kommenden Ereignisse betrachtet. Wenn auch unter diesen prächtigen Gaukelbildern, den Früchten seiner eignen Phantasie und Lust und der Wahrsagerkunst, die ihn Lene gelehrt, sich einige trübe, unglückverkündende Vorboten zeigten, so schloß er absichtlich die Augen und verwies sie zu seinem verhaßten Nebenbuhler, während er nur die glücklichen auf sich anwandte.

„Man muß seinem Schicksal aufzuhelfen wissen,"

sagte er. „Wie machte es Cäsar, als er einmal zu Boden fiel? Umarmte er nicht die Erde und küßte sie als unsrer Aller Mutter, und verwandelte dadurch eine schlimme Vorbedeutung in eine gute? Hi, hi, hi! siehst Du, mein lieber Magister dort oben, ich habe auch zu meiner Zeit ein Bischen Latein gelesen!„

In der That hatte er, mit einer gewissen Geschicklichkeit, selbst die in ihrem Geschäft vollkommen erfahrene Sybylle zu verblenden gewußt. So oft er, während seiner wiederholten Besuche bei ihr, sie über unglückliche Bilder in der Asche oder dem Kaffesatz klagen hörte, gleich war er mit Trostgründen bei der Hand. Entweder hinderte sie die Dämmerung, die Bilder richtig zu erkennen, oder sie war zu aufgeregt, und eine Wahrsagerin mußte nach seiner Behauptung ruhig sein. Darauf las er die Antwort her, welche er, aus ihrem eignen Wahrsagebuch geschöpft zu haben betheuerte. Kurz: er schien so gelehrt, so zum Dolmetscher der Schicksalssprüche geboren, daß Lene, deren starrer Sinn schon durch die Gefängnißluft gebeugt war, ihn als ihren Meister ansah, ihn mit dem Helden aller Wahrsager, mit Albertus Magnus verglich, und sich mit vollem Vertrauen gänzlich seiner Leitung überließ.

„Hi, hi, hi! habe ich nicht Recht," sagte er zu sich selbst und rieb sich vergnügt die Hände; „habe ich nicht Recht, daß eine Prophetin ruhig sein muß? Mache ich ihr jetzt nicht so viel blauen Dunst vor, als ich nur will?"

Zur selben Zeit ging eine Deputation der angesehensten Bauern in Kalbäck, die mit einem Schreiben des Konsistoriums in Westeras versehen waren, an den König ab, um in Unterthänigkeit anzuhalten, Seine Majestät möge den Magister Erich Croning nicht zum Pfarrer ernennen, da er ein Mann sei, der, statt seine Schaafe auf dem Wege des Glaubens zu führen, dieselben auf das Feld des Unglaubens treibe und sie Alle miteinander zu Böcken verwandle.

Der Diakonus beschloß, früher nach der Hauptstadt zu fahren, obwohl er es vor Jedermann geheim hielt, daß er sich dorthin begebe. Er müsse, sagte er, einen weit entfernt wohnenden kranken Verwandten besuchen. Einiges Unbehagen regte sich in seiner Brust, als er, aus gewöhnlicher Höflichkeit, von Erich Abschied nehmen sollte; doch beschwichtigte er dieß Gefühl alsbald mit den Worten: „Wer hieß ihn dumm sein? Ich thue ihm ja nichts Böses; im Gegentheil, ich gebe ihm nur eine Lehre; mag er sie sich zu Nutz machen! „Unter solchen Gedanken spazierte er hinauf zum Pfarrhofe.

Obschon sein Muth bedeutend mit seinem Glück gewachsen war, so war sein Benehmen und sein Gang doch noch gleich kriechend. Es ist wohl nicht so leicht die Fuchsnatur abzulegen, welche angeborne Anlagen und langjährige Gewohnheit eingeprägt haben; überdieß hatte er ja die Schlüssel zum Himmelreich noch nicht gefunden. In so fern war er doch Mann geworden, daß er dem, seiner Meinung nach, unrettbar gefallenen Erich noch die frühere katzenartige Höflichkeit erwies. Er beobachtete dagegen eine mitleidige Theilnahme, die man mit süßem Wein vergleichen konnte, der mit englischem Salz versetzt ist. Als Barbara vom Küchenfenster aus den Diakon am Gatter gewahrte, eilte sie ihm entgegen und pries sich glücklich, daß sie den gottesfürchtigsten und ehrbarsten Geistlichen weit und breit, einmal in ihrer Wohnung zu sehen bekomme.

„Danke ergebenst, liebe Mutter Barbara! Würde — hi, hi, hi! schon öfters geschehen sein, wenn ich nicht bemerkt hätte, daß der gegenwärtige Hausherr auf mich, den alten Freund seines Vaters, und wenn es von mir abhinge, auch den seinigen mit schnöden Blicken auf mich herabsehe." Die Alte seufzte; der Diakonus fuhr fort: „wie geht es dem Herrn Vice-Pastor heute? Ich bin hier um Abschied zu nehmen. Es ist zu meiner Kenntniß gekommen, daß meine alte Base, die am andern Ende von Upland wohnt, auf dem Wege ist, das Zeit-

liche zu gesegnen. Ich möchte sie gerne noch einmal sehen, und ihr einige tröstliche Worte auf den letzten Weg mitgeben."

Wieder eine neue Veranlassung für Barbara, seine Tugenden zu preisen und zu bewundern ihren Vetter dagegen zu tadeln, der sich einen solchen Mann nicht zum Vorbild nehmen wollte.

„Ach, liebe Mutter, wie befindet sich Euer Vetter in dieser Zeit seiner Trauer?"

„Ach, liebe Vater," antwortete sie seufzend, „das ist ein hartherziger Mensch; er läßt sich nie das Mindeste zu Herzen gehn und sieht weder traurig noch reuevoll aus; er fährt zu seiner Braut, liest und studirt ganz wie früher. Wenn ich aus Sorge und Kummer über seinen Seelenzustand, ihm zureden will, dann nimmt er eine Miene an, daß sich Gott gnädig erbarmen möge; solche Augen macht er mir!" Der Diakon mußte sich Mühe geben, der Alten nicht in's Gesicht zu lachen. Ein halbunterdrücktes hi, hi, hi! endete mit einem Niesen.

„Gott helf!" fuhr die Alte knixend fort. „Lieber Vater, wecken Sie vor allen Dingen sein schlafendes Gewissen mit dem Hammer des Gesetzes!" Der Diakon versprach es und ging hinein.

„Ergebenster Diener, verehrtester Herr Mitbruder!" sprach er beim Eintritt in's Zimmer. Erich war so in sein Buch vertieft, daß er ihn jetzt erst hörte und bei dieser ihm nicht besonders angenehmen Stimme unwillkürlich aufsprang, „Oho!" dachte der Diakon, „magrer bist Du doch geworden." Er wiederholte seinen Gruß und fügte hinzu: „Welch erfreulicher Anblick ist es nicht, zu sehen, wie ein junger Mann, den Gott" — hier stotterte er — „in seiner unerforschlichen Weisheit heimgesucht hat sich seine Trauerzeit durch Studien verkürzt! Ich vermuthe, daß sie z. B. den lieben Johannes lesen, oder vielleicht Etwas aus den heiligen Propheten in der Ursprache und — und —" hier schwieg er; es war ihm unmöglich, Erichs strengen, ernsten Blick aus-

zuhalten. Unwillkürlich senkten sich seine listigen Augen und irrten umher, ohne es zu wagen, sich auf irgend einen bestimmten Gegenstand zu richten, bis sie endlich an dem Stuhl haften blieben, den Erich bei seiner Ankunft verlassen hatte. Da stutzte der Blick zurück; es war derselbe Platz, derselbe Stuhl, in welchem Erichs verehrungswürdiger Vater bei seinen Lebzeiten zu sitzen pflegte. Es kam ihm vor, als erblicke er den verstorbenen Pfarrer, der ihn wegen der niederträchtigen Kunstgriffe zur Rede stellte, womit er dem geliebten Sohn Alles, ja sogar die Liebe und das Vertrauen seiner Pfarrkinder zu rauben suchte.

Dieß Gefühl währte jedoch nur einen Augenblick, und sein Herz erfüllte sich mit noch größerer Bitterkeit, als Erich antwortete:

„Lassen Sie uns den Namen Gottes in einer so gewöhnlichen Sache, wie eine ungerechte Kabale ist, nicht mißbrauchen!“

„Ungerechte Kabale?“ wiederholte der Diakon; „ungerechte Kabale! Erlauben Sie mir, wenn ich Ihnen als älterer Geistlicher sage, daß es höchst unanständig ist, so von seinen höchsten Vorgesetzten, hoc est: der Bischof und venerandum consistorium ecclesiasticum zu reden!“

„Herr Diakonus, die christliche Liebe, die sie im Munde führen, will ich dadurch an den Tag legen, daß ihr ganzes ungerechtes Benehmen mich nicht zum Zorne bringen kann. Ich will es für eine Prüfung von Gott aufnehmen.“

„Ah so!“ rief der Diakon, der sich nun nicht weiter in Acht nehmen zu müssen glaubte, bin ich es wohl, der den Herrn Magister gebeten hat, ketzerische Lehren zu predigen und sich an das Hexengesindel, diese Ausgeburt des Satans zu halten?“

Seine gellende Stimme hatte Barbara hereingelockt, die, gleich Loths Weib, starr vor Entsetzen dastand.

„Und so bittet man mich, einen von Gott und der

Obrigkeit verordneten Priester, nicht von Gott zu reden! und während ich, in meiner geistlichen Einfalt, ihn mit Lesung der göttlichen Bücher beschäftigt glaubte, finde ich ihn lesend ....“

Während seiner Rede hatte er sich dem Tisch genähert und keck das Buch hervorgezogen, worin Erich gelesen, welches er aber bei seiner Ankunft weggeschoben hatte.

„Bin ich es wohl, der den Herrn Magister gebeten hat, solche Bücher zu lesen?“

Ergrimmt eilte er aus dem Zimmer und schüttelte den Staub von seinen Füßen. In erheucheltem Zorn, wie von heiligem Eifer ergriffen, ging er zum Glöckner, erzählte ihm den Auftritt mit allerlei eigenen Zusätzen, rief die fromme Barbara zum Zeugen auf und bat den bestürzten Mann, er möge seine Abreise anmelden, an welcher Meldung der Vice-Pastor selbst durch seine gottlosen Reden ihn gehindert habe. Am folgenden Morgen saß er auf einem schwankenden Wagen, den er mit Eiern, Butter, mehreren Käsforten, Lachs und einem großen, fetten Widder, der hinten aufgebunden war, vollgepfropft hatte.

„Lumperei; die Pfarrei zu Kalbäck soll mir das schon Alles wieder einbringen,“ antwortete er mit einem vergnügten Lächeln, dem Geiz, der sich gegen seine Schlauheit auflehnte, und so kutschirte er davon. Daß er an das andere Ende von Upland fuhr, war in so fern Wahrheit, als Stockholm die Grenze dieser Landschaft bildete.

Zehntes Kapitel.

Eine unzählige Volksmenge war vor der Gerichtsstube versammelt. Das Gerücht, der König werde sich in eigner Person gegen die Klage des Olle Olsson in Langlöten vertheidigen, hatte sie dorthin gelockt. Man sah der Verhandlung mit gespannter Aufmerksamkeit entgegen. Die Leute standen in Gruppen, und in jeder Gruppe sah man einen Redner. Plötzlich rief es, wie aus einem Munde: „Er kommt!" Alle Hälse streckten sich; aber betrogne Erwartung malte sich auf allen Gesichtern. Es war der Bezirksrichter und der Geistliche, der die Gerichtspredigt halten sollte. Diese beiden Männer kamen zu Pferd. Hier galt das schon für passend, denn der König ließ niemals auf sich warten. Kaum konnten auch ihre Pferde weggeführt werden, als man in geringer Entfernung wieder einen Reiter, in Begleitung eines Lakaien erblickte.

„Dort ist der König!" schallte es und rief's in der fröhlichen Menge. Er sprang vom Pferde und grüßte die Umstehenden freundlich. Einen großen Theil kannte er persönlich, mit Allen wußte er zu reden, mit vielen ließ er sich über seine häusliche Umstände ein und gab dadurch zu erkennen, daß er ein Herz für sein Volk besaß und keine zierliche, aufgeputzte Puppe war, für welche das Wildpret mehr Werth hatte, als die Menschen. Und so sind alle große Könige von Schweden gewesen; deßhalb sind ihnen immer die Herzen des Volkes entgegen geeilt, und keine Opfer wurden für die gescheut, welche ihr Volk so liebten.

Die Gerichtspredigt begann; Karl nahm seinen Platz ein. Seine Gottesfurcht war jederzeit ungeheuchelt, seine tiefe Andacht ein wirkliches Muster. Die Augen der Zuhörer richteten sich mehr auf ihn, als auf den

Prediger, und aus Ehrfurcht vor ihm setzte sich Niemand. Nach beendetem Gottesdienst fing unmittelbar das Gericht an. Wegen des Königs wollte der Bezirksrichter mit Olle Olssons Klage anfangen.

„Nein!“ sagte der König, „das Gericht geht in der Ordnung nach den Vorladungsnummern; ich warte.“

Man stellte einen Stuhl an die Seite des Richters; der König nahm darauf Platz und hörte mit seiner gewöhnlichen, standhaften Aufmerksamkeit die vorkommenden Klagen an.

Endlich wurde Olle Olsson in Langlöten als Kläger, und seine Majestät der König, als Beklagter aufgerufen. Der Bauer bestand, wie früher, auf dem Ersatz der achtfachen Aussaat, und rief zwei Geschworne auf, welche den Acker besehen hatten, um den Werth des Schadens zu bestimmen. Diese erhoben sich von ihren Stühlen und bezeugten, daß Olles Forderung nicht zu hoch angesetzt sei. Der König, der sich beim Aufruf sogleich erhoben hatte, erwiederte, daß er den geschehenen Schaden durch Ersatz der Aussaat für hinreichend vergütet halte, zumal da noch Niemand wissen könne, wie die Ernte in diesem Jahr ausfallen werde. Die Prozeßkosten schob man sich gegenseitig zu.

„Die Parteien können abtreten!“ erklärte der Richter.

So ging nun Schwedens König, wie einer seiner geringsten Unterthanen, hinaus in die Vorstube und wartete dort geduldig ab, bis er wieder hereingerufen wurde, was auch nicht lange dauerte. Der Richter verkündete mit klarer und männlicher Stimme den Parteien folgendes Urtheil:

„Das Bezirksgericht hat die streitige Sache in Erwägung gezogen, und gefunden, daß Seine Majestät der König, der „über ein ungemähtes Feld gefahren,“ nach §. 1. des 13. Kapitels des allgemeinen Landrechts und dem Ausspruch der Schiedsrichter, schuldig sei, einen halben Scheffel Getraide von derselben Art, wie es auf dem überfahrenen Acker gesät war, oder dessen Werth

nach gangbarem Preise zu ersetzen, drei Mark Buße zu zahlen und dem klägnerischen Gegner sechszehn Silberdreier an den Prozeßkosten zu vergüten."

„Wer aber damit nicht zufrieden," 2c. 2c.

Es war so stille, die Aufmerksamkeit der Zuhörer so gespannt, daß man eine Feder hätte können fallen hören. Nach Verkündigung des Urtheils lief ein augenblickliches Gemurmel durch den Gerichtssaal, legte sich aber alsbald aus Neugierde, um die Antwort des Königs auf die Frage des Richters zu vernehmen, ob er, als der unterliegende Theil, Appellation einlegen wolle.

„Nein!" antwortete der König, „ich erkläre mich mit dem Ausspruch des Gerichts zufrieden," und bezahlte in der Gerichtssitzung, was er dem Bauer zu ersetzen verurtheilt worden war.

Das Entzücken der Zuhörer über diese Handlungsweise ihres Königs war nahe daran, in ein stürmisches Hurrah! auszubrechen, als der Bezirksrichter den Stab ergriff und mit einem strengen: „Achtung dem Gerichte!" die Beifallsbezeugung unterdrückte. Der König setzte sich wieder, und die Klagen gingen ihren gleichmäßigen Gang. Nachdem die Sitzung für diesen Tag zu Ende war, rief Seine Majestät den Bezirksrichter zu sich, nahm ihn bei der Hand und sagte:

„Du bist ein braver Mann! Fahre fort der Gerechtigkeit auf diese Art zu dienen, und Dein König wird Dir immer gewogen bleiben. Für den Anfang hast Du die in unserm und Schwedens Hofgericht vakante Assessorstelle."

Gerührt und bestürzt vermochte der Bezirksrichter kaum zu danken. Entzückt über diese letzte Handlung, begleitete die Menge ihren geliebten König hinaus auf den Hof, unter dem jauchzenden Ruf:

„Gott schütze unsern gnädigen König!"

Leicht sprang er auf sein Pferd, grüßte die Leute noch einmal, und ritt schnell davon.

Wenn die Könige wüßten, wie leicht es ihnen wäre

die Herzen ihrer Unterthanen zu gewinnen und ihre Bewunderung und Liebe zu erregen; wenn sie nie vergäßen, daß ihre Unterthanen Menschen sind, wie würde man ihre Macht nicht lieben, und die leidende, verunglimpfte Menschheit hätte keine Beleidigungen zu rächen. Aufruhr, Umwälzung und mehr dergleichen wären dann unbekannte Worte in der Weltgeschichte, und Niemand hegte mehr Zweifel über ihr: „Von Gottes Gnaden!"

Die Menge hatte sich noch nicht verlaufen, als ein Mann, der hoch oben in freier Luft auf einem vollgepackten Bauernwagen saß, die Landstraße entlang schwankend, bei dem Gerichtshause vorbei fuhr. Seine Kleidung war weder die eines Herrn, noch die eines Bauern. Jeder fragte seinen Nachbarn: „Wer mag es auch nur sein, der so sonderbar aussah?" — „Das ist gewiß ein Geistlicher," sagte ein pfiffiger Bauer. Niemand hat für das Unpassende einen solchen Scharfblick, als das Volk.

Eilftes Kapitel.

Julie war noch nicht aufgestanden, als ihre Kammerjungfer ihr die Nachricht brachte, **qu'un monsieur de la province, d'un air commun et fatal** mit ihr zu sprechen wünsche. Sie sprang auf; der Ausdruck: f a t a l machte einen fatalen Eindruck auf ihr Gemüth; sie konnte sich ihre Unruhe nicht erklären.

„Mariette," sagte sie langsam, „frage wer er ist und was er will."

Mariette überbrachte den Befehl ihrer Gebieterin dem Lakai, und die Frage wurde dem Fremden übersetzt, der unter tiefen Verbeugungen seine Antwort abgab,

welche wieder der, unter Nasenrümpfen alsbald mit ihrem Rappart abeilenden Französin übersetzt wurde.

Inzwischen hatte Julie, von ihrer unruhigen Ahnung getrieben, vergebens darüber nachgegrübelt, wer wohl die Person sein möge, die sich unterstand, so frühzeitig Zutritt zu ihr zu verlangen. Endlich kam Mariette wieder und berichtete, der Fremde sei ein Geistlicher von Westeras. Juliens Bangigkeit war unbeschreiblich; aber zu sehr an Intriguen gewöhnt, um so schnell die Besinnung zu verlieren, fühlte sie nicht eher das Blut in ihren Adern stocken, als bis sie, um vor der erfahrnen Kammerjungfer ihre Bläße zu verbergen, sich mit einem verächtlichen Kopfnicken nach der Wand kehrte. Nachdem sie sich erholt hatte, sagte sie:

„Mariette, laß den Mann warten!“

Während sie sich ankleidete, scherzte sie über den Besuch und durchlief in ihrem Sinn alle mögliche, sowohl gute als schlimme Veranlassungen hierzu. Endlich war sie mit ihrem keineswegs übereilten Anzug fertig und gab Befehl, den Geistlichen herein zu führen. Als sie in ihr vorderes Zimmer ging, dachte sie: „es war doch sehr klug von mir, ein Kammermädchen zu nehmen, die kein Wort Schwedisch versteht!“

Les beaux esprits se rencontrent. Der Lakai und die Jungfer hatten über den tölpischen Geistlichen gelacht. Juliens geübtes Auge erkannte dagegen in der heiligen Miene des demüthig und doch mit einer gewissen Sicherheit auftretenden Mannes, der zugleich aus den wasserblauen Augen flüchtig umherirrende, listige Blicke schoß, daß dieser ganz brauchbar und nicht verlachenswerth sei. Mit ihrem gewohnten Lächeln, welches sie niemals ablegte, selbst wenn sie ihrer Dienerschaft sagte, daß sie hängenswerth sei, fragte sie:

„Sie haben mich zu sprechen verlangt, Herr Pastor! Womit kann ich Ihnen dienen?“

„Der Wein erfreut des Menschen Herz,“ sagt Sirach; aber Gott weiß, ob ein Titel, nach dem man sich heftig

sehnt, nicht noch mehr erfreut. Wenigstens hüpfte des Diakonus Herz vor Freude.

„Gnädigstes Fräulein, sprechen sie nicht so! Ich bin nur ein armer Diakon, ein geringer Arbeiter im Weinberg.“

„Was man nicht ist, kann man noch werden. Was haben Sie mir denn zu sagen, Herr Diakon?“

„Ich komme von einer armen Gefangenen . . .“

So vorbereitet sie auch darauf war, etwas Unangenehmes zu hören, so erbleichte sie dennoch, und ein nicht unmerkliches Zittern fuhr durch ihre Glieder. Gerade auf diese Ueberraschung hatte er gerechnet; ein schneller Blick unter den überhängenden Brauen hervor, zeigte ihm an, daß er sich nicht getäuscht habe. Eben so rasch senkte er die Augen wieder zur Erde und fuhr fort:

„Die Beklagenswerthe setzt ihre einzige Hoffnung auf Ihre Milde, gnädigstes Fräulein.“

Hier war guter Rath theuer. Julie konnte unmöglich wissen, wie viel oder wie wenig Lene dem Geistlichen anvertraut hatte; wahrscheinlich hatte sie Alles bekannt. Doch fragte sie mit unbefangenem Blick und Ton, ob Lene schon verurtheilt sei.

„Noch nicht, gnädigstes Fräulein, noch ist die Axt nicht an die Wurzel des verdorrten Stammes gesetzt; im Gegentheil es hat ein Aufschub stattgefunden. Es sind Umstände bekannt geworden, die einen Befehl des Königs zur Folge hatten, sie nach Stockholm zu schicken.“

„O Gott!“ schrie Julie und fiel fast besinnungslos in einen Sessel nieder.

„Gnädigstes Fräulein!“ sprach der Diakonus leise, indem er sich zu ihr niederbeugte, „vergessen Sie nicht, daß ich ein Geistlicher bin! Der reuevollen Sünderin Beicht liegt tief verschlossen in meiner Brust.“

Sie blickte wieder auf und der Ausdruck dieser so schönen Augen ließ selbst den sündhaften Betrüger vor Entsetzen erstarren. Beide sahen ein, daß sie ihres Gleichen gefunden hatten.

„Herr Diakon, ich danke Ihnen für diese Worte! Die Tugenden, welche den schwedischen Priesterstand schmücken, sind mir Bürge für ihre Wahrhaftigkeit — und meine — und . . . .“

Sie schöpfte tief Athem. Der Priester, welcher wenigstens in der protestantischen Christenheit, an List Wenige seines Gleichen hatte, sah ein, daß sie Mitschuldige haben müsse und fügte hinzu:

„Und meiner Freunde . . .“

„Sie haben Recht!“ hob sie, vollkommen gefaßt, wieder an, „meine und meiner Freunde Erkenntlichkeit soll ohne Grenzen sein. Haben Sie die Güte, Platz zu nehmen, Herr Diakon! Ich muß Sie einen Augenblick verlassen, um Befehle zu geben, daß Niemand uns in unserm Gespräch stören soll.“

Kaum allein, erhob er triumphirend die gesenkten Blicke und war nahe daran den Psalm anzustimmen: „die ganze Welt freut sich des Herrn!“ Er sah sich am Ziel all' seiner Wünsche, seinen in jeder Beziehung gehaßten Nebenbuhler vernichtet, und sich selbst im Besitze von dessen Amt und Braut.

„Gott hat es den Einfältigen offenbaret und den Gelehrten verborgen: gepriesen sei sein Name! Hi, hi, hi!“

Julie kam wieder, und verschwunden, wie ein Hauch, war das triumphirende Lächeln, seine Miene war wieder andächtig und fromm, der Blick zur Erde gesenkt.

„Jetzt, Herr Diakon, sind wir sicher; Niemand wird uns stören. Setzen Sie sich gefälligst!“ Sie bot ihm einen Stuhl an.

„Lassen Sie uns zuerst von Ihren Angelegenheiten reden! Ist nicht irgend eine Pfarrei vakant, welche Sie wünschen?“

Da er noch nicht genau wußte, wie die Sachen standen, so beschloß er, seine Hoffnungen bis auf Weiteres noch nicht kund zu geben, sondern antwortete:

„Möge Sie Gott dafür segnen, daß Sie sich zuerst

um die betrübten Umstände eines armen Geistlichen kümmern; aber die Zeit ist kurz und meine Geschichte sehr lang. Vielleicht erlauben Sie mir, ein anderes Mal davon zu reden?"

„Das ist schön, Herr Diakon. Aber sagen Sie, was soll man mit dieser Lene anfangen? Es fragt sich zuerst, wie man sie wird zum Schweigen veranlassen können?"

„Durch das Versprechen der Begnadigung; einen andern Weg gibt es nicht."

„Gut; aber wenn ich ihr auch Gnade verschaffen könnte, was ich kaum glaube — bester Herr Diakon, rathen Sie mir — dieses Weib . . . ."

„Darf ich, geringer Diener, es wagen, nach der Eingebung des Geistes zu reden?"

Er blickte Julie an, die durch eine leichte Beugung des Hauptes seine Frage bejahte.

„Ich glaube, es ist in keiner Hinsicht rathsam, dieses Weib auf freien Fuß zu setzen; aber der Begnadigung müßte man sie versichern, und wäre dieß auch in der letzten Stunde und selbst auf der Richtstätte.

Etwas dergleichen hatte Julie längst im Sinne gehabt, war aber bescheiden genug, die Ehre der Erfindung gerne dem Diakon zu überlassen.

„Sie sagen, es sei nothwendig, daß sie sterbe, wollen Sie aber der Gnade versichern?"

„Ja, gnädigstes Fräulein, sie muß glauben begnadigt zu werden, sonst schwazt sie aus der Schule. Gleichwohl scheint mir in meiner Einfalt das Allernothwendigste zu sein, ihre Hierherschaffung wo möglich zu verhindern."

„Sie haben Recht; ich will es versuchen."

„So gestand sie auch, daß sie Ihnen ein gewisses Gift versprochen habe?" Julie zitterte.

„Und dieß?"

„Darüber dürften Sie bald Nachricht erhalten."

„Sagen sie mir aufrichtig, Herr Pastor, wie spricht das geringere Volk über den König und die Reduktion?"

„Das Volk liebt den König außerordentlich; gleichwohl hört man von mehreren Seiten Aeußerungen des Mitleids mit den gänzlich verarmten Herrn."

Beim Anfang dieser Antwort stampfte Julie ungeduldig mit dem Fuß auf den Boden; bei ihrem Schluß beruhigte sie sich wieder.

„Sollte es keine Möglichkeit sein — ich will gewiß nicht, daß Etwas gegen Se. Majestät oder das königliche Haus gepredigt werden soll — dem Volke ein theilnehmenderes Mitleid für die unglücklichen Herrn einzuflößen? Der König läßt ihnen ja sogar die Kleider verkaufen und Manche laufen herum und betteln ihren Unterhalt."

Der Diakon machte eine Geberde des heftigsten Abscheus.

„Herr Gott, ist das möglich? und — und — und eine solche Tyrannei kann stattfinden? Ja, ja, Gottes Langmuth ist groß, aber so Etwas kann nicht ungestraft bleiben; das sieht man am Beispiel Sauls und Salomos, des Sohnes Davids. Man sollte reden können — Einem oder dem Andern der Vornehmeren die Sache vorstellen können . . . ."

„Freilich mit Vorsicht."

Es stand nicht in seiner Gewalt, ein leises Kichern über eine so ungehörige Warnung zu unterdrücken.

„Vorsicht — hi, hi, hi! — ach, Du gnädiger Gott, wie dürfte sich in dieser schlimmen Zeit ein armer Diakonus, wie ich, Etwas ohne Vorsicht herausnehmen. Seid klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben, heißt es in der Schrift, und das war allzeit mein Augenmerk."

Daß der Diakon „seid klug" zuerst und „seid ohne Falsch" zuletzt sagte, hatte vermuthlich seinen eignen Grund.

An Juliens Ohren war die ganze letzte Aeußerung vorüber gegangen. Ihre Gedanken arbeiteten an etwas Anderem, worüber sie jedoch, besonders mit einem, wenn auch noch so verächtlichen Geistlichen zu reden sich scheute. Aber bald gewann sie wieder die Herrschaft über sich,

ihre Augen klärten sich auf und die Röthe aus ihren Wangen entwich.

„Herr Pastor, es ist ja auch noch ein anderes Weib der Hexerei angeklagt worden? Wie verhält es sich damit?"

„Aha," dachte er, „jetzt kommt die Hauptsache; aber Du sollst mir jetzt beichten, und ich nicht Dir." Er erzählte ihr das Verhältniß mit der alten Anne, ohne jedoch ein einziges Wort von dem Knaben zu erwähnen. Mit der ungezwungensten und gleichgültigsten Miene von der Welt, fuhr Julie fort:

„Die alte Anne hat ja ein Kind angenommen?"

„Ja, gnädigstes Fräulein, ein vater- und mutterloses Kind. Ich habe selbst die heilige Taufhandlung an ihm vollzogen; man fand es eines Sonntagsmorgens in den Windeln auf einem Grabstein neben der Kirche zu Kalbäck. Arme Bauersleute in der Gemeinde trugen es zur Taufe."

„Dieß Kind gehört nicht ihnen; es ist nicht von so niederer Geburt! Umstände zwangen die Eltern, es auszusetzen, und ich habe einer sterbenden Mutter gelobt, für ihr Kind zu sorgen. Glauben Sie, daß der Knabe zu retten ist?"

„Darin sehe ich keine Unmöglichkeit. Man müßte ihm nur Gelegenheit zur Flucht verschaffen."

„Wohin sollte es gebracht werden? Sie sind wahrscheinlich verheiratet?"

„Ach nein, der heilige Ehestand ist für mich ein tiefes Mysterium."

„Haben Sie denn keine Geliebte?"

„Ach, gnädiges Fräulein! Es gibt eine Jungfrau, schön wie die Braut Salomonis . . . ."

„Wer ist diese Schönheit?" fragte Julie verwundert.

Flüsternd und seufzend nannte er Katharinens Namen. Um den unangenehmen Eindruck, den dieser sichtlich auf Julie machte, zu schwächen, beeilte er sich hinzusetzen:

„Schon vor ein Paar Jahren freite ich um das Mädchen; aber obwohl Rabenius damals so arm war,

daß er keine Brodrinde im Hause hatte, so verweigerte mir doch der hochmüthige Bengel, der einen Magister im Garn hatte, das Mädchen."

„Und doch streben Sie nach ihrem Besitz?"

„Ach sie ist so schön, so lieb, so geschickt und so fleißig! Aber, Gott soll's wissen, wo nistet sich nicht Unkraut unter den Waizen? Wäre ich so glücklich, sie zu meiner Ehehälfte zu bekommen, all' mein Bemühen sollte darauf gerichtet sein, das Unkraut zu vertilgen."

„Was fehlt ihr denn? Ist ihr Lebenswandel nicht...."

„Gnädigstes Fräulein, auf ihrem Wandel haftet kein Flecken; aber der Hochmuth, der verderbliche Hochmuth hat sich ihrer bemächtigt: sie will vornehm thun, sie spielt die Laute und singt. Das mag Alles recht gut und schön sein; aber es ist nur für die Vornehmen in dieser Welt. Andere, wie die Weiber der niedriger Stehenden, müssen arbeiten. Das Einzige ist vielleicht der Fall, daß sie von einer zu sinnlichen Begierde nach dem Magister beherrscht wird; aber dem wollte ich schon ein Ende machen, wenn sie nur einmal meine Frau wäre. Dann wird mir der Herr schon Gnade verleihen, sie aus der Gewalt des Satans zu reißen."

„Das ist schön," sagte Julie lächelnd; „wenn ich Ihnen also zu Amt und Frau verhelfe, dann würden Sie sich wohl des verlaßnen Kindes annehmen?"

„Er soll mir ein Sohn sein, gnädigstes Fräulein!" rief der Geistliche entzückt.

„Wohlan! nehmen Sie das!"

Sie gab ihm einen, mit Dukaten gespickten Beutel. Einen solchen Anblick hatte er noch nie gehabt. Seine Augen stralten den Glanz des Goldes wieder, wie die einer Katze im Dunkeln.

„Das mag eine kleine Beihülfe zu Ihrer künftigen Haushaltung sein und wird nicht das Einzige bleiben. Und was das Vornehmthun betrifft, wer weiß, ob Ihre zukünftige Hausfrau nicht einmal als adelige Dame, von reizenden Blondinen umgeben, dasitzen und die Laute

spielen kann; denn für einen Mann von ihren Talenten sehe ich keine Unmöglichkeit, mit meinem und meiner Freunde Beistand, die höchsten Würden der Kirche zu erhalten? Sie werden bald mehr von mir hören; und die Erkenntlichkeit, die sich Ihnen als Lohn für Ihre Treue darbieten wird, soll Ihre kühnsten Erwartungen übersteigen.

Der Diakon entfernte sich unter tieferen Verbeugungen, als sie ein türkischer Sklave vor seinem Gebieter macht und mit freudestralendem Gesicht.

Da es niemals Juliens Gewohnheit war, Etwas leichtsinnig zu behandeln, so versank sie auch jetzt wieder in tiefes Nachdenken über diese neue Auftritte.

„Dieser Mann ist ein ausgemachter Schurke, das ist sicher; aber wohin soll man ohne solche Leute kommen? Für unser Vorhaben ist er ein köstlicher Gewinn; gerade einen Solchen hatten wir nöthig. Er war das Einzige was uns fehlte.“ Da fiel ihr aber ein: „Kann man sich auf einen solchen Menschen verlassen? Er würde uns verrathen, wenn es sein Vortheil wäre; deßhalb muß dieser mit dem unsrigen verknüpft werden. Und sollte das am Ende so schwer sein, die Katze aus ihm zu machen, die die Kastanien aus dem Feuer holt und ihn so zu umgarnen, daß er der Unsrige wird? Ueberdieß ist er Priester; Eide binden ihn, Nichts aus der Beicht zu verrathen. Selbst Olaus Petri kannte ja die Verschwörung gegen den König Gustav und verrieth sie nicht. Welche Laune des Schicksals, eine so durchtriebene und kühne Seele mit einem fast lächerlichen und abschreckenden Gewande zu umhüllen! Wahrhaftig ich wundere mich nicht darüber, daß ein schönes Mädchen ihn nicht haben will; aber was brauche ich Mitleiden mit Andern zu haben? Hatte es Jemand mit mir? Ueberdieß ist sie Rabenius Tochter und es soll mir eine rechte Freude sein, seine Pläne zu durchkreuzen. Wie war des Priesters Wahlspruch? „Seid vorsichtig!“ — Nein „klug!“ Er hat Recht, ich will seinem Rathe folgen. Ich will es heute

schon so einrichten, daß mein Pult und meine Papiere auf der Stelle durchsucht werden können, und daß die nächtlichen Zusammenkünfte in meinem Zimmer aufhören. Eigentlich fürchte ich, am ganzen Hofe hier, nur den Scharfsinn einer einzigen Person. Spegel, Wallin, Karlberg und Torner predigen Alle miteinander aus Herzens Grund; aber je genauer sie ihr Augenmerk auf den Himmel und die Moral richten, um so eher vergessen sie, was auf Erden geschieht."

„So gedankenvoll, geliebte Julie!" hörte sie eine wohlbekannte Stimme sagen und Graf Bjelke stand vor ihr.

„Mein Gott, Sie sind es? Und auf diesem Weg, durch mein Schlafgemach?"

„Fürchten Sie Nichts, theuerste Julie! Ich komme auf Befehl der Königin. Ihre Thüre war verschlossen; Ihr Lakai sagte mir, Sie hätten Besuch von einem Landgeistlichen; und für einen solchen wurden diese kostbaren Augenblicke aufgehoben, die einzigen, wo ich Sie ohne Zeugen sehen kann!"

„Sein Name und Geschäft sind zwischen uns kein Geheimniß: er ist von Westeras. Lene hat ihm Alles eingestanden."

In Folge des bösen Gewissens, wurde Bjelkens Angesicht weiß wie Schnee.

„Ermannen Sie sich; es ist nicht so gefährlich; er gehört uns. Und wir brauchen ihn. Für eine Pfarrei wäre er bereit, dem Tyrannen im Abendmahl Gift zu reichen."

„Julie, Du hast verrathen . . . ." stammelte er.

„Was er schon früher wußte. Ja, ganz sicher. Sie kennen ihn gewiß; es ist der Diakon von Kalbäck."

„Gott sei Dank, ich athme wieder. Ich interessire mich für den Mann; er hat meine jüngeren Geschwister lesen gelehrt, und dann bedurfte ich seiner Hülfe in einer für den Augenblick kitzlichen Angelegenheit. Uebrigens habe ich mich lange nicht um ihn bekümmert; er ist ein

so lächerliches Subjekt. Ich kann nicht begreifen, wie meine Julie sich einen Augenblick herablassen konnte....“

„Bjelke, wie oft habe ich Ihnen nicht die Gefahr dieser vornehmen Gleichgültigkeit für Alles nachgewiesen, was nicht auf derselben Höhe mit Ihnen steht? Selbst Richelieu war höflich gegen Alle, die er bedurfte ohne Rücksicht auf die Person. Man hat sie mit Louvois verglichen; das Gleichniß hinkt. Er würde einem Bedienten die Hand gedrückt haben, wenn er dadurch Etwas gewonnen hätte.“

„Geliebte Julie!“ entgegnete Bjelke, der sich während ihrer Rede eines ihrer Arme bemächtigt hatte, den er jetzt mit Küssen bedeckte. „Sie sind immer gleich liebenswürdig, mögen Sie nun schelten, bitten oder befehlen und Sie haben Recht. Ich gebe zu, daß dieß ein Fehler von mir ist; aber es ist wenigstens ein Fehler, den ich mit dem ganzen schwedischen Adel theile: wir geben uns mit Leuten von niedriger Herkunft nicht ab.“

„Aber, mein Gott! Können Sie denn allein Alles zu Stande bringen? Sie können nun einmal das Gesindel so weit peinigen, wenn Sie es nur nicht wissen lassen, daß Sie es für „Schweinefutter“ halten. Sie können die Dornen, so tief sie wollen, in die Herzen ihrer Unterthanen drücken; halten Sie ihnen nur die Rosen vor Augen. Der Bischof, der in seinem blinden Eifer rief: „Schäm Dich!“ als der Sprachmeister seinem Kinde den Namen Karl Gustav geben wollte. — „Schäm Dich! ich taufe Dich Andreas!“ er hat Ihnen mehr geschadet, als wenn Sie dem Pöbel jedes Eigenthum genommen hätten. Was hätte der Bischof antworten sollen, wenn der Mann keck genug gewesen wäre, zu fragen: „Betrachtet also der Herr Bischof einen weltlichen Herrn für etwas Höheres, als einen Apostel?“

Der Graf hatte inzwischen voll Bewunderung vor ihr gestanden.

„O, mein Gott, Julie, wie schön sind Sie! Wie herrlich steht Ihnen dieser Eifer, diese Sprache an! Wie

bezaubernd sind diese glänzenden Augen, wenn sie leuchtende Blitze versenden; wie schön diese purpurnen Flammen auf Ihren Wangen! Meine Julie! Wer kann Sie sehen und sich denken, daß es auf der Welt noch Etwas Anderes gebe, als Sie!"

Wann hat nicht eine Schmeichelei aus geliebtem Munde ihre Wirkung gehabt? Des Zornes Röthe verschwand und machte dem Purpur der Liebe Platz. Sie richtete ihre flammenden Augen auf die seinigen, ihre Lippen begegneten sich und diese Küsse, wenn auch verbrecherisch, ließen sie doch für einen Augenblick die noch schwärzere Verrätherei vergessen.

„Geliebter Bjelke," sagte Julie und drückte ihn sachte von sich weg, „und doch muß ich zu meiner, zu Ihrer, zu unsrer Aller Sicherheit moralisiren und demonstriren, wie Sie es zu nennen belieben. Schlagen Sie meine Warnungen nicht in den Wind! Dieser Rabenius wird uns gewiß verrathen; ich habe es in seinen Augen gelesen, daß er uns beargwohnt. Fürchten Sie diesen Mann; er ist gefährlicher als alle Andern." — Der Graf lachte laut auf.

„Für jede so kindische Aeußerung müssen Deine zauberischen Lippen mir Buße thun. Der gefährlich, der weder sieht noch hört, wenn er nur essen, trinken und den Narren spielen kann! Nein Julie, es ist sehr gut, daß er hier ist; das kömmt manchem Uebel zuvor. Wenn der König ärgerlich oder übler Laune ist, was, beiläufig gesagt, Se. Majestät sehr häufig passirt, so darf man nur einen Narren herbeischaffen, der einige Bockssprünge vor ihm aufführt und er ist gleich wieder gut gestimmt. Und wer kann für die gegenwärtige Zeit eine solche Rolle besser spielen? Niemand von uns paßt dazu. All' der Verfolgung ungeachtet, welche der König durch seine niedrige Raubsucht gegen uns ausgeübt, würden wir uns doch lieber unter den Ruinen unsrer verlornen Grafschaften und Schlösser begraben, als uns herablassen, vor dem

Enkel eines kleinen deutschen Fürsten den Hofnarren zu spielen. Dazu ist Rabenius gut genug, und wir haben noch einen Vortheil dabei: er ist Priester und kann uns in keiner Weise im Weg stehen. Uebrigens bin ich es nicht allein, der so denkt; dieß ist sogar die Meinung des vorsichtigen dänischen Gesandten. Er und ich, wir haben uns die ganze Zeit über Mühe gegeben, den Geistlichen Schritt für Schritt beobachten zu lassen; er hat sich sogar manche Blöße bei ihm gegeben, aber Alles, ohne daß wir im Stand waren, das Mindeste zu entdecken. En un mot, verjagen Sie ihre Grillen und eilen Sie, sich sobald als möglich bei der Königin einzufinden."

Nachdem er sich entfernt, sagte er zu sich selbst:

„Es ist inzwischen ganz gut, daß dieser Diakonus hier ist. Ich zweifle keinen Augenblick, daß er Zutritt bei mir verlangt und ich fahre deßhalb nach Hause, um zu hören, was er mir zu sagen haben kann.

Zwölftes Kapitel.

Während sich Alles dieß bei Julie zutrug, hatte der König Rabenius rufen lassen. Mit einer mehr als gewöhnlich guten Laune erwacht, ging unser Freund in seinem Zimmer auf und ab, rauchte seine Pfeife und sah, wie der frische Morgenwind die wirbelnden Rauchwolken zum offnen Fenster trug, wobei er beständig über die beste Art nachdachte, Juliens Intriguen aufzudecken. Endlich meinte er: was hilft's, wenn ich hier herumgehe und grüble? Es ist das Beste, dem Rath des Augenblicks zu folgen. Ueber eine Weile gehe ich zum König; es ist rein unmöglich, daß er über den Schelmenstreich, den ich der Königin gespielt, bös werden konnte. Er muß

wohl einsehen, daß Rabenius sich nicht kann zum Narren halten lassen. Während dieser Betrachtungen kam der Page, der ihn zum König entbot.

„Hör, mein lieber Klaus Narr," fragte der König, „wenn ist es Dir eingefallen, Kaufmann zu werden?"

„In derselben Stunde, als es Ew. Majestät einfiel, mein Reich zu beeinträchtigen?"

„Was? Was ist das? Dein Reich beeinträchtigen? Wo liegt das, wenn ich fragen darf?"

„Es erstreckt sich über die ganze weite Welt. Ew. Majestät hat mich selbst ernannt und anerkannt. Freilich erstreckt sich der Scepter Ew. Majestät über Land und Meer; aber meine Gewalt ist gränzenlos. Ich zähle selbst Se. Majestät, den König Karl **XI.**, von Gottes Gnaden rc. rc. rc., zu meinem Unterthanen; und Alles, was ich in Erwägung des erhabenen Rangs Ew. Majestät thun kann, ist, daß ich Ew. Majestät zum Ersten derselben ernenne."

„Gut, Ew. närrische Majestät! Aber soll die Königin deßwegen fünfzig Dukaten bezahlen?"

„Was der eine sündigt, büßt der Andere. Aber ich will die Gründe meiner Handlungsweise erörtern. Es ist eine Schwachheit, das ist wahr, aber eine Schwachheit, die ich von dem ersten meiner Unterthanen, dem König Karl von Schweden gelernt habe, der, obschon unumschränkter König und nur Gott für seine Handlungen verantwortlich, es doch nicht verschmäht, auf dem Reichstage Rechenschaft vor seinem Volke abzulegen. Die Machthaber haben unter sich eben so große Sympathien, als Antipathien. Wir beide Monarchen gingen eine Wette von fünfzig Dukaten ein, wer zuerst nach Stockholm kommen würde. Der Geist der Narrheit befeuerte mein, dem Aussehen nach schlechteres Thier, zuerst dahin zu gelangen. Da grämte sich denn König Karl über den Verlust so vielen Goldes. Und er sprach in seinem Herzen: „Du wirst sehen, mein lieber Klaus Narr, 1) daß Du nicht allein Herrscher bist, sondern, daß ich

2) ein eben so großer Narr sein kann, als Du," ließ seine Rechnung so aufgehen und ich ging leer aus, wie der Sperling auf dem Dache. Und dieß Alles nur wegen meines Gehorsams gegen die Gesetze und meiner Gewissenhaftigkeit."

„Du dem Gesetz gehorsam? Du gewissenhaft?"

„Das Gesetz sagt: Der muß für den Weg sorgen, der zuletzt fährt."

„Und wegen der Sicherheit nageltest Du die Schlagbäume zu?"

„Ich handelte nicht nur nach dem Buchstaben des Gesetzes, sondern auch in dem Geiste desselben und doch wurde ich bestraft! Was war anzufangen? Diese nothgedrungene Wiedervergeltung. Mein Bruder Karl hatte in meinem Gebiet mit seiner Rechnung wirklich so große Fortschritte gemacht, daß ich fast fürchtete, von meinem Thron gestürzt zu werden. Es blieb mir daher nichts Anderes übrig, als zu den Schutzwaffen der Politik zu greifen. Mann und Weib sind eins: Karl empfindet schmerzlich, wenn Ulrika Geld ausgibt. Aber der Falbe mußte bezahlt werden, das war die Hauptsache. Der arme Klepper war von dem Feuer, das ihn während seines pegasischen Fluges hierher beseelte, so angegriffen, daß er dem Tode nahe war und erst langsam wieder zu sich selbst kam. Um seinen Werth zu erhöhen, machte ich es wie Alle, besonders die Monarchen, ich übertünchte die Gruft. Und doch wollte ich billiger sein, als ein gewisser Anderer, denn wenn es nach Recht und Gerechtigkeit gegangen wäre, so war meine Arbeit nicht mit hundert Dukaten bezahlt; aber ich handelte edelmüthig: die Königin kam mit der Hälfte durch. Als Belohnung für meine Aufrichtigkeit erbitte ich mir, daß Ew. Majestät dem Beispiel Ihrer Stände folgen und mir ungetheilten Beifall schenken möge. Eine Bemerkung kann Ew. Majestät rechtlicherweise machen: Ew. Majestät haben von mir nur neunundvierzig Dukaten gezogen und ich habe fünfzig

bekommen; aber ich hoffe, diesen Dukaten mir als wohlverdienten Zins gut schreiben zu dürfen."

„Donnerwetter, Du bist eben so hochtrabend und langfädig, wie in Deinen Predigten. Aber Eins will ich Dir im Vertrauen sagen: für dießmal mag es hingehen. Mache nur nicht wieder solche Streiche, wenn Du nicht sowohl von Thron als Kanzel abgesetzt sein willst."

„So wird die Gerechtigkeit hier in der Welt gehandhabt! So will der eine Monarch den andern stürzen, während der Letztere geht und die Steine vor den Füßen des Ersteren auflicst, damit er sich nicht stoßen möge!"

„Deine Stimme klingt so sonderbar, Rabenius. Was meinst Du mit dem Auflesen der Steine?"

„Daß es sich schon der Mühe lohnen würde, die Handlungen eines gewissen Kammerdieners zu untersuchen, um von ihm zu erfahren, welche Personen Fräulein Julie Nachts bei sich empfängt."

Der König stutzte; sein Auge glich dem eines Löwen.

„Was sagst Du? Erkläre Dich!"

„Durch meinen Freund, den verstorbenen Pfarrer Croning, der ein unbegrenztes Vertrauen zu mir hatte, wurde ich von Allerlei unterrichtet, was manche Vornehme tief verborgen wähnten. So fügte es der Zufall, daß ich Zeuge einer Zusammenkunft zwischen erwähntem Fräulein und dem Grafen Bjelke wurde. Darauf erfuhr ich auf dem Balle, in der Nacht nach dem Namensfest Ew. Majestät, daß . . . ."

Nun erzählte er dem König umständlich das Abenteuer mit dem Kammerdiener und den Verschwornen, welches der Leser bereits kennt.

„Aha, ich merke Ihre Meinung, durchlauchtigstes Fräulein! Sie wollen dem Brandenburger meine deutschen Provinzen in die Hände spielen, um dadurch ein Stück Land zu verdienen."

„Darf ich Ew. Majestät bitten, es Niemanden wissen

zu lassen, daß ich es bin, der diese Entdeckungen gemacht hat! Mein Amt könnte darunter leiden."

„Natürlicherweise! Inzwischen sollst Du dießmal nicht leer ausgehen, wie der Sperling auf dem Dache, wie Du vorhin sagtest. Du hast das Amt eines ordentlichen Hofpredigers nach Scheffer."

Rabenius wollte danken.

„Still, schon gut! Da Du bald einen Dienst antreten wirst, so lohnt es nicht der Mühe, nach Kungsör zurückzureisen. Du kannst Deiner Frau und Tochter schreiben, daß sie hierher kommen. Leb wohl!"

So war denn Rabenius liebster Wunsch erfüllt, der, wieder von seiner Familie umgeben zu sein und aus diesem Halbjunggesellenleben herauszukommen, das ihm so unerträglich war. Aber selten ist eine Freude ungetrübt. Ihm kam die Entbehrung in den Sinn, welche seine Katharine empfinden würde, wenn sie so weit von ihrem Erich getrennt sein müßte. Nicht gewohnt, sich lange dem Kummer zu überlassen, tröstete er sich jedoch bald mit dem Gedanken, daß seine Beförderung um so eher seine Tochter zur „lieben Mutter" machen könne, ein Wunsch, den alle Mädchen ohne Ausnahme hegen, von der Vornehmsten bis zur Geringsten, mögen sie sich nun zieren so viel sie wollen.

Dreizehntes Kapitel.

Zur gewöhnlichen Stunde hatten sich die königlichen Räthe nach dem Rathssaale begeben; nur Graf Bjelke fehlte noch.

„Es mag uns heute wohl eine lange Berathung bevorstehen?" fragte Graf Brahe.

„Nach den Akten zu schließen, sieht das sehr wahrscheinlich aus," antwortete der Sekretär Wattrang, der seinen Platz, an einem Fenster eingenommen hatte und in einem Haufen von Protokollen blätterte.

„Aber interessant mag es werden; denn gewöhnlich kommen recht sonderbare Sachen in den Hexenprozessen vor," sagte Graf Hans Wachtmeister.

„Es ist entsetzlich, daß diese Landplage wieder erscheint! Ich erinnere mich, wie es das letzte Mal war. Das größte Unglück von Allem ist, daß so unerhörte Betrügereien mit unterlaufen; für einen wahren Vorfall kann man wenigstens neun erdichtete aufzählen," sagte Graf Brahe.

„War es nicht in Ihrem Geburtsort, wo die Geschichte mit dem Pfarrer und der Hexe vorfiel, die ihm seine Kühe ausmolk?"

„So war es nicht, Graf Gyllenborg. Der Pfarrer wollte nur untersuchen, wie die Sache sich verhalte. Es war dieß eine Hexe, die wegen ihrer Wahrsagereien weit und breit berüchtigt war, die aber endlich durch die Gnade Gottes zur Erkenntniß ihrer Verbrechen kam, und dann selbst zum Geistlichen gegangen sein und eingestanden haben soll, daß sie im Bunde mit dem Bösen stehe. Da soll der Pfarrer, der in des Wortes strengster Bedeutung ein geistlicher Herr war, sie um Allerlei befragt haben, unter Anderem auch darüber, ob es wirklich wahr sei, daß sie die Kühe von andern Leuten melken könne, wenn sie sich schon nicht zur Stelle befinde; auf ihre bejahende Antwort, befahl er ihr, in seiner Gegenwart einen Versuch zu machen. „Meine Thiere," sagte er, „sind draußen auf der Weide; Du sollst eins von ihnen melken." — „Welches?" — Hier nannte der Pfarrer den Namen einer Kuh. Da soll sie denn ein Messer in den Fensterpfosten gesteckt und dasselbe zu melken angefangen haben, worauf Milch aus dem Hefte hervorgespritzt sein soll: aber nach einer kleinen Weile hielt sie ein. „Warum melkst Du nicht weiter?" fragte der Pfarrer. — „Wenn

ich das thue, melke ich Blut," antwortete die Hexe. — „Die Kuh gehört mein; melk nur fort!" Die Alte gehorchte; bald aber hielt sie wieder ein. „Jetzt, lieber Vater, darf ich nicht weiter melken, sonst stirbt die Kuh." — „Mag es so sein; melk nur zu!" Nach einigen Augenblicken sagte sie: „Jetzt ist die Kuh hin!" Der Pfarrer schickte alsbald hinaus, ließ nach dem Vieh sehen, und besagte Kuh lag wirklich todt da."

Alle saßen stumm und sahen mit betroffenen Blicken den unglückverkündenden Anzeichen entgegen, die den Beweis liefern sollten, daß der Fürst der Finsterniß seine Fesseln gebrochen habe, um in seinem Flammenwagen, bespannt mit schwarzen, feuersprühenden Rossen, wieder eine kleine Lustreise zu machen. So tiefe Wurzeln hatte damals der Saame des abergläubischen Wahnwitzes auch im Gemüthe der Gebildeten geschlagen. Aber der Aberglaube läßt so leicht seine Opfer nicht fahren, und sollte der Böse jetzt wieder eine kleine Reise vorzunehmen belieben, so verwandelte sich das Fuhrwerk wahrscheinlich in einen Dampfwagen, der durch seine Pferdekraft die Hoffnungen der kühnsten Erfinder überflügeln würde, und für dessen Besitz oder Benutzung die Eisenbahngesellschaften gern eine lumpige Sache, wie ihre Seelen dahingäben.

„Na, endlich bekommen wir den Grafen Bjelke zu sehen!" rief Graf Brahe.

„Ich hoffe, der königliche Rath wird mir meine Zögerung verzeihen. Ich fürchtete, Se. Majestät habe die Berathung schon begonnen, und ich hätte dann mein Ausbleiben damit entschuldigen müssen, daß ich unter der Zeit mir einige Aufklärungen über den Gegenstand verschafft habe, der heut zur Sprache kommt."

Alle sammelten sich neugierig um ihn. Er stellte sich absichtlich so, daß er denen von den königlichen Räthen, die aus alter Familie waren, ins Gesicht sah, während er den Neuadeligen den Rücken kehrte.

„Ein älterer Geistlicher von Kalbäck, der meinen jüngern Geschwistern das ABC einbläute, und später

einige priesterliche Verrichtungen unter meinen Dienstleuten vornahm, ist nach Stockholm gekommen, um daselbst Beförderung nachzusuchen. Er verlangte Vortritt bei mir, und da er in der dortigen Gegend zu Hause ist, befragte ich ihn natürlicherweise über mancherlei Verhältnisse und erstaunte höchlichst über die Nachrichten, die er mir mitzutheilen hatte. Die Hexe quaestionis hat den Tod tausendfach verdient. Das erste Mal, als man sie ergreifen wollte, fuhr sie als ein Feuerbesen zum Schornstein hinaus und Alle, die in die Stube traten, verspürten einen unleidlichen Schwefeldunst. Das könnte noch hingehen, wir lassen die Hexe verbrennen und damit gut; das Traurigste aber dabei ist, daß der, welchem der König die Pfarrei in Kalbäck versprochen, der ärgste Ketzer und Freigeist in der Welt ist."

„Ist das möglich?" fragten sich die Räthe einander.

„Ja, leider! Eine andere Hexe, die zur Reue über ihre Verbrechen gekommen sein soll, wird offenbar von ihm beschützt und, was noch schlimmer ist, er behauptet, daß es gar keine Hexereien gebe."

„Keine Hexereien?" sagte Graf Wallenstedt, den Bjelke von Allen nicht zu bemerken sich den Anschein gab.

„Verzeihung, Herr Graf! Ich fürchte das ist Verläumdung. Ich glaube freilich auch nicht an alle Ammenmährchen, die man erzählt; aber die Hexengeschichten durchaus abzuläugnen, so einfältig darf wenigstens ein Geistlicher nicht sein."

Bjelke schickte sich an, den gehörig zurechtzuweisen, der ihm, wenn auch auf so verblümte Weise zu widersprechen wagte, als die Thüren aufflogen und der König eintrat, der auf seine gewöhnliche Weise mit einer, nichts weniger, als guten Laune verkündenden Miene, grüßte, sich alsbald niedersetzte und durch einen Wink den königlichen Räthen ihre Plätze einzunehmen befahl.

Die königliche Majestät fragte, ob die Akten in Bezug auf die Hexengeschichten in Westmanland durchgesehen seien.

Der Sekretär Wattrang verlas den Brief und den Bericht des Konsistoriums in Westeras, zugleich auch die Untersuchungsakten und das Urtheil des Untergerichts.

„So haben wir denn endlich," rief der König, „diese Finnländerin, auf die man schon seit mehreren Jahren fahndet. Es ist auffallend, daß sie sich so lange in Schweden aufhalten konnte, ohne entdeckt zu werden, und noch dazu so nahe bei einem Königshofe."

Graf Bjelke. Wahrscheinlich gerade deßhalb, weil man einer Hexe von ihrer Bedeutung unter dem Inkognito hätte nachforschen müssen, was sie anzunehmen beliebt hatte.

Graf Brahe. In Finnland soll sie als eine dem bessern Mittelstand Angehörige aufgetreten sein.

Graf Wachtmeister. Man weiß nicht gewiß, ob sie verheiratet war oder nicht.

Graf Wallenstedt. Das ist nicht bekannt; aber wichtiger ist, was man aus den Verhandlungen ersehen kann, daß sie jedes Jahr eine Reise nach Stockholm machte; und ich entsinne mich, daß ich zweimal von Magdalene Mathsdotter hier habe reden hören. Niemand wußte damals noch, woher sie komme, Niemand, wohin sie gehe; aber ihre Prophezeihungen wurden für eben so warhaftig, als das Wort Gottes gehalten. Sie prophezeihte nicht nur, ob die Mädchen Männer bekämen; sie sagte auch politische Begebenheiten vorher, unter andern auch den Tod der Königin Christina.

Graf Bjelke. Prophezeihte sie Ihnen auch?

Wallenstedt beantwortete Bjelkens Blick mit einem eben so giftigen.

Graf Wallenstedt. Nein! Aber einige sehr vornehme Damen fragten sie um Rath.

Der König. Das gehört nicht hierher. Weiß Niemand, wo man sie während ihres Aufenthalts in Stockholm antreffen konnte, oder wo sie wohnte?

Graf Wallenstedt. Nein! Aber selbst auf die Gefahr hin, daß meine Worte einer Mißdeutung unter-

liegen, ist es meine Pflicht, die Wahrheit zu reden. Man hat davon gesprochen, daß sie gegen Ende des Winters hier war. Es könnte ja der Fall sein, daß die, welche sich am wenigsten um solche Dinge zu kümmern scheinen, damals Anliegen an sie hatten.

Bjelke wechselte die Farbe; aber das wurde nur von Wallenstedt bemerkt, der seine Augen fest auf ihn gerichtet hatte. Der König befahl, daß die Vorlesung fortgesetzt werden solle, und sagte nach Beendigung derselben:

„Sollen wir denn alle die Abscheulichkeiten wieder erleben, die in den siebziger Jahren an der Tagesordnung waren?“

Graf Bjelke. Das glaube ich nicht. Wenn man die Geschichte nicht zur Oeffentlichkeit bringt, sondern sie sobald als möglich abmacht, so wird wohl Alles bald vergessen sein.

Graf Brahe. Es ist zu bedauern, daß das arme betrogene Bauernweib dasselbe Schicksal erfahren muß.

Der König. Allerdings! Aber nach den Gesetzen Schwedens müssen wir sie zum Tode verurtheilen und, die Wahrheit zu sagen, ihr ist der Tod ersprießlicher als das Leben, denn ihr Schicksal würde eine entsetzliche Last für sie sein.

Baron Ralamb. Das kann ich nicht einsehen; wer gibt auf eine solche Person Acht. Auf ihrem unbemerkten Platz in der Gesellschaft ist Alles einerlei. Wenn nur das Volk essen und trinken kann, so . . .

Mit einem zornigen Blick unterbrach ihn der König: „Glauben Sie also, Ralamb, daß der Bauernstand keine Ehre zu verlieren und von dem übeln Rufe nicht zu leiden habe? Hätten Sie sich, gleich mir, die Mühe gegeben, mit dem Volke in seinen Wohnungen umzugehen und seine Gemüthsart zu studiren, so würden Sie gefunden haben, wie besorgt die Leute um ihren guten Namen und ihren Ruf sind, und wie ein Uebelberüchtigter von ihnen beschimpft und verspottet wird. Ja, ich möchte fast behaupten, daß ein übler Ruf dem Geringsten meiner

Bauern eine beschwerlichere Last ist, als dem Höchsten meiner Vornehmen. — Aber der Geistliche hier, Magister Erich, der in dem Prozesse erwähnt wird, ist der nicht Rabenius künftiger Schwiegersohn, der bei den Leuten seines Kirchspiels so beliebt war, daß sie sich ihn einstimmig zum Pfarrer ausbaten?"

Graf Bjelke. Derselbe; aber damals lebte noch sein Vater, der alte, ehrwürdige Pfarrer, der ihn in scharfer Aufsicht gehalten haben mag. Nach dessen Tod wird er wohl alle Verstellung abgelegt und sich in seiner wahren Gestalt gezeigt haben.

Graf Wallenstedt. Ich möchte glauben, daß dieß nur eine jugendliche Uebereilung sei. Er ist noch sehr jung; aber er hat über seinen Aufenthalt auf der Akademie die besten Zeugnisse in Bezug auf Sittlichkeit, Kenntnisse und Fleiß, und man darf ihn wohl nicht so ohne Weiteres verdammen.

Der König. Das wollen wir nicht; aber wir werden genau untersuchen.

Graf Brahe. Er scheint in großer Gunst bei dem Bischof zu stehen.

Der König. Darauf will ich keine Rücksicht nehmen. Carlsson hat in der letzteren Zeit sich gegen alle meine Befehle widerspenstig gezeigt, wie es nur ein unverschämter und trotziger Prälat thun kann. Sonderbar genug, daß er einen in Schutz nimmt, der sich nicht in sein Haus verheiratet!

Graf Bjelke. Das kann wohl auch seine guten Gründe haben. Die Frau des Lektor Rabenius soll mit der Bischöfin sehr befreundet sein, und — es ist ja leicht auf diese Art einer armen Bruderstochter einen Mann zu verschaffen. Ueberdieß soll das Mädchen, nach dem, was ich gehört habe, ausgezeichnet schön sein.

Der König antwortete hierauf nicht, sondern fuhr fort, den Gegenstand der Berathung in Ueberlegung zu nehmen und unterschrieb endlich die Todesurtheile. Auch die unschuldige Anne wurde zum Tode verurtheilt. Dar-

nach wurden noch einige unbedeutendere Sachen abgemacht und die Sitzung aufgehoben. Der König erhob sich, nahm Abschied von den Räthen und sagte im Fortgehen: „Wallenstedt, um zwei Uhr findest Du Dich bei mir ein.“

„Was geht heute mit dem König vor?“ fragten sich die königlichen Räthe gegenseitig, und machten bedenkliche Gesichter, während sie sich unter tiefen Verbeugungen trennten. Nur die Grafen Brahe und Bjelke blieben zurück.

„Was würde der große Axel Oxenstjerna sagen, wenn er noch lebte, er, der schon zu seiner Zeit das Gesindel fragte, ob es glaube, daß man die schwedischen Reichsstände für vier Schweinsfüße ansehen müsse, die dort eben so gut sind? Was würde er zu unserm allergnädigsten König sagen, der, wenn es von ihm abhänge, bald genug Lust bekommen dürfte, wie in der Türkei zu regieren, wo es gar keinen Adel gibt? Ein hübscher Anfang ist schon mit all' diesen neugebackenen Grafen und Baronen gemacht, die, glaube ich, alle von der Straße aufgerafft sind,“ sagte Graf Bjelke.

„Ja,“ entgegnete Brahe, „dort der Wohlimhaus in Upsala, hat in seiner Apotheke wirklich so wohl gehaust, daß zwei von seinen Söhnen Grafen geworden sind.“

„Und dieser Mylonius? Und Piper? Den ganzen übrigen Haufen zu verschweigen; denn wer kann sich all' der Erbärmlichkeit erinnern, die, gleich dem Esel in der Löwenhaut, mit zierlichen Namen prunkt und sich, in Folge des königlichen Machtspruches für eben so gut hält, als wir? Aber es war nicht schwer einzusehen, was man von einem König zu erwarten hatte, dessen, so zu sagen, erste Amtshandlung bei seiner Mündigsprechung darin bestand, den hohen Adel herabzusetzen, indem Jeder nach seiner Dienstleistung, und nicht nach seiner Geburt rangiren sollte.“

„Das war eine natürliche Folge der Erziehung, die er erhalten hatte. Der Reichskanzler und wir Alle hätten nicht blutige Thränen über den Verlust unsrer Privilegien

und Besitzungen weinen müssen, wenn man den König dazu angehalten hätte, den Adel eben so hochzuschätzen wie seine Mutter. Was hatten wir denn für Nutzen von Karls X. Tod, wenn die Brut noch fortlebte?"

„Ruhig! er ist nicht unsterblicher, als der Vater."

Vierzehntes Kapitel.

Die Entdeckung von der Treulosigkeit des Kammerdieners hatte den König mehr aufgeregt, als er vor sich selbst gestehen wollte, zumal da er sich des Verräthers lange und in Sachen von Bedeutung bedient hatte. Vergeblich suchte Mittags Jeder seine üble Laune zu verbergen; der König, die Centralsonne des Hofes, war verfinstert und alle Gegenstände nahmen ihre düstre Farbe an. Anfänglich fragte man unruhig, ob Se. Majestät krank sei. Auf die etwas schroffe Antwort verstummten alle Fragen; man aß und trank mit Stillschweigen. Waren aber auch die Lippen stumm, so fragten die Augen um so mehr; und niemals hat wohl noch ein Gastronom mit so erschrecklicher Ungeduld dem Beginn einer leckeren Mahlzeit entgegen gesehen, als sich jetzt die Hofleute nach dem Ende der Tafel sehnten, um sich dann frei ihren Vermuthungen überlassen zu können. Glücklicherweise wurde ihre neugierige Ungeduld auf keine zu harte Probe gestellt; denn der König aß wenig, verließ die Tafel nach einer kleinen Viertelstunde und schloß sich alsbald in sein Kabinet ein, woselbst sich Wallenstedt zur bestimmten Zeit einfand.

Kaum war er über die Schwelle getreten, als der König aufsprang, ihm heftig entgegen ging und ihn mit seinen durchbohrenden Augen scharf fixirte.

„Wallenstedt! ein sonderbarer Zufall hat mich in Kenntniß gesetzt, daß es an meinem Hof Verräther gibt!“

Wallenstedt wurde bestürzt; da er aber nicht zur Verschwörung gehörte, konnte er mit Ruhe die prüfenden Blicke des Königs aushalten.

„Wenn sich Ew. Majestät gnädigst erinnern wollen, daß ich . . .“

„Daß Du mich früher gewarnt hast? das ist wahr; aber argwohntest Du auch, daß Fräulein Julie wahrscheinlich darin verwickelt ist?“

„Fräulein Julie?“

„Ja, gerade diese! Und daß ein Mann verführt wurde, für dessen Treue ich selbst hätte Bürge sein wollen?“

„Vermuthlich Ew. Majestät Kammerdiener?“

„Was! Du weißt . . .“

„Nichts mit Bestimmtheit; aber seine Treue fing mir an verdächtig zu werden. Seine Züge und sein Aussehen haben — ich habe deutlich in seinem Gesichte Zweizüngigkeit gelesen.“

„Und doch geschwiegen?“

„Ew. Majestät besondere Gnade für ihn machte mich stumm. Und wie sollte ich es übrigens auch wagen, Jemanden anzuklagen oder auch nur vor ihm zu warnen, bloß deßhalb, weil mir sein Gesicht nicht gefällt?“

„Was ist aber jetzt zu thun? Was ist Deine Meinung?“

„Den Mann alsbald zu verhaften und eine Haussuchung bei ihm anzustellen.“

„Gut! Aber für's Erste habe ich ihn nach Kungsör geschickt und für's Andere will ich durchaus kein Aufsehen erregen.“

„Man wird sehen, daß Graf Bjelke hinter dem Allem steckt.“

„Es ist so, aber nicht wie Du meinst.“

„Ach, Ew. Majestät, auf welche andere Art, als

ich meine, kann man an einer Verschwörung betheiligt sein?"

„Ich kenne Deine alte Feindschaft gegen Bjelke, deßhalb wundert mich Deine Aeußerung nicht; und doch ist sie ungerecht. Bjelke ist mein ergebener Freund; dessen bin ich sicher."

Nach einer kleinen Pause, während welcher der König den Grafen ernsthaft anblickte, dessen Gesicht den Ausdruck eines kalten Lächelns zeigte, hob der erstere an:

„Nein, es ist nicht so; aber er ist Juliens heimlicher Liebhaber."

Wallenstedt, der sah, daß der König nahe daran war, böse zu werden und hoffte, daß im Verlauf der Sache schon irgend ein Beweis gegen Bjelke vorkommen könne, sprach über diesen Nichts mehr. Er stellte dem König nur die Nothwendigkeit einer baldigen Untersuchung im Zimmer des Kammerdieners vor.

„Ich weiß nur nicht, wie das angestellt werden soll, da ich das Aufsehen vermeiden will."

„Auf die einfachste Art von der Welt. Man wird schon einen Vorwand finden, seine Frau zu entfernen."

„Thu das; aber daß Nichts vorgeht, ohne daß ich selbst dabei bin."

Es ist hier in der Welt eben so sonderbar, als es nicht geläugnet werden kann, daß, so lange der Mensch, vornehm oder gering, von der Aegide des Glücks beschützt wird, er keine Feinde hat, sondern ihm Alles zu Füßen liegt; aber das Glück entflieht und die Feinde wachsen, wie die Streiter des Kadmus und eben so erbittert, aus der Erde. Kaum hatte Wallenstedt den König verlassen, als er einem Hoflakai begegnete, der ihm als ein tüchtiger, verschlagener Kopf bekannt war. An ihn richtete er einige Fragen; und dieser, der ahnte, daß dahinter Etwas stecke, beeilte sich, sowohl zu erzählen, was man wissen, als auch, was man nicht wissen wollte. In Folge dessen begab sich der Graf, mit diesen Aufklärungen versehen, wieder zum König, von wo aus sich

Beide mit einem Sekretär nach dem Zimmer des Kammerdieners verfügten.

Gleich bei ihrem Eintritt beauftragte Wallenstedt den Sekretär, einen Kasten oder kleinen Koffer, der unter dem Bett stehen müsse, hervorzuziehen. Er selbst verfügte sich zu einem eichenen Schreibpulte, der neben dem ungeheuern Kamin stand.

„Obwohl ich glaube, daß die von Ew. Majestät verlangten Beweise sich in dem Kasten vorfinden, so müssen wir vielleicht doch, wenn Ew. Majestät es für gut findet, hiermit den Anfang machen?“

Der König nickte Beifall. Wallenstedt nahm einen Dietrich hervor und öffnete den Pult mit einer solchen Leichtigkeit, daß sich der König gewiß darüber verwundert hätte, wäre es ihm nicht bekannt gewesen, daß der Graf ein sehr geschickter Schlosser war. Das Schloß sprang auf, und das Erste, was sie gewahrten, war ein Schlüsselbund.

„Ich zweifle nicht, daß sich der Schlüssel zum Koffer unter diesen vorfindet; man muß sie probiren!“

Schublade nach Schublade wurde durchsucht; aber nirgends fand sich etwas Verdächtiges. Inzwischen hatte der Sekretär den Koffer geöffnet. Er war inwendig in mehrere Fächer getheilt, die bis auf zwei alle leer waren. In einem lagen zwei Briefe; der König öffnete einen. Er war ohne Unterschrift und enthielt nur die Worte: „Am bestimmten Orte; die Quittung muß mitkommen.“

„Al o eine Quittung für Sündengeld!“ war die einzige Aeußerung des Königs.

Er öffnete den andern, der die Worte enthielt: „Eure Nachrichten kommen gut zu Statten. Fahrt fort, mir mit demselben Eifer zu dienen, und seid versichert, daß Eure Belohnung Euren Dienstleistungen entsprechen wird.“

„Nachrichten!“ wiederholte der König und drückte den Brief zusammen. „Das will heißen, daß er wahr-

scheinlich den Spion bei mir macht. Was steht dort in dem großen Papier?"

„Hier ist der Beweis, wie richtig die Vermuthungen Ew. Majestät waren," sagte Wallenstedt, indem er dem König das Papier übergab. Der Bogen war in Oktav zusammengelegt und eine Seite angefangen; aber dieß bildete die Fortsetzung eines vollständigen Tagebuchs über Thun und Lassen des Königs.

„Ew. Majestät werden so bleich; darf ich die Bitte an Ew. Majestät wagen, die Verrätherei des Elenden sich nicht so zu Herzen zu nehmen!"

„Nicht zu Herzen nehmen! Ich habe mich unter meiner ziemlich langen Regierung daran gewöhnt, zu sehen, wie der Verrath meinen Thron umgibt; aber hier bin ich nicht nur als König verrathen, hier bin ich als Hausvater und Mensch betrogen! Und von wem? Von einem Menschen, welchem ich ohne Bedenken mein Leben anvertraut hätte. Wallenstedt, nimm diese Papiere, mache hier Alles in Ordnung, daß Niemand Unrath merkt, und folge mir."

Fünfzehntes Kapitel.

Obwohl wir dem Diakon bei Julien begegnet sind und die Wirkung seines Besuchs bei dem Grafen Bjelke erfahren haben, so werfen wir doch gern unsere Blicke zurück, um seinen Eintritt in das gräfliche Haus in Augenschein zu nehmen.

In Bezug auf seine ganze Lage dünkte er sich, schon bei seiner Ankunft in Stockholm, durchaus dem Glücke im Schooß zu sitzen.

„So muß man's anzufangen verstehen — hi, hi, hi,

— und nicht wie der dumme Erich. Ich hätte an seiner Stelle sein sollen, ich, und kein Mensch wäre im Stande gewesen, mir Braut und Amt zu entreißen! — Pfui Teufel; dann wäre ich ja werth zu verhungern! Nein, der wahre Gottessegen besteht gerade darin, sich in die Welt zu schicken. Der Reiche florirt und der Nackende friert, ist ein wahres Sprüchwort, und nackend soll ein Jeder werden, der sich nicht auf den Rummel versteht."

Unter solcherlei Betrachtungen verfügte sich unser Diakon zu seinem mit Eßwaaren wohl bepackten Karren, welchen er in dem sündhaften Stockholm sorgfältig in eine Remise eingeschlossen hatte. Er stand nun bei seinem Schatz und überlegte, wie und auf welche Weise er seinen unter Kummer und Sorgen zusammengesparten Speisevorrath am klügsten anwenden könne. Mit sehr viel Urtheilskraft schloß er, daß es nicht angehe, Fräulein Julie Etwas anzubieten, so wie er auch ganz richtig einsah, daß sie jedenfalls gezwungen sei, ihn wie ihren Klienten zu behandeln.

„Den Kalbstanz *) hier will ich doch ihrem Lakai geben. Ja, wahrhaftig, ich muß wenigstens Pfarrer sein, ehe ich zugebe, daß ein solcher Kalbstanz mit so vielen Mandeln, Zucker und Gewürzen auf meinen Tisch kömmt. Und nun soll ich ihn dem Tellerlecker an den Hals werfen! Pfui Teufel! lachte mir der Bursche nicht in's Gesicht, als ich von meinen Leckerbissen sprach! Nein, das kleine, nette, französische Kammerkätzchen soll ihn haben. Die lobe ich mir doch! — hi, hi, hi! — Leib und Seligkeit will ich dran wagen, wäre es nicht, um Erich zu ärgern, so würde ich die Hand nach ihr ausstrecken und ließ die Katharine sitzen. Sie spart sich gewiß viel von ihrem Lohn zusammen, und was hat das liebe Teufelskind für hübsche Augen. Katharine sieht aus, wie die Jungfrau Maria auf dem Kirchen=

---

*) Eine Art Milchgericht von der ersten Milch der Kuh, wenn sie gekalbt hat. A. d. U.

fester; aber das Mädchen da hat Leben in sich. Freilich lacht sie in einem fort: aber das verliert sich mit der Zeit und ich will sie schon lehren, sich zusammenzunehmen. Wenn ich nur verstehen könnte, was sie spricht; das ist das Schlimmste, das. — Der Käskuchen hier — na, was der mich kostet, davon will ich gar nicht reden. — Das sind vornehme Leute, die den haben sollen, die kleinen, gnädigen Grafenkinder. Die Eier, Butter, das Schaf und der Elennbraten sollen in des hochwohlgebornen Grafen eigene Küche; er hat es nöthig genug, der arme Mann. Es war entsetzlich, wie genau der König es nahm, als er ihnen einmal ordentlich auf den Leib rückte. Na, im ganzen genommen, war es nicht so dumm, daß solche Herren — hi, hi, hi! — auch einmal kennen lernen, wo Barthel den Most holt. Jetzt braucht man nicht so viele Umstände zu machen. Was spreche ich da? Gott hüte meine Zunge! Ein so armer Teufel, wie ich, dazu geschaffen, um vor einem so hohen Herrn im Staube zu kriechen, ich sollte es wagen, meine Augen zu einem Reichsschatzmeister zu erheben? Aber die Zeit dürfte kommen, wo ich das vermag. Wie sagte das Fräulein? Sagte sie nicht, daß ich Bischof werden könne! Dann ist noch Zeit genug, aufrecht einher zu gehen; jetzt aber muß man kriechen."

Einige von den Eßwaaren hatte er schon für den eigenen Gebrauch zurückgelegt; er wollte einen gewissen Mann in seiner Wohnung traktiren. Er schickte einen Knecht mit dem Kalbstanz zu Mariette, und folgte ihm selbst mit dem Karren nach dem Bjelke'schen Hause.

Ein armer Landgeistlicher wagte es nicht, die eigentliche Eingangsthüre nach der Straße hin zu betreten: die war für Leute von Stand; die Geringeren gingen durch die Hinterthüre.

„Hi, hi, hi!" lachte er, als er um die Ecke bog. „Wollen sehen, wie lange ich noch den Weg des Gesindels gehen muß! In Erwartung dessen, will ich ihn

inzwischen dießmal einschlagen." — In Begleitung seines Famulus nahm er den Weg zur Küche.

„Hm! Hier sieht es nicht nach Mangel aus; hier siedet's und bratet's ja — hi, hi, hi! — ärger als selbst in Sodom und Gomorrha! Herr Gott! es ist doch Etwas, so ein reicher Mann zu sein!"

Dießmal hatte der Diakon nicht so Unrecht; denn es brauchte wirklich ein Vermögen, wie es der Adel vor der Reduktion besaß, um eine solche Menge Tagdiebe zu unterhalten. Endlich arbeitete sich der Hofmeister durch den Schwarm, der sich ehrfurchtsvoll zur Seite drängte vor diesem Matador, der, eine große wohlgenährte Figur, in seiner schwarzen Kleidung, den italienischen Abbates am nächsten kam, die in ihrem Lande das Amt eines Hofmeisters versehen. Mit Hoheit in Blick und Miene näherte er sich dem Kratzfüße schneidenden Geistlichen.

„Ah, willkommen vom Lande, mein lieber Freund! Was führt Sie hierher nach der Hauptstadt?"

„Ach, bester Herr Hofmeister! Ein kranker Verwandter in der hiesigen Gegend nöthigte mich hierherzureisen. Wie steht geschrieben? „Du sollst die Kranken und Elenden besuchen." Und nachdem ich diese Pflicht erfüllt, konnte ich es nicht unterlassen, die nicht weniger theure zu erfüllen, in dem hochgräflichen Hause meine Aufwartung zu machen. Ich habe mir die Freiheit genommen, einige unbedeutende Kleinigkeiten vom Lande mitzubringen. Wenn Sie dieselben geneigtest anzunehmen so gefällig wären ... "

„Na, das muß ich sagen! Sieh, solchen Elennbraten! Mein bester Herr Diakon, das ist aller Ehren werth, das muß ich sagen, in diesen theuern Zeiten. Und so viel Eier und solch schönen Butterklumpen! Mein bester Diakon, haben sie die Güte, mir die Ehre zu erzeigen, in mein Zimmer einzutreten und ein Glas Wein da zu trinken. Ich trinke keinen schlechtern, als der Graf selbst," flüsterte er.

„Danke ganz ergebenst für die Ehre. Hier kommt das, worauf ich den meisten Werth lege; und als ich es miteinpacken ließ, gedachte ich an den, dessen Gunst und Gewogenheit zu besitzen ich mir schmeichle."

Nun nahm er die beiden Käskuchen hervor und fuhr fort:

„Der eine ist für des Herrn Hofmeisters eigenen Mund. Haben Sie die Güte zu wählen, welcher Ihnen beliebt! Den andern habe ich mir die Freiheit genommen, der jungen gnädigen Herrschaft zuzudenken, und hoffe, daß durch des Herrn Hofmeisters Fürsprache die hochgräfliche Herrschaft es nicht übel aufnehmen werde, daß ich in meiner Niedrigkeit so kühn war, den beiden, jungen, gnädigen Grafen und dem kleinen, gnädigen Fräulein das Versuchen eines Käskuchens zuzumuthen."

„Mein bester Freund, wie können Sie nur so Etwas glauben? Uebel aufnehmen! Den Kuchen wollen wir gleich hinauftragen; zuerst aber müssen Sie eine Flasche mit mir leeren und eine warme Pastete versuchen; ohne Großthuerei glaube ich, daß sie die Königin nicht besser ißt. Nun, Sie werden ja sehen! Haben Sie die Güte einzutreten! Keine Komplimente zwischen guten Freunden; hier bin ich Wirth! Wenn ich Sie besuche, und Ihnen zur Pfarrei gratulire, dann will ich vorausgehen." — Wer könnte Worte finden für die Freude des Diakons? Das war das zweite Mal, daß er heute schon Pfarrer genannt wurde.

Nun saßen die drei — denn der Kammerdiener hatte sich zu ihnen gesellt — vertraulich bei dem nach damaliger Sitte gedeckten Tisch und ließen sich das **Dejeuner à la fourchette** wohl schmecken. Der Hofmeister hatte die Wahrheit gesprochen: es war von dem besten Wein im Keller. Bald stellte sich der Diakonus, als ob ihm der Rebensaft die Zunge löse und er erzählte von seiner Liebe für Katharine Rabenius, und seiner Hoffnung, bei einigen Rekommandationen die Pfarrei

zu bekommen; denn die Stimmen der Bauern hatte er alle in der Hand.

„Gott soll hüten, mein bester Diakon, darüber kann wohl kein Zweifel sein!“ entgegneten die beiden gräflichen Bedienten auf einmal. „Alles, was in unsern Kräften steht und in denen Seiner Hochgebornen Gnaden des Herrn Grafen dazu, der mit Seiner Majestät reden kann; ja, die sind zusammen gerade wie ihres Gleichen. Wir können den Herrn Diakon wirklich als Seelenhirten des Kirchspiels Kalbäck begrüßen. Profit, Herr Pastor!“ sagte der Eine. „Profit, Pfarrherr!“ rief der Andere.

„Dann hoffe ich, meine edlen Herren, daß Sie das Haus eines geringen Geistlichen nicht verschmähen werden! Mein zukünftiges Weibchen und ich werden Alles aufbieten, um die Herren zufrieden zu stellen.“

Noch war das Frühstück nicht zu Ende, als ein Küchenjunge hereinstürzte und rief: „Die Gräfin!“

Der Kammerdiener stürzte ein Paar Gläser Wasser hinunter und sprang hinaus. Der Hofmeister versteckte schnell das Essen.

„Ich muß Ihnen nur sagen, Herr Diakon,“ murmelte er leise, indem er sich hin und wieder beschäftigte, „der Graf will, es soll im Hause gräflich zugehen; die Gräfin dagegen ist so geizig, als ob sie einen Juden zum Vater hätte. Ginge es nach ihrem Sinn, so bekäme man weder zu essen, noch zu trinken; nur des Grafen ausdrücklicher Befehl hält sie davon ab, uns Alle zur Thüre hinauszujagen.

Im Nu waren der Wein und die Leckereien auf die Seite geschafft und man sah deutlich, wie der Hofmeister daran gewöhnt war, Ueberraschungen vorzubeugen.

Die Gräfin trat ein. Sie war eine Frau von imponirendem Aeußern, obwohl ihre Blässe Kummer und Sorgen verrieth.

„Charlot!“ — ein französirter Name, den der Hofmeister während der Reisen des Grafen Bjelke angenommen und seitdem beibehalten hatte — „was ist das

für ein Karren, der auf dem Hofe steht? Auf meine Nachfrage sagte mir Beate, er sei mit Eßwaaren beladen?“

„Gnädigste Gräfin!“ antwortete der Hofmeister, „der Diakonus Hakenselius von Kalbäck hat als einen Beweis seiner unterthänigen Verehrung für unsere gnädige hochgräfliche Herrschaft*), sich die Freiheit genommen, mit Eiern, Butter und einigen prächtigen Elennbraten aufzuwarten.“

Der Gräfin Züge verdüsterten sich, ob aus Zorn, Kummer oder Verachtung — sie kannte die Art des Dienstes, den der Diakonus ihrem Mann erzeigt — war schwer zu bestimmen.

„Wo ist er?“

Der Hofmeister trat zur Seite und ließ den hinter ihm stehenden Diakon sehen.

„Hier, gnädigste Gräfin!“

Fast berührte des Diakonus Stirne den Boden, so tief war seine Verbeugung.

„Gnädigste Gräfin! Möchten Ew. hohen Gnaden es nicht ungünstig aufnehmen . . .“

„Eine gute Meinung nehme ich nie übel auf,“ antwortete sie kurz. Wie viel Eier und Butter sind es? Ich will nachsehen,“ fuhr sie fort.

Der Diakonus bebte bei diesen Fragen. Er sah sich auf dem Punkte, sowohl Mühe als Kosten zu verlieren, und gleich einem Marktbauern eine karge Bezahlung für seine Waaren zu erhalten, als zu seinem Glücke ein von vier Apfelschimmeln gezogener Wagen mit donnerndem Gepolter zum Thore hereinfuhr. Er hielt still.

„Der gnädige Graf!“ rief der Hofmeister vergnügt, als ob eine schwere Last ihm von den Schultern gefallen sei, und eilte mit einer tiefen Verbeugung an der Gräfin vorbei und hinaus. In diesem Augenblick hätte sie ein

*) Die Sitte damaliger Zeit erforderte diese umständlichen Titulaturen.

vortreffliches Modell zu einer erzürnten Juno abgegeben; aber verständiger, als die Himmelskönigin, hütete sie sich, ihr Haus und sich selbst dem Gespötte und der Verläumdung Preis zu geben. Sie schwieg, nahm sich nicht einmal die Mühe, nach dem Diakon umzusehen, sondern verließ das Zimmer, um ihrem Gemahl entgegen zu gehen und kam frühzeitig genug, ihn sagen zu hören: „Bring den Geistlichen auf mein Arbeitszimmer.“

Mit ritterlicher Artigkeit führte er die Gräfin nach ihrer Wohnung hinauf, während sie ihn flüsternd um eine Unterredung von einigen Augenblicken bat.

„Nun gut, Eva! Was willst Du?“

„Bjelke! Der Geistliche hat einige Speisevorräthe in unsre Küche gebracht.“

„Nun, und dann?“ fragte er kalt.

„Ich meine, man dürfe solche Geschenke nicht annehmen; man setzt sich . . .“

„Ich sehe keinen Grund, warum die Schwarzröcke der Reduktion entgangen sind. Er hat gewiß ein Anliegen, und da mag er denn gern auf diese Art die Fürsprache bezahlen, die ich ihm schenke. Ueberdieß weißt Du so gut, als ich, daß unsre Einkünfte, Dank sei es Seiner Mejestät! nicht mehr der achte Theil unsrer früheren sind.“

„Wenn Du mir erlaubtest, unsre Haushaltung auf einen vernünftigen Fuß zu setzen, und wenn uns die Bedienung nicht mehr ausplündern könnte, so wären unsere Einkünfte vollkommen hinreichend.“

„Unsre Einkünfte! Das will heißen, mein eignes mit Schweiß und Blut erworbenes Vermögen; das gehört durchaus nicht hierher. Aber alle meine übrigen Besitzungen, die — die . . .“ Hier schwieg er und ging heftig auf und ab. „Und wenn der König uns beraubt, so ist es nicht mehr als billig, daß auch wir nehmen, was wir können. Ueberdieß will ich Ihnen sagen, Gräfin, daß es sich für meine Frau nicht schickt, wie ein Bürgersweib in Küche und Keller herumzulaufen und herumzuschnuppern, oder nachzurechnen, ob die Bedienung ein

Stück Pastete und einen oder den andern Krug Wein nimmt."

Mit diesen Worten verließ er sie schnell und ging zu dem Geistlichen. Dieser war inzwischen von dem Kammerdiener nach dem bezeichneten Zimmer geführt worden, wo er ehrerbietig bei der Thüre stand. Sobald der Graf eintrat, gab er dem Bedienten einen Wink hinauszugehen.

„Nun, was führt Sie in die Stadt?"

Mit einer tiefen Verbeugung, die Augen auf den Boden gerichtet, als ob er aus lauter Ehrerbietung es nicht wage, einem so großen Herrn ins Gesicht zu sehen, begann er:

„Ew. Hochwohlgeboren Gnaden! Gnädigster Herr Graf! Einmal versprach mir der gnädigste Herr, sich um mein Glück zu bekümmern und mir die Pfarrei Kalbäck zu verschaffen . . . ."

Der Graf machte eine ungeduldige Bewegung; aber es war gar nicht des Diakons Meinung, ihn sprechen zu lassen. Er verbeugte sich deßhalb noch tiefer und fuhr fort:

„Der Vice-Pastor ist so gut als abgesetzt, und heute oder morgen kommt eine Deputation zum König, welche Se. Majestät bittet, einen Andern zu ernennen."

„Was sagen Sie? Was ist vorgefallen?" fragte der Graf sehr verwundert.

„Nichts Anderes, als daß" — sein altes Hihihi wollte sich vordrängen; er unterdrückte es jedoch und stammelte — „als daß . . . daß es so zu gehen pflegt, wenn man mehr als andre Menschen sein will, wenn man Andere über die Achsel ansehen will."

„Wollen Sie mich zum Narren halten? Antworte, Bursche! Was hat's gegeben?"

„Gott soll mich behüten, wie der gnädigste Herr Graf auch spricht! Ich armseliger Mensch sollte mich so Etwas gegen meinen gnädigsten Herrn und Beschützer unterstehen?"

„Nun, zum Teufel, was ist's denn?"

„Ja, der Herr Magister hat aus lauter Gerechtigkeitseifer die Hexen so lange vertheidigt daß er endlich selbst verdächtig ist, im Bunde mit dem Teufel zu stehen."

„Was will das heißen? Im Bund mit dem Teufel? Reden Sie so, daß ich Sie verstehen kann!"

Nun fand es der Diakon endlich für gut, des Grafen Neugierde zu befriedigen. Er erzählte den Verlauf des Prozesses, ohne Lene als die Hauptperson zu nennen, obschon er darauf hätte schwören wollen, daß der Graf in Juliens Geheimniß eingeweiht sei; denn jedesmal, wenn Lenens Name vorkam, wechselte Bjelke die Farbe. Endlich fragte er: „Wie lange bleiben Sie in der Stadt?"

„Ich habe die Ankunft der Bauern abwarten wollen."

„Das ist gut! Kommen die heute oder morgen?"

„Wahrscheinlich heute, gnädigster Herr Graf."

„Geben Sie Acht, wann sie kommen, schicken Sie dann sogleich einen Boten zu meinem Kammerdiener, und halten Sie sie einstweilen mit schönen Redensarten auf. Ich will dafür sorgen, daß sie auf die leichteste Art mit dem König sprechen können. Wo wohnen Sie?"

Er gab es an.

„Gut! Dann kann ich nach Ihnen schicken, wenn Ihre Gegenwart erforderlich ist. Erhalten Sie keine Nachricht, so kommen Sie am Tage nach der Audienz der Bauern. Und nun leben Sie wohl! Haben meine Schlingel von Bedienten sich Ihre Bewirthung angelegen sein lassen?"

„Ich mache meine unterthänigste Danksagung; das ist geschehen."

„Meinen Dank, lieber Diakonus, für Ihre gute Absicht! Glauben Sie mir, daß ich die Ehrerbietung, die man mir bezeugt, zu schätzen weiß."

Er machte mit der Hand eine Bewegung nach der Thüre. Nochmals unterthänigst dankend, ging der Geistliche rücklings hinaus.

Auf der Treppe sagte er zu sich selbst: „Hi, hi, hi! Du glaubst wohl, mein lieber Graf, ich habe nicht

gemerkt, daß Du mit im Komplott seist und ich habe es nicht verstanden, warum Du nach meiner Wohnung fragtest. Ja, zum Donnerwetter! Wir werden sehen, ob nicht heute noch nach mir geschickt wird.

Sechszehntes Kapitel.

Am folgenden Morgen ungefähr um sechs Uhr klopfte es an Rabenius Thüre.

„Herein!“ rief er. Ein kleiner Junge, mit einem Billet in der Hand, öffnete die Thüre und fragte:

„Wohnt der Hofprediger Rabenius hier?“

„Ja, was willst Du, mein Junge?“

„Hier ist ein Brief für ihn.“

Rabenius nahm und erbrach das Billet und während er es las, schlich sich der Knabe hinaus.

„Das ist doch sonderbar!“ sagte Rabenius zu sich selbst, während er sich nach dem Knaben umsah. „Ah so, er ist schon seiner Wege gegangen! — Eine Einladung von einem alten Bekannten, heute Morgen im Hause Nro. 20. Malmstraße, gleich bei Brunkeberg das Frühstück bei ihm einzunehmen. Und ohne Unterschrift! — Wenn das Erich wäre, der nach der Stadt gekommen, um mich zu überraschen!“

Er steckte das Billet in die Tasche, legte die Pfeife weg, nahm Hut und Stock und ging fort, beständig darüber nachsinnend, was die geheimnißvolle Einladung wohl zu bedeuten habe. „Na,“ dachte er, „noch ein Paar Schritte und das Räthsel ist gelöst.“ Endlich zeigte sich das benannte Haus und zu mehrerer Gewißheit stand der Knabe, der ihm das Billet gebracht hatte, unter der Thüre auf der Lauer.

„Will der Herr Hofprediger die Güte haben und mir folgen!"

Gerade als er in die Thorfahrt trat, hob sich der Jalousieladen am Fenster neben der Thüre ein wenig. Die Bewegung war so rasch, daß Rabenius das Gesicht nicht erkennen konnte; er sah nur, daß man ihn erwartete.

„Wahrscheinlich hier?" fragte er den Jungen und zeigte mit seinem großen spanischen Rohr auf eine Thüre unter der Einfahrt, wozu zwei Staffeln führten. Der Junge gaffte ihn dumm an.

„Mein Gott! wenn Sie das wußten, so war es auch ganz unnöthig, daß ich eine halbe Stunde im Thorweg stehen und aufpassen mußte."

Jetzt sprang er hinauf und öffnete die Thüre; Rabenius trat ein und stand Aug' in Auge mit dem — Diakon.

„Ganz ergebenster Diener, hochgeehrter Bruder! wenn ich solchergestalt noch den zu nennen wagen darf, den das Glück so hoch erhoben hat; aber je höher hinauf, desto näher ist der Abgrund und glücklich, wer mit Ergebenheit die Zuchtruthe des Herrn empfängt!"

Dieß war der Willkomm, der in Rabenius Ohren von den Lippen eines Mannes ertönte, den er zu allen Zeiten verabscheut und verachtet hatte. Selbst Rabenius frohe, gleichmüthige Stimmung wurde dadurch erschüttert; er sah seine Frau, seine Kinder von der Sense des Todes dahingemäht — er erbleichte. Gleichwohl kannte er die Hand zu gut, von welcher der Schlag kam, er merkte die Schadenfreude, die in den Augen des Schurken erglühte, das schlecht verhehlte Lächeln, welches um den Mund eines Gesichts spielte, das, unerachtet seiner vieljährigen Verstellungsgewohnheit, doch noch ehrlicher war als sein Eigenthümer, und dieser Anblick vermochte ihn mit aller Gewalt die Unruhe, welche er empfand, zu unterdrücken. Mit so viel Ruhe, als er anzunehmen fähig war, antwortete er:

„Deinem Gruße nach scheint es, als ob den Meinigen

etwas Unangenehmes widerfahren sei; was ist es? Es wird wohl nichts Schlimmeres sein, als ich mit Gottes Hülfe zu tragen vermag?"

„So hoffe ich; denn mit dem Schwerte des Geistes und dem Schild des Glaubens gewappnet, der sich in einer göttlichen Freude offenbart, vermag man Vieles."

„Du Erzschurke!" dachte Rabenius. „Wenn ich recht thun wollte, so riß ich Dir die sündhafte Seele aus Deinem armseligen Körper." Aber des Diakonus letzte Worte, womit er Rabenius wegen seiner vergnügten Laune aufziehen wollte, gab diesem seine volle Besinnung wieder. Er dachte: das Unglück muß wohl auf einmal über sie Alle gekommen sein, weil dieser Mann die Hiobspost überbringt; aber im Augenblick sah er ein, daß es nichts Anderes sein könne, als der Versuch, sich auf gemeine Art zu rächen, oder der Ausbruch eines erbärmlichen Neides.

„Ja, Gott sei Dank für meine glückliche Gemüthsart! Dieß ist eine Gabe, wofür man nicht genug danken kann!"

Unsers Rabenius Taktik hatte die Wirkung, daß das von dem Diakon ausgespritzte Gift zu seiner Quelle zurückkehrte und an seinem schwarzen Herzen nagte. Verstummend bei dieser Antwort, dachte er einen Augenblick über die fühlbarste Art nach, wie er Rabenius den Kelch des Zornes vollgießen solle, den zu leeren demselben, sowohl wegen seiner Freundschaft für Erich, als auch wegen seiner väterlichen Liebe für Katharine, deren Zukunft nun in Rauch aufging, gleich bitter sein mußte. Mit männlicher Ruhe und nicht ohne Beimischung von Ironie fragte Rabenius:

„Aus welchem Grunde bist Du nach Stockholm gekommen?"

Mit derselben theilnehmenden Miene, die man sich von einem Henker vorstellen kann, wenn er sein armes Opfer für die Schmerzen um Verzeihung bitten wollte, die es beim Rädern empfinden werde, begann der Diakon:

„In einem höchst glücklichen Gesundheitszustande befindet sich die ganze Familie meines hochgeehrten Bruders und ach! auch die liebliche und feine Katharine, die in Wahrheit eine Blume des Herrn ist und für ihren Mann einmal wie ein fruchtbarer Weinstock sein wird, wenn nur unverschuldeter Kummer das liebe Kind nicht in's Grab stürzt.

Wirklich war während dieser Worte Rabenius Herz auf die Folter der Ungeduld, der Erwartung und der Furcht gespannt; er sah deutlich, daß Etwas vorgefallen sein müsse; aber was? Unmöglich konnte er es über sich gewinnen, dem Diakon einen Triumph über sich einzuräumen und mochte es auch, wie es in dem Liede heißt, das rotheste Gold kosten. Er blieb kalt, selbst als der Diakon seine Rede durch die Bitte unterbrach, seinen mitgebrachten Speisevorrath zu kosten und zu entschuldigen, wenn derselbe nicht so gut sei, als die Gerichte, welche Rabenius nun täglich aus der königlichen Küche bekomme. Schon stand vor ihnen auf dem Tische der geöffnete und wohl versehene Speisekorb, dessen Inhalt auf die einladendste und geschmackvollste Weise auszubreiten, sich der Diakon alle Mühe gab.

Seiner Unruhe ungeachtet, konnte Rabenius nicht umhin, sich selbst zu fragen: „Welches Bubenstück vermag nur den Geiz dieser Kanaille zu überwinden? Was will er nun durch sein Traktiren gewinnen?“ Das wußte er nämlich, daß ohne Hoffnung auf Gewinnst, der Diakon keinen thalergroßen Bissen Brod weg gab, und jetzt diese stattliche Bewirthung! „Man wird sehen, das Erich todt ist.“ — Er fragte deßhalb mit fortwährender Ruhe:

„Du hast mir jetzt gesagt, wie es den Meinigen geht; aber wie geht's in Deinem eignen Kirchspiel: wie befindet sich Erich?“

„Na, endlich!“ dachte der Diakon und ließ das Haupt auf die Brust sinken, blickte hernach zur Decke hinauf und antwortete flüsternd:

„Ihn hat die Hand des Herrn heimgesucht;

so geht es, wenn man guten Rath verwirft und dahinwandert auf . . . auf . . ." er schwieg.

Der Sieg war errungen. Rabenius Zorn sprudelte über, und er war nicht länger im Stande, sich zu mäßigen:

„Was Teufel sitzest Du da und hältst zurück! Sprich heraus, wie ein Mann! Ist er todt? Oder was ist mit ihm vorgegangen?"

„Lieber Bruder, erschrick nur nicht so!"

„Erschrecken! Was Teufel schwätzst Du denn? Meinst Du, ich sei ein solcher Weichling, daß ich keine Widerwärtigkeit ertragen könne, oder daß ich mich gleich niedersetze und heule, wenn mir nicht Alles nach Wunsch geht? Und wäre es auch eine Schickung der Vorsehung, daß die Heirat meiner Tochter mit Erich nicht zu Stande käme, glaubst Du nicht, daß ich, wie es einem christlichen Vater eignet und gebührt, sie trösten würde, und damit Punktum? — Erschrecken! Hm!"

Der Diakon, welcher fürchtete, er könne des schönen Mädchens verlustig gehen, wenn Rabenius sich noch mehr erzürne, hielt es für gut, ohne weitere Umschweife die Anklage gegen Erich und die Folgen davon zu erzählen. Natürlich unterließ er es nicht, das ganze Verfahren Erichs im schwärzesten Lichte darzustellen, und schloß seine Rede endlich folgendermaßen:

„Ich bitte, daß mein hochgeehrter Bruder davon überzeugt sein möge, daß Niemand mehr als ich, die Richtigkeit dieser Anklagen bezweifelt; denn so weit dieß in menschlicher Macht steht, habe ich stets meine Worte und Handlungen nach Vorschrift des Wortes Gottes einzurichten gesucht, indem ich allzeit den Spruch bedachte: Richtet nicht, so werdet Ihr nicht gerichtet. Aber ich kann die Folgen einer unklugen Aufführung nicht gut machen. Das einzige, was mich tröstet, ist seine Jugend und seine Kenntnisse. Er kann sein Glück anderswo, zum Beispiel an einer ausländischen Universität suchen. Aber bei der gegenwärtigen Lage der Dinge ist, wenigstens für hier, sein Glück unrettbar dahin. Als ich das sah,

kann sich dann Jemand darüber wundern, daß ich an meine eigne Zukunft zu denken beschloß? Und da ich nicht ohne Protektion bin, sogar von hoher Seite, so zweifle ich nicht, die zum zweiten Mal vakant gewordene Pfarrei zu bekommen. Und wenn" — hier neigte er sich blinzelnd und grinsend zu Rabenius — „ich so glücklich bin, dieselbe zu erhalten, wird dann mein Bruder so geneigt sein, mein Glück zu vervollkommnen und mir das Einzige zu schenken, was dieß Leben versüßen kann, nämlich eine schöne und geliebte Hausfrau?"

Schon seit seinen ersten Jugendjahren hatte sich Rabenius nie zufriedener gefühlt, als wenn er einen Schurken in seinem eignen Netz fangen, oder ihn mit eignem Feuer brennen konnte. Deßhalb ging er augenblicklich auf das Verlangen des Diakons ein und forderte bloß einen Aufschub, damit seine Tochter Zeit habe, den Verlust ihres ersten Bräutigams zu beweinen.

„Denn, siehst Du, wenn man sich den Ellenbogen anstößt, thut es fürchterlich weh; aber es geht bald vorüber. Gerade so ist's mit den Mädchen. Welche will wohl wegen eines verlornen Bräutigams eine alte Jungfer werden oder sitzen bleiben? Nein, wenn sich nur Katharine ausweinen kann, so bin ich überzeugt, daß sie bald Deine großen Verdienste erkennen und die Ehre tausendfach verdanken wird, welche Du ihr erzeigst. — Aber Bruder, das hier ist delikater Käse und ein solcher Kuchen! Meinst Du, es finde sich ein Mädchen, die einer reichen und wohlversehenen Haushaltung auf die Länge widersteht? Und dann die Freude, sich in der Milch-, der Vorraths-, der Speisekammer, in Küche und Keller herumzutreiben und all' die leckern Gerichte herzuzählen, womit . . . ."

Voller Angst, so daß ihm der Schweiß über Stirne und Nase herabtropfte, unterbrach ihn der Diakon:

„Aber doch Alles mit Sparsamkeit, lieber Bruder!"

„Das versteht sich, Alles muß mit Sparsamkeit eingerichtet werden; aber, siehst Du, das Vergnügen, des

Sonntags ihren guten Alten mit seinen Lieblingsgerichten zu bewirthen, wenn sie auch ein Bischen theuer sein sollen, das läßt sich keine Hausfrau nehmen. Man hat ja Waizenmehl, Eier, Butter, Milch, Sahne, Honig, Kirschen, Stachelbeeren, Weintrauben und Früchte von allen Sorten auf dem Pfarrhofe umsonst. Die übrigen Kleinigkeiten bekommt man durch jeden Boten aus der Stadt. Kommt die liebe Hausmutter in's Wochenbett; dann muß Zuckerwerk herbei, Wein und Confekt. Gibt es Besuche, dann wird mit ditto ditto traktirt; kommt der Schwiegervater oder die Schwiegermutter oder die Schwäger mit noch mehr Gästen, die nothwendig nachsehen müssen, wie der Kleine täglich zunimmt; dann muß aufgetischt werden, was das Haus vermag, und meine Katharine bereitet die Speisen so zu, daß der Geruch davon Todte hungrig machen könnte."

Da saß nun der Diakonus und mußte nun die Früchte seiner eignen bösen Anschläge hinabschlucken. Bei Herzählung aller dieser Verschwendereien empfand er dieselbe Qual, als ob dieß Alles gerade in seinem Haus vorgehe. Er drehte sich und stöhnte; aber Rabenius fuhr, als ob er das nicht merke, fort:

„Wollen die Bewohner des Kirchspiels am Sonntagmorgen ihre Ehrerbietung bezeugen, dann kocht die Pfarrmutter Kaffee, das Waffeleisen liegt auf dem Feuer und das Gebäck prangt, schön wie Eigelb auf der Schüssel. Jetzt feiert ein treuer Knecht oder eine Magd ihre Hochzeit: dann wird ein gemästetes zwölfwöchentliches Kalb geschlachtet, Festbrod, Würzbrod, Dickbrod, Torten und Kuchen werden gebacken, und die Mutter kommt dann mit einem Waizenkuchen oder einem Saffranbrode herein und „siehst Du, mein Alter, wie mir Alles gelungen ist!" spricht sie; „aber siehst Du, ich habe auch mehr Butter zu den Torten genommen, als der Teig schwer war." Und dann den Schlachtmonat nicht zu vergessen. Da werden Ochsen und Schafe, Schweine und Ziegen geschlachtet, alle Armen in der Gemeinde werden Jeder

mit einem Stück Fleisch beschenkt, und das ist Alles gut und schön; aber immer gibt es dabei einige Unglücksfälle, und eine Magd verschüttet entweder das Blut eines Schweins, oder der Hofhund reißt sich los und frißt das Gekröse von ein Paar Schafen auf. Jetzt kommt die schöne goldne Wurstzeit; die Mutter will ihre Kunst in der Zubereitung zeigen und allen Nachbarn in der Gegend wird eine Wurstprobe geschickt. — — So kommt denn endlich Weihnachten herbei, die liebe Weihnachten (er sagte dieß nicht ohne Rührung), ein Freudenfest für Arm und Reich; dann wird gebraut und gebacken, gesotten und gebraten und der Weihnachtstisch biegt sich unter dem Gewicht der mannigfachen Speisen. Zuletzt kommt der Weihnachtsschmaus, und so geht es während der ganzen heiligen Woche fort, damit Alle die daher kommen, Geringere und Bessere, sich pflegen und das Gerücht von der Gastfreiheit und Wohlthätigkeit des Pfarrers zu Kalbäck überall verbreiten können; denn das, was nach dem Christfest übrig ist, bekommen die Dürftigen."

Der Diakon war während der ganzen Zeit nahe daran, ohnmächtig zu werden, um so mehr, als es zum Uebermaaß des Unglücks noch niemals Jemand mit solchem Appetit hatte essen sehen, als Rabenius, zwischen dessen schönen weißen Zähnen sein prächtiger Speisevorrath wie Butter in der Sonne verschwand und er im Geiste voraussah, daß er gezwungen sein werde, sich in dem theuern Stockholm mit neuen Eßwaaren für die Heimfahrt vorzusehen; was war aber anders zu thun, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen, sich über Rabenius Einwilligung zu freuen und sich mit dem Gedanken zu trösten: „Habe ich sie nur erst einmal sicher, so soll sie mir beim Teufel nicht auf eine so gottlose Art verfahren, wenn sie nicht lernen will, was es heiße, auf russische Manier geliebt zu werden."

Obwohl Rabenius sich zum Zeitvertreib damit vergnügt hatte, den Diakonus mit derselben Münze zu bezahlen und ihn eben so zu plagen, wie dieser vorher ihn

geplagt hatte, so wurde ihm doch der Aufenthalt bei diesem Manne unerträglich. Ehe er ging, wollte er ihn doch etwas näher ausforschen. Er sprach mit Gleichgültigkeit von Erich und pries sich glücklich, daß dessen Gemüthsart an den Tag gekommen, bevor es zu spät, das heißt bevor er mit Katharine verheiratet sei. Das sagte er so ernsthaft, daß der Diakon zu glauben anfing, seine früheren Reden seien nur Scherz. Wein und Weiber machen die Männer zu Narren; dieß erfuhr der Diakon, denn das Verlangen nach dem Besitz des schönen Mädchens verleitete ihn, mehr zu sagen, als die Klugheit gebot; und als sich nun Rabenius mit dem Versprechen, ihm seine Tochter zu geben, sobald er ernannt sei, zum Fortgehn anschickte, so wurde er eben so froh, als er früher traurig war, „hihite," klopfte seinen spaßhaften lieben Vater, wie er ihn nannte, auf die Schulter und behauptete dabei, daß, wenn sie einander getreulich beistehen würden, sie mit einander ein Geschlecht gründen wollten, das nach wenig Generationen sich mit den vornehmsten in Schweden messen könnte.

„Welch' ein unverschämter Schurke!" war der einzige Gedanke, dessen Rabenius mächtig war, als er das Zimmer des Diakonus verlassen hatte. Die gewaltige Anstrengung, welche er während zwei guter Stunden erlitten, hatte ihn bedeutend angegriffen; er stand, ohne zu wissen wie, an der Treppe zu Ekeroths Wohnung.

„Ja so, heute hat es mir beliebt, der Nase nachzugehen, merke ich! Nun gut, das mag einerlei sein. Hier begegnet mir doch wenigstens ein theilnehmender Freund; wer weiß, welcher Aerger mir im Schlosse aufstoßen könnte, so aufgeregt wie ich jetzt bin!" — Er öffnete die Thüre. Ekeroth reichte seinem Freunde die Hand, stutzte aber zurück.

„Rabenius, um Gottes willen, was ist Dir geschehen?"

„Nichts anderes, als was ganz natürlich ist, wenn man in meinen Jahren so ein verflucht leichtsinniger

Narr ist, wie ich gewesen bin," antwortete er mit erstickter Stimme.

„Setz' Dich, Rabenius! Du kannst Dich ja kaum auf den Beinen halten; setz' Dich und erzähle mir, was es gegeben hat!"

„Ich denke, darüber können Dir Deine Sterne Bescheid geben."

„Schilt meine Sterne nicht! Sie sprechen von einer schwarzen Verrätherei, aus der Du gleichwohl als Sieger hervorgehen wirst. Bist Du bei dem König in Ungnade gefallen? Bist Du vielleicht . . ."

„Herr Gott, wenn es weiter Nichts wäre, so wollte ich auf die bloßen Knie fallen und Gott danken. Aber daß ein ehrvergessener Heuchler durch niedrige Kunstgriffe, fast hätte ich gesagt mit Beistand des Teufels, einen edlen Jüngling gestürzt und seine unreinen, faumischen Blicke auf meine unschuldige Tochter geworfen hat, daß ich in meinem unverzeihlichen Leichtsinn, theils um Andern, theils um mir selbst Spaß zu machen, die Meinigen vergessen habe; sieh', das thut mir leid, bitterlich leid. Wenn ich jetzt sehen muß, wie meine Katharine, mit ihrem guten Herzen, aus Gram über den Verlust dessen, den sie mit der ganzen Heftigkeit ihrer schwärmerischen Seele liebt, dahinstirbt, wenn ich jetzt sehen muß, wie mein Goldjunge, der Erich, den ich fast mehr als meine eignen Söhne liebe, so zu sagen um Ehre und Reputation kommt, auf wen fallen dann die Vorwürfe, als auf mich, der ich diesen schurkischen Diakon von Grund aus kannte? Habe ich nicht selbst über die verstohlnen Blicke gelacht, die er auf das Mädchen warf und gedacht: die Trauben sind sauer? Ich kannte die edle, aber unvorsichtige Gemüthsart meines Erich, und konnte ihn doch in dieser schweren Zeit so unverzeihlich vergessen, o! was wird Maria sagen, die nur in ihrer Tochter lebt? Ich könnte verrückt werden, wenn ich daran denke."

Ekeroth stand stumm vor Verwunderung; er hatte

seinen Freund eines so tiefen, heftigen Kummers nicht fähig gehalten.

„Mein Lieber, sagte er endlich, gib Dich zufrieden! Wird die Sache dadurch besser, daß Du Dich der Verzweiflung überläßst? Ermanne Dich; Du wirst all' Deinen Muth nöthig haben; Dich erwartet eine schwere Stunde."

„Ich hätte den Teufel von allen schweren Stunden! Aber Du hast Recht, ich muß handeln und nicht klagen; dadurch wird Nichts ausgerichtet. Es wäre doch sonderbar, wenn ich kein Mittel sollte ausfindig machen können."

Hier wurde er durch ein heftiges Pochen an der Thüre unterbrochen. Ekeroth öffnete und eine bekannte Stimme fragte:

„Ist der Hofprediger hier?"

„Ja freilich," antwortete Rabenius. „Was gibt's?"

„Ich bin Ihretwegen bei allen Bekannten herumgesprungen," sagte der Page. „Sie sollen sogleich zum König kommen."

„Ist der König zornig und soll ich ihn wieder gut machen?" fragte Rabenius und versuchte zu lachen.

„Ja, Gott soll's wissen, er ist unsinnig; aber dießmal hat ihn Niemand vom Hofe geärgert, sondern ein Haufe von Gott weiß wieviel Bauern aus Kalbäck haben einen andern Pfarrer verlangt; sie sind mit Ihrem zukünftigen Schwiegersohn unzufrieden."

Des Pagen schadenfrohe Blicke entgingen ihm durchaus, da ihm in dem Augenblick ein Licht aufging, das ihm den Zweck der Einladung des Diakons klar machte. Die sollte ihn blos daran verhindern, mit den Bauern zu reden, oder des Königs Zorn zu beschwichtigen; aber gerade dieser letzte boshafte Streich gab Rabenius Ruhe und Besinnung wieder.

„Du infamer Bube, Du sollst sehen, in wen Du gestochen hast!" sagte er, drückte seinem Freunde die Hand und folgte dem Pagen.

Siebenzehntes Kapitel.

Mit weniger leichtem Herzen, als freimüthiger Miene, stand nun Rabenius vor dem Schlosse. Als er in die Wölbung eintrat, welche zu der Treppe des Königs führte, sah er auf der andern Seite die Bauern-Deputation davon ziehen. „Na, Gott sei Lob!" dachte er, „es war doch ein Glück im Unglück, daß ich ihnen nicht begegnet bin; denn ich wäre jetzt wahrhaftig grade in der Stimmung, mit so dummen Burschen zu reden. Und doch ist es Sünde, auf solch' irrgeleitete Menschen böse zu sein." — Daß er sie nicht getroffen hatte, sah er für eine gute Vorbedeutung an, und dieß trug dazu bei, seine Unruhe zu zerstreuen.

„Man soll sehen," murmelte er, „daß ich mich auf eine oder die andere Art aus dieser Geschichte ziehe und den armen Erich dazu, und dann sollst Du mit langer Nase abziehen, Du Kanaille."

Schon im Vorzimmer des Königs sah er an den verächtlich lauernden Blicken, die ihm überall höhnisch begegneten, was die Glocke geschlagen hatte, und daß man sich über das Unglück freute, welches ihn in der Person Erichs betroffen. Er ging nach dem Arbeitszimmer des Königs, wo sich auch Graf Bjelke befand. Der König ging ihm heftig entgegen und sagte mit strenger Stimme:

„Du hast Deiner Tochter wirklich einen schönen Bräutigam verschafft, einen Gottesläugner! Was soll ich von Dir, als Geistlichem, denken, wenn Du es wagst, mir einen solchen Windbeutel zu rekommandiren? Es war wohl das reiche Pfarrhaus, was Dir in die Augen stach; denn unmöglich konnte Dir die Freidenkerei des Burschen entgehen, dazu bist Du zu scharfsinnig."

„Und doch verhält es sich so, und ich schwöre darauf..."

„Still, schwör' nicht, ich weiß Alles! Die Bauern haben um Gotteswillen gebeten, daß sie ihn nicht zum Pfarrer bekommen, und ich verbiete Dir bei meiner Ungnade, ihm Deine Tochter zu geben! Das Mädchen soll schön von Angesicht sein; sie kann einen andern Mann bekommen."

„Um so leichter," fiel Bjelke ein, „da sich ein sehr würdiger Mann als Bewerber sowohl um das Mädchen als um die Pfarrei eingefunden hat."

Es lief Rabenius kalt über den Rücken; er sah schon im Geiste den König bereit, die Feder zu ergreifen und die Bestallung zu unterzeichnen.

„Wenn es nur mit dem zweiten Freier nicht wie mit dem ersten geht, Herr Graf!" sagte er. „Begegnete Seiner Majestät auf seiner Reise durch das Kirchspiel nicht eine Deputation von Bauern, die sich eifrig ihren geliebten, jungen Adjunkten und Magister zum Nachfolger seines Vaters ausbaten?"

„Darin hat Rabenius Recht," sagte der König; „es hat keine Eile. Ich will an Karlsson schreiben."

„Gott sei Dank," dachte Rabenius, „jetzt ist der erste Sturm vorüber; ein Ausgang muß sich wohl aus dem Labyrinthe finden, in das wir gerathen sind. Gewiß ist der Diakon kein gewöhnlicher Bösewicht, da er das ganze Konsistorium so angeführt hat! Den Bauern sage ich kein Wort davon. Der unvorsichtige Erich ist so Hals über Kopf in's Netz gerannt, als wenn er mit seinem Nebenbuhler im Komplott gewesen wäre; aber ein ganzes Konsistorium! Zum Teufel, hat er seine Kunst nicht in Hamburg erlernt!"

„Grübelst Du, mein lieber Rabenius?" fragte der König.

„Ich denke an die Unbeständigkeit des Glücks, Ew. Majestät."

„Ja, ja, und an die Unbeständigkeit meiner Gunst, wenn Du meinen Befehlen nicht gehorchst, magst Du immerhin beifügen. Geh jetzt und richte Dich darnach."

Achtzehntes Kapitel.

Erich war sich gleich geblieben. Nicht der mindeste Vorwurf gegen Barbara war seinen Lippen entschlüpft; er wollte die Alte nicht einmal darüber aufklären, welcher Bosheit sie als Werkzeug gedient hatte.

„Das, was geschehn ist, ist geschehn und kann nicht mehr geändert werden," sagte er zu sich selbst; „weßhalb sollte ich mit vergeblicher Reue die letzten Tage einer hochbejahrten Alten verbittern, die aus Unverstand gefehlt hat und nicht aus Bosheit?"

Tiefer schmerzte ihn das Benehmen der Frau Rabenia. Nicht daß sie ihm eine zurückstoßende Kälte gezeigt hätte, denn eines solchen Gefühls war ihr mildes, menschenfreundliches Herz nicht fähig; aber er sah darin einen gewissen Abscheu und Furcht vor seiner Freidenkerei, welche nur ihre leidenschaftliche Liebe für Katharine zu unterdrücken vermochte.

Sie war es auch während dieser Zeit, die am meisten litt. Mit Unruhe und Angst hatte sie den Schlag wahrgenommen, der ihren zukünftigen Schwiegersohn getroffen, und der sie um so heftiger berührte, als ein gefährlicher Kampf in ihrem Innern entstanden war, in dem sie sich selbst überlassen wurde, ohne Stütze ihres Mannes, der sie hätte leiten und ihre empfindlichen Gewissensscrupel beruhigen können, darüber nämlich, daß sie ihre Tochter mit einem Angeklagten vereinigt sah, der sich nur mit Mühe von der Beschuldigung, im Bunde mit dem Fürsten der Finsterniß zu stehen, zu reinigen vermocht hatte. Wie oft heftete sie nicht ihre von Kummer getrübten Blicke auf ihre geliebte Katharine, während die schrecklichste Besorgniß für eine Mutter ihre Brust füllte, die nämlich, ihre Tochter vielleicht von dem künftigen Gatten in's ewige Verderben gezogen zu sehn.

In solchen qualvollen Augenblicken flüchtete sie sich unter Gebet und Thränen zu Gott, der allein ein krankes Gemüth zu heilen vermag, und legte, in des Wortes vollster Bedeutung, ihre Bürde Ihm zu Füßen, der den Kummer der Unglücklichen tragen kann und will, und — sie wurde erhört. Ihr fielen die Worte der Schrift ein: daß der Glaube der Gattin den Unglauben des Mannes heiligen könne, und umgekehrt. Dieß beruhigte sie außerordentlich; doch schmerzte sie noch ein Stachel: sie konnte nicht schreiben, ihren Kummer nicht in die Brust ihres Mannes ausgießen, und ihrer Tochter wollte sie einen Gegenstand von so zarter Natur nicht anvertrauen. „Die Braut darf keinen Fehler an ihrem Verlobten finden," dachte sie; „wer weiß, wie manches Uebel dieß für die Folge verursachen könnte?"

Katharine empfand Nichts hiervon; sie war jedenfalls die Glücklichste von den Dreien. Im Uebermaaß ihrer Liebe sah sie die Verfolgung, welche Erich erlitt, nur für eine Wolke an, welche die Sonne verfinsterte, die sich aber bald zerstreuen würde. Und das Weib bleibt Weib, mag sie nun sein, wo sie will. Ihr war es so unaussprechlich angenehm, wenn sie sah, wie der Kummer ihres Geliebten über alle Arten von Neid und Schmähungen bei ihrem Anblick verstummte, und sich gleich dem Nebel in der reinen Atmosphäre, bei ihrem Liebesgeflüster oder bei einem Lied zu ihrer Laute auflöste und verschwand.

Eines Tages — Mutter und Tochter waren am Nachmittag damit beschäftigt, in dem kleinen Garten Bohnen zu pflücken — sah Frau Rabenia Erich auf der Landstraße daher kommen. Um ihrer Tochter, die grade den Rücken dorthin kehrte, eine Ueberraschung zu bereiten, schwieg sie. Es dauerte nicht lange, bis das Gitter leise geöffnet wurde und er, nur von der Mutter bemerkt, eintrat, seinen Arm um den schlanken Leib des Mädchens legte und halblaut sagte:

„So fleißig, meine liebe Katharine!"

„Ach!“ rief sie überrascht, „sieh, da liegen alle meine Bohnen!“ Und die ganze Ernte lag wirklich auf einem Gartenbeete. Katharine, die zum Einsammeln ihre Schürze aufgeknüpft, hatte grade die Zipfel losgebunden, um nachzusehen, wie viel sie gebrochen habe, als Erichs Stimme so unvermuthet ihr Ohr traf. War es nun, daß Erich zufällig an ihren Arm gestoßen, oder aus einer andern Ursache, aber die Bohnen lagen, wie gesagt, auf dem Boden.

„Liebe Katharine, sei mir über meine Ungeduld nicht böse! Ich werde helfen, sie auflesen!“ sagte Erich, der sah, wie sie verlegen und erröthend ihre Mutter anblickte, und wie die Mutter dagegen ihre Tochter mit Strenge betrachtete. Katharine breitete ihre Schürze noch einmal aus, und durch gemeinschaftliche Bemühung lagen bald wieder alle Bohnen in ihrem früheren Versteck.

„Beste Mutter, verzeihen Sie mir um meiner frohen Botschaft willen meine Ungeschicklichkeit; ich habe einen Brief von . . . .“

„Einen Brief von meinem Vater!“ rief Katharine heftig.

„Laßt uns hineingehen,“ sprach die Mutter, „sonst fallen wohl die Bohnen noch einmal auf die Erde, und Du und Erich habt den ganzen Nachmittag nichts Anderes zu thun, als die verlornen aufzulesen. Liebe Katharine, wie oft habe ich Dir nicht schon wegen Deiner erschrecklichen Heftigkeit vorgepredigt? Es ist zu sonderbar, gar nicht zu sich kommen zu können!“

Bei Erichs und Katharinens bittenden Blicken schwieg die gutmüthige Frau. Beim Eintritt in das Zimmer setzte sich Erich neben seine Braut, die ihn ungeduldig anblickte, während er den Brief hervorzog und ihr denselben übergab.

Der ungewöhnliche Glanz, der aus Mariens Auge stralte, und die Röthe, welche auf ihren Wangen brannte, bewiesen, daß wenigstens dießmal ihre Gleic

giltigkeit erkünstelt war, daß sie die Ungeduld ihrer Tochter theilte und vor Verlangen glühte, den Brief ihres geliebten Mannes zu hören.

„Lieber Erich, der Brief ist ja an Dich!“

Katharine hatte, um sich gehörig an der Hand ihres Vaters zu erfreuen, auch die Addresse gelesen.

„An mich?“

„Ja, grade an Dich! Sieh nur: An den Vice-Pastor, Magister und hochgelahrten Herrn Erich Croning, Westeras, Kalbäck.“

Frau Rabenia lächelte und schüttelte den Kopf. Etwas beschämt sagte Erich:

„Eine Viertelstunde von hier kam mir ein Mann zu Pferde nach und rief: „Herr Magister! Herr Magister! ich habe Sie zu Hause gesucht; da ich aber hörte, Sie seien hierhergegangen, so bin ich Ihnen nachgeritten. Hier ist ein Brief an Mutter Rabenia vom Lektor in Westeras; er soll aber an Sie abgegeben werden!“ Ohne den Brief anzusehen, steckte ich ihn in die Tasche und verdoppelte meine Schritte, um so bald als möglich meine liebe Mutter mit Neuigkeiten von ihrem Gatten zu erfreuen, von dem ich den Brief vermuthete.“

Während dieser Erklärung hatte er den Brief erbrochen.

„Na, dießmal habe ich mich doch nicht getäuscht. Hier, Katharine, ist ein Brief an Deine Mutter, der in den meinigen eingeschlossen ist.“

Er gab ihr denselben und las seinen eignen. Katharine, mit ihrem Schreiben beschäftigt, merkte die Veränderung in Erichs Zügen nicht, bis ihre Mutter rief:

„Herr Jesus, was ist das? Wie bleich Du wirst! Was schreibt Rabenius?“

Da erst betrachtete ihn das bebende Mädchen und blaß, wie eine Leiche, saß er an ihrer Seite. Sie sprang auf, schlang ihre Arme um seinen Hals und küßte ihn auf Mund und Augen. Er umarmte sie und

drückte sie so heftig an seine Brust, als ob er fürchte, daß man sie von einander reißen wolle; darauf ließ er sie heftig los und sagte:

„Laß mich, Katharine; Du sollst mir nicht mehr angehören! Unsre Seligkeit ist dahin, wie ein Traum.“

Katharine konnte nicht sogleich begreifen, was er meine; sie war mehr verwundert, als erschrocken, so ungereimt kam ihr nur der Gedanke an die Möglichkeit vor, daß ihre Verbindung aufgelöst werden könne. Ihre Mutter dagegen glaubte den Zusammenhang einzusehen.

„So ist es endlich dahin gekommen! Ich habe lange gefürchtet, daß es so gehen werde, wenn Rabenius Kenntniß davon bekäme, daß Du angeklagt warst wegen ketzerischer . . .“

„Und auch Sie, Mutter?“ rief Erich mit einem so schmerzlichen Ausdruck, daß Frau Rabenia gerührt wurde und für einen Augenblick schwieg.

„Erich,“ sprach sie endlich, „geh in Dich, bereue, was Du gesagt und geschrieben hast! Mein Mann liebt Dich unbeschreiblich; er wird Dir Deine jugendliche Unbedachtsamkeit bald verzeihen; ich will selbst nach . . .“

Erich sah ein, was Frau Rabenia im Sinne hatte; er unterbrach sie:

„Sie täuschen sich, liebe Mutter! Dieser Schlag rührt nicht von dem Vater meiner Katharine her. Man hat dem König eine falsche Meinung von mir beizubringen gewußt, und er hat dem Hofprediger Rabenius bei seiner Ungnade verboten, mir die Hand seiner Tochter zu schenken.“

Katharine sprang auf, eine hohe Röthe bedeckte ihre Wangen, und sie sprach mit fester Stimme:

„Das kann der König nicht verbieten; und ist er tyrannisch genug, es zu versuchen, so trotzen wir seinem Willen!“

Ein schwacher Stral von Freude ließ sich auf

Erichs blassem Gesichte blicken. Frau Rabenia schlug die Hände zusammen.

„Gott im Himmel, wie sprichst Du nur, Kind, dem Willen des Königs trotzen! Hast Du vergessen, daß er der Gesalbte des Herrn ist?"

„Nein, liebe Mutter, das vergessen wir nicht! Aber es lag für mich in den Worten Katharinens ein so unendlicher Trost. O, ich sehe nur zu gut ein, daß Alles, Alles verloren ist!" Er lehnte sein Haupt wider Katharinens Schulter. Er konnte für seinen Schrecken über die Tyrannei des Königs keine Worte finden. Es entstand eine Pause.

Obschon Maria den Schmerz ihrer geliebten Tochter tief empfand, hatte sie doch der Gleichmuth, den sie sich auf ihrem dornbestreuten Lebenspfade zu eigen gemacht hatte, gelehrt, sich nicht sogleich und ohne Besinnung vom Unglück überwinden zu lassen.

„Erich," sprach sie, „fürchtete ich nicht, Deine Unruhe zu vergrößern, so würde ich Dich bitten, den Brief meines Mannes vorzulesen! Wir haben ja den unsrigen noch nicht gelesen; vielleicht ist er nicht so verzweifelt, als Du Dir vorstellst."

Erich erfüllte ihren Wunsch und las, wie folgt:

„Mein Sohn Erich!

Mit inniger Betrübniß ergreife ich die Feder, um Dich von der unglücklichen Wendung Deines Prozesses und den Folgen davon zu benachrichtigen. Warum hast Du mir nicht ein einziges Mal geschrieben und meinen Rath eingeholt? Den aber, welchen ich Dir gegeben, des Volkes Vorurtheile zu schonen, hast Du nicht befolgt, sondern bist dahin gerannt, wie ein durchgehendes Pferd. Wie ich jetzt die Gefahr von Dir abwenden soll, das weiß der große Gott. So trübe es aber auch aussieht, so verzweifle doch nicht; dieß ist bis auf Weiteres mein einziger Rath; nimm ihn an probatum est. Dem König bist Du als der ärgste Ketzer in der ganzen

Christenheit geschildert worden, und er ist auf Dich sehr erzürnt, besonders weil er Deinen seligen Vater so hoch schätzte. Er hat in den schärfsten Ausdrücken, ja bei Verlust seiner Gnade, Deine Heirat mit meiner Tochter verboten, und König Karl sieht nicht allzumilde aus, wenn er solche Worte spricht. Um was ich Dich für jetzt nicht allein bitte, sondern was ich Dir auf's strengste anbefehle — wenn ich Dir soll helfen können — ist Vorsicht. Du bist von spähenden Feinden umgeben; hüte Dich, den Bösen Wasser auf ihre Mühle fließen zu lassen. Erich, fasse Muth und tröste, bei Ankunft dieses Briefes, Deine und meine Katharine; aber unterlasse es dann, was es auch Deinem Herzen kosten mag, sie ferner zu besuchen. Was in menschlicher Macht steht, will ich thun, und vielleicht auch ein Bischen mehr, ohne mich deßhalb grade dem Teufel zu verschreiben. Gott sei mit Dir, mein Herzensjunge! Bete und hoffe!

Dein Freund

Nils Rabenius.

P. S. Begegne dem Diakon so höflich, als Du es nur vermagst."

Katharine besaß kaum Stärke genug, den Brief ihres Vaters zu erbrechen. Erich mußte ihn an ihrer Statt lesen. Rabenius hatte darin fast dasselbe geschrieben. Jede Zeile sprach die unverkennbarste väterliche Zärtlichkeit und den tiefsten Kummer um Katharinen aus. Am Schlusse hieß es: „Ihr erhaltet vielleicht in Kurzem einen Besuch von dem Diakon, der unsre Tochter zu seiner Braut zu erkiesen beliebte."

Erichs Stimme war dem Erlöschen nahe. Nun sah er bestätigt, was ihm früher dunkel vorgeschwebt hatte. Frau Rabenia stieß einen Schreckensruf aus. Katharine, die in ihrer Unschuld die Liebe des Schurken nie geahnt, sagte verwundert: „Der Diakon? Mich zu seiner Braut auserkoren?"

„Ja, grade Dich! Man mußte so engelrein sein,

wie Du, um die Leidenschaft des Heuchlers nicht zu merken; Liebe kann ich es nicht nennen. Dieser Bösewicht ist es, der mir alle Verfolgungen zugezogen hat."

„Und mein Vater?" flüsterte Katharine kaum hörbar.

Erich las weiter: „Ich verspreche Dir auf Ehre und Gewissen, Maria, daß dieser Schurke nie Katharinens Hand erhalten soll; aber ich befehle es Euch beiden an, und besonders Dir, wenn Dir die Wohlfahrt Deiner Tochter am Herzen liegt, ihm höflich zu begegnen. Auch mußt Du mit Katharine, binnen einer Woche nach Ankunft dieses Briefes, nach Stockholm kommen. Ihr müßt Euch anstellen, als ob jede Verbindung zwischen Erich und Katharine abgebrochen sei, wenn ich uns aus der Klemme helfen soll." — Sonst enthielt noch der Brief einige ökonomische Anordnungen und eine Ermahnung, den Diakon Nichts von der Reise merken zu lassen.

Dieser Brief brachte Katharine zur Verzweiflung; sie schwamm in Thränen, und zum ersten Mal konnte Erich seiner eidlichen Verpflichtung, den betrübten Nächsten zu trösten, nicht nachkommen. Er mußte sich damit begnügen, die eigne Unruhe in sein vor Trauer fast brechendes Herz zu verschließen, und nur seine Blässe und seine zitternden Lippen verriethen seinen Kummer und seinen Unmuth. Auf die Mutter aber hatte der Brief sowohl eine beruhigende als aufregende Wirkung. Eine schwere Last fiel von ihrer Seele, da sie fand, daß Rabenius nicht, wie sie sich vorgestellt hatte, wegen Erichs Unglauben seine Verbindung mit Katharine auflösen wollte; dagegen füllten bittre Thränen ihre Augen bei dem Gedanken, wie vieljährige Leiden die Rache eines verschmähten Liebhabers ihr und ihrem Manne bereitet habe, und welche sie jetzt auf das Haupt ihrer Tochter gehäuft sah. Mit einem Gefühl, wie es nur eine Mutter erfahren kann, nahte sie ihrer Tochter, faßte sie bei der Hand, streichelte ihr die Wangen und

verwies sie auf den Brief ihres Vaters und dessen liebevolle Aeußerungen. Ach, grade die waren es, die Katharinens Verzweiflung hervorgebracht hatten! Sie küßte ihrer Mutter die Hände.

„Gerade die Zärtlichkeit meines Vaters erdrückt mich; er will mich auf mein Unglück vorbereiten."

„Liebe Katharine, wie kannst Du so Etwas glauben? Ich bitte Dich, komme zu Dir! Eben warst Du noch so heldenmüthig, und jetzt . . ."

„Ach ja, liebe Mutter!" Sie trocknete ihre Thränen. „Ich will nicht mehr klagen. Niemand soll unsern Bund trennen können; er ist für die Ewigkeit geschlossen."

Sie warf sich in Erichs Arme, der sie stürmisch an's Herz drückte.

„Ja, geliebte Katharine, Du hast Recht; wir gehören einander für die Ewigkeit, und Menschensatzungen, wären es auch die eines Königs, sind zu schwach, um unser Bündniß zu zerstören."

Inzwischen war Frau Rabenia an's Fenster getreten, um sich unbemerkt auszuweinen.

„Gott im Himmel!" rief sie erschrocken; „dort kommt der Diakon!"

„Wo?" schrie Erich und stürzte dorthin. Katharine starrte sprachlos nach der Thüre.

„Bleib, Erich!" sagte Frau Rabenia; „in dieser Aufregung darfst Du uns nicht verlassen. Hast Du vergessen, was Rabenius geschrieben? Du mußt Dich verstecken."

„Ich mich vor diesem Schurken verstecken?"

„Herr Gott! sieh, er ist schon an dem Hügel!" fuhr sie fort und sah mit Entsetzen den Reiter immer näher kommen.

„Ist es auch nicht Deinethalben, so entferne Dich wenigstens wegen Katharine! Katharine führ' Erich in die Kammer und bitte, beschwöre ihn, sich ruhig zu verhalten!"

„Nein, ich weiche nicht von der Stelle. Er soll mir über sein niedriges Benehmen gegen mich Rede stehn."

„Gott im Himmel! willst Du uns Alle in's Unglück stürzen!"

„Geliebter Erich! folg mir um Gottes willen!" bat Katharine und rang ängstlich die Hände: denn der Diakon war schon ganz nahe. Wie sollte er den vereinigten Bitten Beider und insbesondere seiner Katharine widerstehen? Er mußte diesem milden Zwang gehorchen. Ohne zu wissen, was er sagte, sprach er:

„O Gott! warum bin ich Priester? Ich würde dem Buben sonst eine Kugel durch sein schwarzes Herz jagen."

„Herr, mein Gott, verzeih ihm diese sündigen Reden!" sprach Frau Rabenia und faltete die Hände.

Erich kam wieder zur Besinnung. Eine starke Röthe färbte seine Wangen, und in Erinnerung der thöricht ausgesprochenen Worte ließ er sich willig fortführen.

Marie nahm den Brief und Erichs Hut, den er vergessen hatte, und warf Beides hinter den Vorhang auf das Bett; denn der Diakon war schon so nahe, daß sie kaum Zeit hatte, ihre Augen mit kaltem Wasser zu waschen, um die Spuren ihrer Thränen zu vertilgen.

Der Diakon war bei dem Gitter vom Pferde gestiegen, stäubte sorgfältig seine Schuhe ab, nahm den Regenmantel herunter, befestigte ihn mit großer Vorsicht am Sattel und stand nun da mit aller möglichen Eleganz ausgesteuert. Das war nicht mehr der abgetragene, in's Rothbraune spielende Rock; nein, schwarz wie die Nacht und ebenso reich gefältelt, wie sein Mantel, droppirte sich der funkelneue Chorrock um die edle Gestalt. Grinsend und schielend, wie die Katze um den heißen Brei, schlich er den Gartenweg hinauf und wurde im Vorhause von Frau Rabenia empfangen, die ihn willkommen hieß und, um einen solchen Gast zu ehren, ihm die Thüre öffnete und ihn in die Feststube geleitete. Er machte lange Komplimente und meinte, daß ein so alter Freund

wohl in die Wohnstube treten könne. Das aber war unmöglich! Inzwischen hatte sie absichtlich die Thüre offen gelassen, damit er sehen konnte, daß das Zimmer leer sei. Endlich erfüllte er ihren Wunsch und trat in die Feiertagsstube.

Hier hieß sie ihn noch ein Mal willkommen und bat ihn niederzusetzen.

„Ich habe sagen gehört, daß Sie neulich eine Reise gemacht und in Stockholm gewesen sind. Was macht mein Alter?"

„Er ist ganz wohl auf! Hi, hi, hi! Er sitzt wie in Abrahams Schooß; nur der Kummer über die Abwesenheit seiner lieben Frau nagt an ihm. Ach, glücklich der" — er seufzte — „der eine brave Frau besitzt! Sie ist edler, als Perlen und köstlicher, als Gold; sie ist wie die helle Lampe auf dem heiligen Leuchter, sagt Sirach. Aber laß es Dich nicht betrügen, daß sie schön ist, und begehre ihrer nicht deßhalb. Darum ist es selten, daß einer eine Frau bekömmt, die sowohl schön ist, als wohlerzogen, die ihre Begierden zügeln kann und gelernt hat, eine Haushaltung ordentlich zu führen und ihr vorzustehen, die dabei in solchen Eigenschaften unterrichtet ist, die sie schmücken, daß sie gefällig und artig mit ihrem Manne kann umgehen. Was auch für Unglücksfälle mögen vorfallen, so ist sie ihm doch ein Trost und heitert ihn auf. Wohl dem Manne, der eine solche Frau besitzt; dann lebt er noch ein Mal so lang.

„Bekommt man ein arges und böses Weib, so ist es besser bei Löwen und Drachen zu wohnen. Wenn sie böse wird, so verstellet sie ihre Geberde und wird so scheuslich, wie ein Sack; wer sie kriegt, der kriegt einen Skorpion.

„Bekommt man ein zänkisches und eigensinniges Weib, so ist es besser in einer Wüste zu wohnen, als in ihrer Nähe.

„Bekommt man ein Weib, das waschhaftig ist, so ist es einem stillen Manne, wie ein sandiger Weg hinauf

einem alten Manne. Ein Weib, das schweigen kann, ist eine Gabe Gottes.

„Bekommt man ein Weib, das starke Getränke liebt, so kann sie ihre Schande nicht decken. Ein unkeusches Weib hat keine Ruhe in ihrem Leibe, bis sie ein Feuer entzündet; für sie ist jede Speise süß, und sie wendet keine um, bis sie gesättigt ist; aber liebe das Weib, welches seine Ehre bewahrt. Ist sie faul und träge, so ist sie wie ein Geschwür an den Gebeinen des Mannes; aber eine Fleißige und Arbeitsame ist ihres Mannes Krone.

„Bekommt man eine Hochmüthige, so muß der Mann sich hohe Titel und Aemter verschaffen, weil sie der oberste Hahn im Korbe sein will. Das Vermögen wird für den Putz verschwendet, und die Kinder werden Bettler, weil sie nur der Eitelkeit ihrer Mutter zu folgen lernen.

„Bekommt man ein üppiges Weib, so will es ein solches bequem haben, wodurch allerlei Dünste im Leibe entstehen, die hernach durch Spazierfahrten, Schauspiele, Gastereien, lustige Gesellschaften und angenehme Vergnügungen sollen zerstreut werden. Dadurch wird der Mann eifersüchtig, die Kinder schlecht erzogen und die Haushaltung versäumt; aber durch eine gute Haushaltung wird das Haus voll von allerhand köstlichen und herrlichen Reichthümern. Dieß Alles verkünden uns Salomo und Sirach."

Diese Predigt währte eine gute halbe Stunde und Frau Rabenia hörte andächtig zu; ihr waren die Sprüche der Bibel immer gleich heilig, wer dieselben auch erwähnte. Gegen das Ende seiner Rede fing der Diakon an zu stöhnen, zu pusten und die Augen zusammen zu drücken, um einige Thränen hervorzupressen. Das Letztere mißlang; aber das Erstere glückte um so besser: die Augen wurden roth wie frisches Fleisch. Während der ganzen Zeit hatte er gehofft, Katharine eintreten zu sehen. Rabenius hatte ihm ja, ehe er die Stadt verließ, versprochen, seiner Frau zu schreiben und sie zu benachrich-

tigen, wie sich Alles nach dem Willen des Herrn gestaltet habe. Endlich wurde ihm das Warten zu lang; er fragte, wo die tugendedle Jungfrau Katharine sei, die Sonne seiner Augen, das Licht auf seinen Wegen, und Gott weiß, ob er in seinem Eifer nicht hinzusetzte, „die Leuchte seiner Füße."

„Sie ist ausgegangen," entgegnete Frau Rabenia; „sie sollte sich eine Weberkanne ausborgen, und ich weiß nicht, wie bald sie nach Hause kömmt."

Der Geistliche machte ein ellenlanges Gesicht; Frau Rabenia bebte bei seinem gemeinen Blick unwillkürlich zusammen. Um ihm Gelegenheit zu verschaffen, sich zu erholen, bat sie ihn um Entschuldigung, daß sie ihn eine Weile verlassen müsse. Er verbeugte sich; sie machte eine Verneigung und ging. Aber kaum hatte sie den Fuß aus der Thüre gesetzt, als er losbrach:

„Der Teufel soll das verfluchte geschmeidige Weib holen! Ich wollte drauf schwören, daß das Mädchen zu Hause ist. Vielleicht ist der Pfaffe bei ihr, der sie gern für sich haben möchte." Er ballte die Fäuste vor Wuth. „Na, wenn das ein Mal vorkömmt, dann will ich sie so zerschlagen, daß sie kein weißes Fleckchen mehr am Leibe hat, und dann soll sie vor mir im Staube kriechen, damit sie erfährt, daß sie in meinen Händen ist. Ich möchte nur wissen, wo sie versteckt sind?" Er reckte den Hals in die Höhe, selbst die sonst unbeweglichen menschlichen Ohren gehorchten seinem Willen, sie spitzten sich; aber Alles war umsonst, nicht der geringste Laut war hörbar. Obschon es in seinem Innern von Küssen und Liebesschwüren tönte, war doch das einzige Vernehmbare, was seine Ohren traf, das Klirren der Schlüssel von Frau Rabenia und das Zufallen der Kellerthüre neben dem Heerd.

Jetzt hörte er die Hausfrau wieder kommen. In seinem ganzen Leben war es ihm noch nicht so schwer geworden, seine unruhigen Züge in Ordnung zu bringen und die Heiligkeitsmaske wieder vorzunehmen, die er bei

ihrer Entfernung abgelegt hatte. Aber es mißglückte ihm auch gänzlich. Er athmete kurz und beklommen; seine Augen irrten unruhig umher, wie flackernde Lichter. Frau Rabenia erschien mit einem Kruge Bier.

„Um Gottes willen, was fehlt Ihnen, Herr Diakon? Ist es hier so warm oder sind Sie vielleicht krank?"

Wirklich hatte sie auch Ursache zu dieser Frage; der Schweiß stand auf seiner Stirne und fiel in großen Tropfen auf seine Nase herunter. Er fühlte, wie er die Farbe wechselte, zog schnell sein Taschentuch, trocknete sich das Gesicht und seufzte tief:

„Ach, tugendreichste Frau, ist es wohl zu verwundern, wenn die Lage, in der ich mich befinde, mir den Angstschweiß auspreßt? Wer bebt nicht, wenn er vor einem Schatze steht, der nicht mit Gold zu bezahlen ist, dessen Besitz er heftig wünscht und sich doch dessen für unwürdig hält? Gott der Herr sprach, als er die Eva aus der Rippe des Mannes schuf: „Ich will ihm eine Hilfe geben, woran er sich halten mag." Erst jetzt bin ich, wenn ich so sagen darf, meine Rippe los geworden oder bin, wie man zu sagen pflegt, in die Lage gekommen, wo ich an den Eintritt in den heiligen Ehestand zu denken wagen kann. Nun sehe ich eine feine Blume, die an Schönheit mit Judith und Susanna wetteifert, eine Blüthe, duftend wie die Lilien im Thale Saron und die Gewürze, welche die Königin von Saba mit sich führte, und denke: „Ach! wenn dieß duftende Kleinod doch mein wäre!" Tugendreiche Frau, zitternd frage ich — die Einwilligung Ihres Herrn und Gatten habe ich schon; auch kenne ich wohl die Sitte, einen Freiersmann mitzubringen, aber das Fürwort meines Freundes Rabenius dürfte wohl der beste sein — und so frage ich denn jetzt, nach dem üblichen Gebrauche, auch die Mutter: Will die tugendreiche Frau mir Unwürdigen ihre Tochter zur ehelichen Hausfrau schenken, sie zu lieben in Freud und Leid? Zu mehrerer Sicherheit bringe

ich hier mein Certifikat mit, meines edlen Freundes und baldigen Schwiegervaters eigenhändigen Brief."

Frau Rabenia stand noch mit dem Krug in der Hand und hörte mit Verwunderung die verschmitzten Worte. Bewußtlos durch die Unruhe ihres pochenden Herzens und weil sie, die sonst so unverzagt, obwohl schüchtern ihre Augen zu jedem Menschen erheben konnte, dieselben jetzt niederschlagen mußte, stand sie vor dem Diakon, im Gegensatze zu dessen Blicken, Geberden und Reden, stumm vor innerem Beben da. Bei so bewandten Umständen bestand die größte Schwierigkeit darin, eine Antwort zu finden; aber so gut es sich thun ließ, stammelte sie:

„Ich danke Ihnen für die Ehre, welche Sie unserm geringen Hause zu erzeigen für gut finden, und ich muß mich daher als mit dem Willen meines Mannes vollkommen einverstanden erklären."

„Siehe, das war gesprochen ähnlich der Frauen der frommen Patriarchen! Jetzt bin auch ich vergnügt — hi, hi, hi! — Ich werde nicht mehr einsam leben hier auf Erden. Ach, tugendreichste Frau, wir werden ein Leben zusammen führen, wie die heiligen Engel im Paradies! Gestatten Sie mir, diese Brautgeschenke zu überliefern."

Er zog ein Packet aus der Tasche, das er langsam und umständlich aufwickelte, um mit seiner Freigebigkeit zu prangen. Und siehe, da kam hervor: 1) Ein Psalmenbuch, in weißes Pergament eingebunden, auf jeder Decke zwei brennende Herzen und zwei vereinigte Hände; 2) ein Paar Handschuhe und zuletzt ein seidnes Tuch.

„Ehrerbietigst halte ich darum an, daß diese geringen Brautgeschenke der tugendreichen Jungfrau Katharine Rabenia zugestellt und von ihr günstig aufgenommen werden möchten. Natürlicherweise bitte ich, den Ring selbst — hi, hi, hi! — an die Hand der tugendreichen Jungfrau stecken zu dürfen."

Frau Rabenia schauderte und zitterte. Sie erinnerte

sich an die bereits mit dem edlen Erich gefeierte Verlobung, als die zärtlichste und reinste Liebe die beiden jungen Leute zu einander führte und Erich den Verlobungsring an die Hand seiner Katharine steckte; sie erinnerte sich der Freude, welche aus den Augen seines ehrwürdigen Vaters strahlte, als der Greis ihre Katharine, die Bürgin für das Glück seines Sohnes, als Tochter in seine Arme schloß, während Rabenius, sicher über die Zukunft seiner Tochter, Erich umarmte; sie erinnerte sich ihrer eignen Gefühle dabei, und wie sie keine Worte zum Gebet fand, aber doch hoffte, daß Gott, der Alles sieht, ihr die vollen Schläge ihres Herzens als ein solches anrechnen werde. Und hier, vor sich, diesen Mann, der durch List und Betrug das heilige Band zu brechen versucht! Etwas, wie Haß, stieg in ihrem Gemüthe auf. So entsetzlich ist die Macht der Bosheit, daß sie Alles verdirbt und besudelt, was in ihren Dunstkreis kömmt.

Schweigend legte sie die Geschenke auf den Tisch, und der Diakon deutete die Thräne, die er in ihrem Auge schimmern sah, zu seinem Vortheil. „Das Weibervolk muß immer heulen," dachte er; „sonst ist die Alte verschmitzt genug. Sie dankt Gott, daß sie ihre Tochter die Frau eines ehrlichen Mannes werden sieht — hi, hi, hi! Wenn ich nur wüßte, wo das Mädchen steckt!" Der Abendtisch war gedeckt, und Frau Rabenia bat ihn, mit dem vorlieb zu nehmen, was das Haus vermöge.

Freilich ist es wahr, daß der Diakon die Freuden der Tafel liebte; aber hier war das Verhältniß anders. Er hätte es am liebsten gesehen, wenn sie ihm etwas Brod und Butter vorgesetzt hätte; aber Butter, Käse, gedörrtes Lammfleisch, Schinken, Dickmilch und Kuchen, das war eine unverzeihliche Verschwendung. Er erinnerte sich Rabenius Reden und konnte sie nicht mehr länger für Scherz halten. Es lief ihm kalt über den Rücken.

„Ich bitte gehorsamst," sagte er, indem er nach dem Branntweinglase griff, „daß mich meine verehrte Schwieger-

mutter nicht mehr Diakon nennt, sondern Sohn, als welchen ich mich von diesem Augenblick an betrachte!"

Sie konnte sich eines Lächelns nicht erwehren; er war fast zehn Jahre älter, als sie. Schweigend offerirte sie ihm Brod, und konnte nicht begreifen, warum er nicht aß. Das griff sie bei ihrer hausmütterlichen Ehre an und beunruhigt fragte sie:

„Schmeckt es Ihnen nicht?" Dabei nahm sie wohlmeinend fast alle Sahne von der Dickmilch herunter und schöpfte sie ihm auf den Teller. Diese Sahne, die ihm in einem andern Hause süß, wie Manna geschmeckt hätte, wurde ihm hier bitter, wie Wermuth. Und hätte es sein Leben gegolten, er konnte nicht länger schweigen.

„Verehrte Schwiegermutter," sagte er so höflich, als er es im Stande war, „es thut mir leid, eine solche Verschwendung für einen so nahen Anverwandten zu sehen, wie ich zu werden hoffe; fingersdicke Sahne! Es ist ja, als ob ich ein Wildfremder wäre!"

Frau Rabenia besaß in Allem, was weibliche Geschäfte anging, einen ungewöhnlichen Scharfsinn, und sie verstand daher alsbald seine Herzensmeinung. Diese einzige Aeußerung machte sie für das Schicksal ihrer Tochter erzittern. Sie antwortete nur:

„Es ist ja nicht alle Tage Freierstag."

Und wieder verzog sich die Wolke; er fand, die Frau habe Recht und die Sahne schmeckte vortrefflich. Aber in ihrem Innern tönte es unaufhörlich: „Ich eine Verschwenderin! ich eine schlechte Haushälterin!"

Endlich nahte dieser peinliche Besuch seinem Ende, nachdem der Tisch abgedeckt war, und die Unterhaltung allmälig erstarb. Pustend und seufzend erhob sich der Diakon:

„Heute wird mir, wie ich merke, die unschätzbare Freude nicht zu Theil, das Licht meiner Augen zu sehen? Ach, verehrte Frau Schwiegermutter! stellen Sie der tugendreichen Jungfrau meine ehrerbietige und aufrichtige

Liebe vor, und legen Sie ein gutes Wort ein für Ihren allzeit gehorsamen Sohn und Diener!"

Er verbeugte sich mit vielen Komplimenten und ging, obwohl zögernden Schrittes, den Gartenweg hinab. Um sich seiner Entfernung zu versichern, begleitete sie ihn noch bis zum Gitter, half ihm in der Freude selbst den Regenmantel umhängen, und glaubte kaum an die Wahrheit als sie ihn die Landstraße hinaus humpeln sah.

„Gott sei Dank, daß ich endlich den gemeinen Menschen los bin!" sprach sie, als sie die Thüre zum Arrestlokal ihrer Kinder öffnete. Sie setzte sich auf einen Kasten und stützte mit der einen Hand ihre brennende Stirn.

„Daß es einen so erbärmlichen Menschen geben muß! Und noch dazu einen Priester, einen Diener Gottes!" seufzte sie und brach in Thränen aus. Erschrocken eilte Katharine zu ihrer Mutter, küßte ihr die Hände und fragte, was er gesagt habe. Sie schloß die Tochter in ihre Arme.

„Gott behüte Dich, mein Kind, vor dem Schicksal, dem Du mit einem solchen Manne entgegen gehen würdest!"

Erich biß die Lippen zusammen; die Thränen der mütterlichen Angst, welche der Diakon aus Frau Rabinia's Augen erpreßt hatte, schmerzten ihn mehr, als der Kummer, den er ihm selbst verursacht. Er beschwor sie, sich zu beruhigen und machte sie auf die Fürsorge ihres Mannes aufmerksam, der sie, um ihnen Schutz zu gewähren, nach Stockholm berufen hatte.

„Aber liebe Mutter," fuhr er fort, „sind Sie auch gewiß, daß sich der Fuchs entfernt hat und nicht zurückkehrt, um uns zu überraschen? Seitdem ich jetzt versteckt war, würde ..."

Frau Rabenia trocknete schnell ihre Augen und sprang auf; Erich trat zurück, so weit es das kleine Zimmer erlaubte, und zog Katharine mit sich. Da öffnete Frau Rabenia die Thüre und war nahe daran, vor Ent-

setzen laut aufzuschreien. Des Diakons rothbraune Physiognomie begegnete ihren Blicken; er setzte gerade den Fuß auf die Treppe im Vorhaus.

„Um Vergebung, verehrte Frau Schwiegermutter, wenn ich ungelegen komme!" sagte er höhnisch lächelnd.

Nur das weibliche Geschlecht besitzt diese augenblickliche Geistesgegenwart, welche Frau Rabenia jetzt an den Tag legte. Mit der unbefangensten Miene von der Welt entgegnete sie:

„Wie sollte mein zukünftiger Schwiegersohn ungelegen kommen können?"

Er reckte den Hals, so lang er konnte, um durch die halboffne Thüre zu spähen, welche sie, so gleichgültig, als ob Nichts vorgefallen sei, wieder zuschloß und den Schlüssel in die Rocktasche steckte. Getäuscht durch ihre Gleichgültigkeit in Blick und Benehmen, begann er ernstlich zu glauben, daß er sich geirrt habe, und Katharine wirklich ausgegangen sei. Um sich aber jedenfalls darüber Gewißheit zu verschaffen, sagte er:

„Ach, sieh dort hat ja die Frau Schwiegermutter auch ein kleines Zimmer! Hier ist ja ein prächtiger Platz."

„Bah," entgegnete sie, „es ist eigentlich nur ein kleiner Winkel. Während der starken Sommerhitze hebe ich da die Milch auf, denn seit Rabenius noch eine Kuh gekauft hat, ist unsere Wohnstube zu eng dazu."

Er war beschämt und wußte nicht recht, was er denken sollte. Um seine Rückkunft zu bemänteln, gab er das Vergessen seines Taschentuchs als Ursache an:

„Das hat ja etwas Gutes zu bedeuten, wenn man Etwas vergißt? — Hi, hi, hi!"

Bald war das Taschentuch, welches er absichtlich hinter seinen Stuhl geworfen hatte, gefunden, und es blieb ihm nun kein anderer Ausweg, als sich fort zu verfügen.

Eins der gewöhnlichsten Ereignisse und zugleich eine der unglücklichsten Bedingungen zur Entwicklung des Menschen in dieser Welt, um derentwillen ein Weib

über sie gerufen worden, besteht darin, daß der Schleier der Unschuld, welcher den Augen der Kindheit und der ersten Jugend ihre wahre Gestalt verhüllt und der dem kindlichen Gemüthe so lockend und herrlich erscheint, nothwendig ein Mal zerrissen werden muß. Besonders gefährlich war wohl das Erwachen aus diesen Träumen der Unschuld zu der Zeit, als zärtliche Eltern Alles aufboten, um den Blick der Kindheit zu bewahren und zu umhüllen, damit ihm nichts Unreines zu nahen vermöge. Wenigstens glich Katharine einer Person, die aus einem von stralenden Kronleuchtern erleichteten Saale, hinaus in die Finsterniß der Nacht gestoßen wird, welche dann natürlich durch den grellen Unterschied noch schwärzer erscheint, als sie wirklich ist. Sie konnte sich in diesen neuen Beweis von der Niederträchtigkeit des Diakons nicht finden, da die ganze Erfahrung, welche sie bis dahin von dem Dasein des Bösen hatte, sich darauf beschränkte, daß sie fürchtete eine Hexe möge ihr Vieh verzaubern, oder Etwas dergleichen, wobei sie jedoch nicht bedachte, daß das Böse relativ und nur die Wurzel dazu eine und dieselbe ist Seine Bosheit erschien ihr so groß, daß sie Erich in allem Ernste fragte, ob er nicht glaube, daß sich der Diakon dem Teufel verschrieben habe und und ihn innig bat, mit ihm zu reden, ihm seine Sünde vorzustellen und seine Seele aus den Klauen des Satans zu reißen.

Ihre Mutter kam sichtlich aufgeregt, wieder herein.

„Gott segne Deines Vaters Klugheit, daß er schrieb, wir sollten nach Stockholm fahren! Der Mensch könnte mich sonst das Leben kosten. Hat er mich nicht zu lügen gezwungen, was ich früher nie gethan! Nun wird er aber wohl nicht mehr zurückkommen; ich habe die Klinke aus der Hausthüre genommen. Kommt jetzt herein!“ — Sie folgten ihr.

„Liebe Katharine, lies den Brief Deines Vaters noch einmal!“ Katharine sah sich nach dem Briefe um.

„Ich steckte beide Briefe in Erichs Hut, den ich

auf's Bett legte.“ Sie zog denselben hervor, gab Erich seinen Brief und las den ihrigen. Nachdem dieß geschehen sagte Frau Rabenia:

„Gott weiß, Katharine, wie Du Dich über das, was darin steht, so kränken konntest! Du liest ja, daß er Alles thun will, was er kann! Nein, mein Kind, lassen wir uns nicht so vom Kummer ergreifen! Gott hilft zur Zeit, wenn wir nur unsern Trost auf ihn setzen. — Aber das ist recht kindisch von mir; mich dahin zu setzen und einem Geistlichen zu predigen.“

„Ach, liebe Mutter,“ erwiederte Erich, „wenn Sorgen und Kummer über uns kommen, sind wir nicht stärker als andere Menschen, wenn wir es auch sein sollten; auch wir bedürfen Trost und Aufmunterung, und wer könnte uns die besser und mit mehr Befugniß gewähren, als ein edles Weib!“

Man begann nun zu überlegen, was zu thun sei und kam übereins, buchstäblich Rabenius Rath zu befolgen. Es war ihnen gegangen, wie es häufig zu gehen pflegt, wenn man sich am unglücklichsten dünkt: ein Unglück kreuzt das andere, welches für den Augenblick die Sorgen nur zu vermehren scheint, in der That selbst aber geschieht das Gegentheil. Es gibt dem Kummer eine andere Richtung, der Geist der Betrübniß entflieht und das Gemüth wird ruhig, um auf Rettungsmittel zu denken.

Erst als Erich gehen mußte, erwachte Katharinens Schmerz wieder. Es war ihre erste Trennung. Eine Reise von fünfzehn Meilen war damals nicht in wenig Stunden abgemacht; sie erforderte eine längere Zeit, als jetzt eine Fahrt nach Gothenburg. Die Entfernung erschien ihr unermeßlich und als die Abschiedsstunde schlug, sank sie, von Kummer überwältigt, in seine Arme. Ihr Gesicht war in Thränen gebadet; und auch er mußte eine Ruhe erheucheln, die er nicht besaß und sich gewaltsam aus den Armen der weinenden Geliebten reißen.

Neunzehntes Kapitel.

Das Gerücht von der rückgängig gewordenen Verlobung Erichs und Katharinens hatte sich, Dank den eignen Bemühungen des Diakons, mit unglaublicher Schnelligkeit verbreitet, und brachte die Klatschzungen beiderlei Geschlechts in der ganzen Gegend in rasche Beweglichkeit. Ein Theil lästerte, ein anderer lobte. Unter den Letztern war anfänglich auch Barbara gewesen: aber da sie mehr und mehr Erichs herzbrechenden Kummer und die daher rührende Bläſſe gewahrte, welche immer zunahm, je näher Katharinens und ihrer Mutter Abreise rückte, als man ihr von den lauten Klagen Katharinens erzählte und das Gerücht von ihrer gezwungenen Heirat mit dem Diakon zu ihren Ohren kam, da erweichte sich ihr Herz zu Gunsten ihres jungen Vetters. Und wie es gewöhnlich bei Kindern und Menschen auf einer niedrigen Bildungsstufe, im Uebrigen aber unverdorben, zu gehen pflegt, daß vor ihnen die Glücklichen immer Unrecht haben, so grämte sie sich in ihrem Gemüthe über des Diakons Glück und Erichs Unglück. Sie erinnerte sich seiner Frömmigkeit, seiner kindlichen Liebe, seiner Fürsorge für sie selbst, kurz gesagt, seiner Tugenden und begann zu glauben, daß es mit ihm so arg nicht sei, oder daß der Teufel an einem so artigen Jungen keinen Theil haben könne. Darnach bedachte sie ihren eignen großen Antheil an den Widerwärtigkeiten, die Erich betroffen, vergaß, wie sie selbst hin und her gezischelt hatte, und deutete jetzt des Diakonus Worte ganz anders als früher. Er mußte nun die Schuld sowohl ihrer als seiner eignen Sünden tragen. Zum Uebermaaß träumte sie noch, daß Erichs Vater ihr drohend winkte; das hieß, nach ihrer Meinung, soviel, als daß Erichs Unschuld am Tage liege; ein seliger Geist konnte nicht lügen. Sie erwachte er=

schrocken, stand auf und sah mit der ganzen Ungeduld eines alten Weibes, beständig nach der Uhr; aber der Minutenzeiger wollte nicht auf zwölf kommen, damit vier Schläge anzeigen könnten, Erich sei aufgestanden. Endlich schlug die langersehnte Stunde und zitternd öffnete sie die Thüre zu Erichs Zimmer. Beim Anblick des verstörten Aussehens der Alten, sprang er von seinem Arbeitstisch auf, nahm sie bei der Hand, führte sie zu einem Stuhl und fragte theilnehmend, was ihr fehle.

„Was mir fehlt, Erich? — Deine Verzeihung, Erich! O, mein Gott, Du kannst mir auf dieser Welt nicht mehr verzeihen!"

Und nun erzählte sie unter Thränen und Seufzern ihre Unterredungen mit dem Diakon, wobei sie blos die kleine Unrichtigkeit beging, sich selbst so rein wie der Schnee zu waschen und alle Schuld auf ihn zu wälzen. Ach, Erich hatte ihr längst verziehen! Jetzt bewies er, daß er auch den Worten nachkam, die er lehrte: seines eignen Kummers uneingedenk, beschäftigte er sich nur mit der Alten und der Heilung ihres unruhigen Gewissens. Endlich fragte sie:

„Ist es denn ganz aus mit Dir und Katharine?"

So leid es ihm auch wegen der Reumüthigkeit der Alten that, er wagte es doch nicht, ihr die Wahrheit zu sagen. Er gab ihr keine Antwort.

„Das kann ich den Rabenius'schen in meinem Leben nicht verzeihen, daß sie das Mädchen mit dem Diakon zusammen zwingen wollen. Hör, Erich, ist das wahr? Und ist es gewiß, daß Frau Rabenia und Katharine nach Stockholm fahren sollen?"

Erich bejahte es und sie fuhr fort:

„Herr Gott! wie gern wollte ich sie noch einmal sehen und Abschied von ihnen nehmen, wenn ich nur wüßte, daß Katharine nicht zu böse auf mich wäre!"

Erich rieth ihr dorthin zu gehen und lenkte das Gespräch so, daß sie ihn selbst bat, einige Worte zu schreiben, mit der Bitte an Katharinen, ihr zu verzeihen,

und mit diesem Empfehlungsbrief versehen, begab sie sich zeitig auf den Weg.

Ungefähr um dieselbe Zeit hatten Frau Rabenia und Katharine ihre Zurüstungen für die Reise nach der Hauptstadt zu Ende gebracht. Sie waren für die damalige Zeit nicht so bedeutend; ein einziger Koffer enthielt ihre ganze Garderobe. Die Mutter wollte noch näher reden und Alles mit den Leuten umständlich abmachen, die sich während ihrer Abwesenheit ihres Hauswesens annehmen sollten, und Katharine sollte nothwendig die reifen Kirschen abpflücken; man mußte doch dem Vater etwas Seltenes mitbringen. Dadurch erreichte auch das arme Mädchen seinen Zweck, nämlich ungestört sein bitteres Schicksal beweinen zu können. Die beiden vorhergehenden Jahre hatte ihr Erich bei dieser Beschäftigung geholfen. Ach, im vorigen Sommer waren die Beiden so überzeugt, daß, wenn ihnen wieder die hochrothen Beeren entgegenglänzten, sie für immer vereinigt seien und als glückliche Gatten hierher kommen werden, um so viel zu pflücken, als sie für ihren kleinen Haushalt bedürfen; denn in Kalbäck gab es keine Kirschbäume! Als Gegengeschenk wollten sie den Eltern eine halbe Tonne des besten Waizens verehren, der auf den Pfarrgütern wuchs. Aber wie ganz anders war Alles gekommen! Der Schmerz, der sie zu erdrücken drohte, löste sich in Thränen auf und ihre Quelle schien unerschöpflich. Bewußtlos lenkte sie ihre Blicke nach der Gegend, woher Erich zu kommen pflegte und gewahrte, nicht Erich, aber statt seiner die alte Barbara. Wie liebenswürdig erschien ihr in diesem Augenblick die Alte! Sie kam jetzt von ihrem Erich; sie hatte heute mit ihm gesprochen. Das Mädchen eilte leicht wie ein Reh der Alten entgegen, umarmte und küßte sie. Barbara lachte und weinte; Letzteres, weil sie die Schuld von so vielem Uebel trug, aber sie lachte über die Liebkosungen Katharinens, die sie ganz richtig deutete.

„Liebes Katharinchen! Gott tröste mich, wie habe ich schlecht gehandelt!“

Katharine, welche sich jetzt erinnerte, welchen Antheil Barbara an Erichs Prozeß hatte, trat unwillkürlich zurück. Nun brachen die Klagen der Alten los.

„Gott tröste mich! Ja, ich sehe es nur zu gut; Deine Augen sind roth vom Weinen, und Erich ist so bleich, als hätte er Jahr und Tag unter der Erde gelegen."

Ihre Thränen strömten nieder

„Ist mein armer Erich so unglücklich?"

„Dein Erich! Gott segne Dich, Du Herzenskind! Ist er wirklich Dein Erich?"

Katharine vergaß alle Vorsicht:

„Das bleibt er, so lange mein Herz schlägt! Man kann uns trennen; aber nie höre ich auf, ihn zu lieben."

„Wenn Du das nicht thust und standhaft bei Deinen Worten bleibst, so wirst Du sehen, daß Ihr endlich doch zusammen kommt."

Ganz geheimnißvoll und fast flüsternd fügte sie hinzu:

„Katharine, hier habe ich einen Brief an Dich. Höre, mein Kind! Sag' mir aufrichtig, ist Dir Deine Mutter um Erichs willen böse? Bete und hoffe, Kind! Wenn auch Erich die Pfarrei nicht bekommen sollte, so sitzt er deßwegen doch noch nicht auf dem Trocknen. Ich habe die Haushaltung immer besorgt, als ob es meine eigne wäre; aber jetzt will ich erst auf jeden Bissen sehen, jeden Pfennig will ich zehn Mal herumwenden. Das soll mit der Zeit ein hübsch Stück Geld werden. Ich will wie eine Sklavin für Euch arbeiten; aber das sage ich Dir: laß Dich nicht zwingen, den Diakon zu nehmen, Du kannst gar nicht glauben, was der für ein Satan ist. Er ist so geizig, so geizig, schrecklich! Wenn er von seinen Nägeln leben könnte, er thäte es. Vergiß Erich nie! Denk daran, daß die erste Liebe die beste ist! Erinnre Dich, daß Du Erich geküßt hast, und daß es durchaus nicht geht, mehr als einen zu küssen! Nein, seh nur, wie sie roth wird, gerade wie ein Dornröschen! Du liebe Kleine! Meinst Du, ich wisse nicht, wie es zugeht; meinst Du, ich sei nicht auch jung gewesen?

Sieh, dort kommt Deine Mutter, versteck' den Brief, Mädchen, versteck' den Brief, sage ich Dir!"

Katharine steckte den Brief zu sich und Barbara ging Frau Rabenia entgegen.

„Ich habe gehört, liebe Schwester, Ihr wollt eine Wallfahrt unternehmen und nach Stockholm fahren, und da wollte ich Abschied von Euch nehmen. Wenn es auch, Gott soll's wissen, mit Erich und Katharine zu Ende ist, so werdet Ihr doch nicht böse auf mich sein?"

Katharine, welche fürchtete, daß ihre Mutter sich verplaudern könne, unterbrach sie:

„Liebe Mutter! Ehe Sie mit Base Barbara hineingehen, sein Sie so gut, mir zu sagen, welchen Baum ich abpflücken soll?" — Die Mutter ging einige Schritte mit ihr. — „Liebe Mutter! Denken Sie um Gottes willen daran, was der Vater geschrieben; sagen Sie ihr Nichts; sie kann ja nicht schweigen."

Die Mutter nickte Beifall, führte die alte Barbara in's Haus und Katharine eilte zu dem dunkelsten Versteck unter den Kirschbäumen, um ihres Erichs Brief zu lesen, worin er sie beschwor, vor der Abreise ihm eine Zusammenkunft zu gewähren. Er hatte ihr so viel zu sagen, und sie solle ihn um elf Uhr des Abends erwarten.

Katharine überdeckte den Brief mit Küssen, außer sich vor Freude, ihren Geliebten noch einmal vor der Abreise sehen zu können. Sie las und las wieder, was er geschrieben, und jedesmal erhielten seine Sätze eine neue Bedeutung, und hätte sie in Ruhe fortfahren können, wäre sie sicher mit dem Lesen nicht zu Ende gekommen, bis sie Erich selbst unterbrochen hätte; aber sie hörte Etwas im Laube rascheln, verbarg rasch den Brief, sprang auf und stand Angesicht in Angesicht — dem Diakon gegenüber.

Zwanzigstes Kapitel.

An demselben Tage, an dem die von dem König unterschriebenen Todesurtheile über Lene und Anne nach Westeras kamen, langte auch der Diakonus von Stockholm dort an. Er besuchte alle Bekannte, erzählte, wie übel Rabenius mit Erichs Aufführung zufrieden sei, wie er die Verlobung mit seiner Tochter rückgängig gemacht habe und fügte geheimnißvoll hinzu, daß bereits ein anderer rechtgläubiger Freier, der weder ein Freigeist sei noch im Bunde mit dem Teufel stehe, für sie ausersehen worden. Kurz: der Tag war noch nicht zu Ende, als schon die ganze Stadt wußte, daß der Diakon die Pfarrei in Kalbäck bekommen und im Begriff stehe, sich mit Katharine Rabenia zu verheiraten.

Nachdem er diese dringende Angelegenheit besorgt, sah man ihn den Weg auf's Schloß nehmen. Bei seinem Eintritt grüßte er den Wachtmeister mit seinem gewöhnlichen Heuchlerton und fragte, wie sich die beiden, der Hexerei angeklagten Alten befänden.

„Ah so,“ antwortete der alte Rask mürrisch, da er aus Instinkt den Diakon nie leiden konnte, „die Eine spielt wohl ihrem Meister einen Streich und fährt auf eigne Faust ihres Wegs; das andere Teufelsweib ist wohlauf. Ich glaube, der Satan füttert sie; ihr schaden der Arrest und die Gefängnißkost nicht das Geringste; sie sieht jetzt fetter aus, als bei ihrer Ankunft hier. Der Magister behauptet wohl, daß sie vorbereitet sei; aber ich . . .“

„Mein Freund, wie könnt Ihr solche Reden gegen einen geistlichen Herrn führen, der von Gott und der Obrigkeit zum Priester bestellt ist? Er sollte es nicht verstehn, eine Verurtheilte zum Tode zu bereiten, und wenn es auch die ärgste Hexe von der Welt wäre? Nein,

haltet Euch an Euren Dienst und laßt mich solche vorlaute Aeußerungen nie mehr vernehmen. Ich will sie besuchen; denn wie ich gehört, wird sie nicht mehr viele Tage zu leben haben."

Bestürzt über den erhaltenen Verweis, antwortete Rask, so unterwürfig als es ein so alter Kriegskamerad vermochte:

„Wie Sie wollen; ich werde sie in das Vorbereitungszimmer herauf holen."

Der unterirdische Gott in dem Schlosse zu Westeras ergriff seine furchtbaren Schlüssel, um den Tartarus aufzuschließen, aber der Diakonus hielt ihn zurück.

„Rask, als die heiligen Nachfolger Jesu Christi, in deren Spur ich Unwürdiger, so weit meine schwache Kräfte reichen, zu treten wünsche, die Armen, die Kranken oder die Gefangenen besuchten, ließen sie dieselben nicht in ein besseres Zimmer bringen. Bin ich besser als sie? Nein, in ihrem Gefängniß will ich die Gebrechlichkeit des Menschen betrachten und dem guten Gott danken, daß er mich auf seinen Wegen geführt hat und will Alles dazu beitragen, daß auch sie derselben Gnade theilhaftig wird."

Gleichwohl wurde der Diakon nicht in die nämliche abscheuliche Höhle geführt, worin Lene zuerst eingeschlossen war. Sie war in ein Zimmer gebracht worden, wo wenigstens das Wasser nicht an den Wänden herunterlief und wo man Tag und Nacht unterscheiden konnte. Donnernd fiel der schwere eiserne Sperrbaum, knarrend drehte sich die Thüre in ihren rostigen Angeln und der Diakonus trat ein.

„Nach Ihrem eignen Verlangen werde ich in einer halben Stunde zurückkommen," sagte der Gefangenwärter, ließ sie allein und verschloß die Thüre.

Lenens erste Frage war:

„Bekomme ich Gnade?"

„Dessen dürft Ihr versichert sein."

„Ich will es nicht läugnen," erwiederte sie, ihre

Augen rollten wild und eine krampfhafte Bewegung erschütterte ihren ganzen Körper, „ich kann es nicht verhehlen, daß mir mitunter bange wird vor dem, was kommen soll."

„Euch bange? Das müßt Ihr nicht thun — hi, hi, hi! — Ihr seht weit frischer, weit runder aus, als früher; Ihr seid zehn Jahre jünger geworden."

„Bin ich? Na, na, Ihr könnt auch nicht glauben, wie wohl es mir gegangen ist. Ich habe jeden Tag Speck und Braten gegessen. Der dumme Beschließer glaubt, ich habe Wasser getrunken; nein, schön Dank, Branntwein habe ich bei jeder Mahlzeit gehabt, Kaffee und Bier habe ich getrunken und als ich das Gift überlieferte, bekam ich auch eine Flasche Wein."

Sie beugte sich zu dem Diakon herab, als ob sie fürchte gehört zu werden:

„Ich bereitete das Gift in Seiner Gnaden eignem Zimmer."

„Wie war das möglich?"

„Ja, seht. Rask lag einige Tage krank. Da wurde ich von dem Kammerdiener des Landeshauptmanns, der eben so gut ist, wie er selbst, hinaufgeholt. Ach, wie die Arbeit von Statten ging! Der knisternde Juwel sprang in Stücke; es war, als ob in jedem Stäubchen ein Geist wohne, so flammte es. Das Gift ist noch einmal so kräftig als das, welches Rosen bekam. Aber seht jetzt, wenn ich nur das entsetzliche Thier los werden könnte!"

„Welches Thier: wie sieht es aus?"

„Wie es aussieht? Der Meister selbst sieht nicht schrecklicher aus. Früher lag es so prächtig neben mir, so oft ich wahrsagte; aber seitdem ich bei Seiner Gnaden — hu — ich meinte, Alles sollte so hübsch liegen! Nein, da stand das entsetzliche Thier vor mir und hielt seine eine Tatze über mich mit so langen Klauen!"

Der Diakon suchte so viel als möglich seinen Schrecken zu verbergen.

„Und weiter?"

„Ach, dann war es wieder eben so froh und vergnügt!“

„So — o? Nun, dann seid gutes Muths; es soll Euch nichts Böses widerfahren! Ich weiß, was das Thier bedeutet! Ihr saht Euch ja nicht liegen, es drohte Euch nur; aber warf es Euch nicht über den Haufen?“

„Nein, das that es nicht.“

„Nun, dann bedeutet Alles nur, daß ihr nur zum Schein zum Tode verurtheilt seid. Das will sagen: das Todesurtheil bedeutet das Thier, das Euch droht. Aber ich versichre Euch, Ihr bekommt Gnade und wäre es auch auf dem Richtplatz!“

Lene schauderte und bebte, ihre Zähne schlugen zusammen, sie heulte fast bei den Worten:

„So bekomme ich denn keine Gnade! Ihr wißt...“

„Ich habe Euch ja gesagt, daß Ihr begnadigt werdet. Heute Abend oder morgen früh bekommt Ihr einen Besuch von Seiner Gnaden, dem Landeshauptmann, der Euch dasselbe sagen wird. Nun will ich Euch erzählen, wie es zugehen wird. Morgen wird Euch Euer Urtheil vorgelesen; das müßt Ihr mit Ergebenheit und Andacht anhören. Könnt Ihr weinen, dann ist es um so besser; aber, um Eurer selbst willen, unterlaßt es, die Augen umher rollen zu lassen oder mit den Zähnen zu knirschen. Dann, wenn der Geistliche zu Euch kommt, stellt Euch eben so gerührt, als wenn Ihr zum Abendmahl ginget — das Todesurtheil ist ja nur zum Schein — und stellt Euch sehr andächtig und reuevoll, so bekommt Ihr Gnade; aber Ruthenstreiche bekommt Ihr und lebenslängliches Gefängniß, so heißt es.“

„Ach, laßt es mich statt dessen bekommen! Wenn Ihr mich verrathet und zum Besten habt — dort liegt ein falscher Mensch . . .“

„Ein falscher Mensch? Lene, ich werde bös auf Euch! Ich ein falscher Mensch, ich, der ich einzig Euretwegen nach Stockholm gefahren bin, der ich zu dem Fräulein dort lief und mich von ihrer naseweisen Be-

dienung wegen meines schlechten Chorrocks mußte aus-spotten lassen, der ich aber doch, nur Euch zu liebe, diese Dienerschaft durch kostbare Eßwaaren bestach! Bin ich nicht bei mehreren königlichen Räthen gewesen? Habe ich Euch nicht gesagt, daß ich in dem Buch gelesen habe? Seht hier, trinkt einen Tropfen Wein!"

Er nahm aus der Brusttasche eine dünne, aber ziemlich große Flasche und trank ihr zu.

„Prosit Lene!" er gab ihr die Flasche; sie trank.

„Wie das stärkt!" flüsterte sie, nachdem sie einige gewaltige Züge gethan hatte. „Ich werde so muthig, daß ich glaube, ich erhalte das Leben."

„Ja, prosit Lene, das erhaltet Ihr!" er nahm den Wein wieder und trank. „Nächste Walpurgisnacht wollen wir Beide auf Blakulla tanzen."

„Na, und wie ist es mit Euch selbst gegangen? Die Zeichen sahen schrecklich schön aus."

„Und so ist es auch gegangen. Die Pfarrei habe ich — hi, hi, hi! — und das Mädchen obendrein!"

„Prächtig! Dann ist mir nicht mehr bange. Euer Schicksal hängt auf's innigste mit dem meinigen zusammen; wie es mir geht, so geht es Euch; wie es Euch geht, so geht es mir. Aber hört, sollten wir nicht, ehe wir uns trennen, einmal nachsehen . . . ."

„Jetzt nicht; die halbe Stunde ist bald zu Ende; Rask ist sogleich hier. In ein Paar Tagen komme ich wieder. Noch eins: sprecht beim Landeshauptmann kein Wort von mir. Ihr, die Ihr während Eures Lebens so viel mit vornehmen Leuten zu thun gehabt, müßt ja wissen, daß — daß es die Großen nicht leiden können, wenn man ihre Thaten kennt!"

Der Schlüssel knarrte im Schlosse und Rask trat ein. Nie hat wohl ein Dominikanermönch in den Gefängnissen der Inquisition mit der Miene einer größeren Andacht einem armen Ketzer, der dazu verurtheilt war, durch irdisches Feuer von seinen Sünden gereinigt zu

werden, die Absolution ertheilt, als dieser lutherische Priester den Segen über Lene betete.

„Na," fragte Rask neugierig, sobald sie hinauskamen, „glauben Sie jetzt, daß ihr Gott der Herr vergeben wird?"

„Rask, Gottes Barmherzigkeit ist groß! Wie steht es im Evangelium? Die Letzten werden die Ersten und die Ersten werden die Letzten sein; denn Viele sind berufen, aber Wenige auserwählt. Der, welcher nur eine Stunde gearbeitet, erhielt denselben Taglohn, wie die, welche den ganzen Tag gearbeitet hatten. Wie steht es mit der alten Anne?"

„Sie ist sehr krank; Magister Erich hat sie mehrere Mal besucht."

„Hat er das? Ach, Rask, wie ist es so erfreulich, zu hören, daß ein junger Mann, der auf Abwege gerathen ist, sich zurechtweisen läßt!" er seufzte. „Wie gern würde ich sie nicht besuchen; aber Erich ist Magister! Ich habe keine Gelegenheit gehabt, mir weltliche Weisheit zu erwerben; ich habe nur Gottes Wort erlernt. Wollte ich die besuchen, die er vorbereitet, so — er ist ein sehr gelehrter, aber auch sehr empfindlicher Jüngling — vielleicht ein nur zu hochmüthiger Priester. Lebt wohl! Gott sei mit den armen Gefangenen!"

Einundzwanzigstes Kapitel.

Unbekümmert und froh, ohne Ahnung des Verderbens, das ihn, gleich einer Spinnwebe, mit unsichtbaren Faden umgarnt hatte, fuhr der königliche Kammerdiener auf einem Bauernkarren durch das nördliche Thor herein. Mit vornehmer Verachtung blickte er auf die Leute herab, welche nicht dieselbe hohe Stelle im Staate einnahmen, wie er. „Wir Hofleute," pflegte er immer zu sagen,

wenn er mit seinen Bekannten sprach. Er trieb das ermüdete Pferd an und fluchte über die elenden Bauernklepper. Aber zum Unglück kommt man immer schnell genug, sagt das Sprüchwort und sonderbar, daß es Keiner so eilig hat, als der dem Verderben entgegen rennt. Viel zu langsam für seine Ungeduld, nahte er sich endlich dem Schlosse, sprang herunter, befahl dem Bauern sein Pferd anzubinden und seinen Mantelsack hinaufzutragen. Mit einem traurigen Blick auf das beschäumte Thier, entgegnete der Bauer, während er sich hinter'm Ohr kratzte: „Lieber Herr, der arme Klepper braucht weiß Gott nicht angebunden zu werden; er ist froh genug, wenn er stehen darf." Der Kammerdiener hörte nicht darauf: er eilte einige Hintertreppen hinauf nach seinen Zimmern und ließ den Bauer treiben, was er wollte.

„So, bist Du schon wieder zu Haus, mein Alter?" sagte seine Frau und stellte den Spinnrocken weg und den übervollen Korb, worin die hellblauen Wollkämme lagen, so durchsichtig, wie der wolkenfreie Himmel; so pflegte sich nämlich die Frau Kammerdienerin poetisch auszudrücken.

„Ja, liebe Alte, aber von dem verdammten Karren ganz durcheinander geschüttelt; ich, der ich gewohnt bin, in des Königs eignem Wagen zu fahren! Du mußt mir Etwas zu essen bringen; aber nimm die Kinder mit, sie machen mich nur verwirrt, wenn ich meine Papiere durchsehen soll Höre, ist während meiner Abwesenheit Etwas vorgefallen?"

„Nicht das Geringste, daß ich wüßte. Kommt jetzt, Kinder, daß der liebe Vater Ruhe hat." Sie ging.

„Man kann hier in der Welt nie vorsichtig genug sein," sagte er zu sich selbst. „Ich öffne niemals meine kostbare Schatulle, so daß Frau oder Kinder sehen können, was sie enthält. Sie könnten mich verrathen, ohne daß sie wollten."

Unter diesen Worten hatte er den Schlüssel zu seinem Pulte hervorgenommen und war gerade im Begriff, um

ganz sicher zu sein, auch den Schlüssel aus der Thüre zu ziehen, als er von einem Lakei des Grafen Wallenstedt überrascht wurde, der ihm sehr höflich sagte, daß der Herr Graf, der ihn zurückkommen gesehen, ihm etwas sehr Dringendes zu sagen habe und ihn bei der großen Treppe erwarte. Freilich war der Kammerdiener über dieß unvermuthete Hinderniß etwas betreten; aber was war zu thun? Er folgte dem Lakei ohne den geringsten Argwohn.

Der Graf erwartete ihn am genannten Orte.

„Gut, daß Ihr kommt. Der König ist über Euer Ausbleiben ungeduldig geworden und Ihr müßt sogleich mit mir zu Sr. Majestät hinaufgehen.“

Sei es nun, daß des Grafen Stimme verändert klang, oder war es die ungewöhnliche Art, wie ein königlicher Rath nach ihm schickte, um ihn zum König zu begleiten, oder war es der Fall, daß sein böses Gewissen erwachte, oder daß dieß Alles zusammenwirkte, genug: seine Brust wurde von Unruhe erfüllt, er erblaßte, seine Knie wankten und ihn durchbebte der Gedanke: „Ich bin verrathen!“ Aber wie ein Blitz durchfuhr es ihn auch: „Geschehe was da wolle, nur nicht auf die schwedischen Herrn bekennen; ich muß, wie der ungetreue Hofvogt,“ so dachte er, „sieben gerade sein lassen, damit sie, wenn ich von meiner Vogtei abgesetzt werde, mich in ihre Hütten aufnehmen, und vor allen Dingen muß man dafür sorgen, daß man auch in der Hölle einen Freund hat.“

Voll von diesen edlen Gedanken, faßte er Muth, und seine Miene verrieth nicht die geringste Verlegenheit, als er in das Zimmer des Königs trat. Mit keckem Blick nahte er Se. Majestät, um seinen Bericht abzugeben, als ihm der König mit zorniger Stimme befahl, stehen zu bleiben, ohne Umschweif die Verrätherei, deren er sich schuldig gemacht, zu bekennen und einzugestehen, welche Personen darin verwickelt seien. Obwohl die eigentliche Zeit für die Kammerdiener dahin ist, so kann man doch noch aus den Ueberbleibseln hinlänglich erkennen,

welch' wichtige Personen sie früher gewesen; dumme Minister hat es gegeben, aber wann oder wo gab es, wenigstens damals, einen dummen Kammerdiener? Karls XI. seiner machte keine Ausnahme von der Regel. Er kannte die Gemüthsart seines Herrn zu gut, um nicht zu wissen, wie man sich zu benehmen, und von zwei schlimmen Dingen wenigstens nicht das Schlimmste zu wählen habe. Unter dem Schein der größten Angst warf er sich auf die Knie und rief:

„Gnade, Ew. Majestät, Gnade; ja, ich bin schuldig vor Gott und den Menschen!"

Er kroch auf den Knieen zu dem König hin, der in seinem Zorn den Heuchler mit dem Fuß fortstieß. Der Tritt mit dem bespornten Stiefel war so heftig, daß des Kammerdieners Gesicht im Augenblick mit Blut bedeckt war; und obschon er sich innerlich über die Uebereilung des Königs freute, so erwachte doch die wildeste Rachlust in seinem Herzen. Er zog sein Taschentuch und bedeckte damit sein blutiges Gesicht. Er hatte sich nicht geirrt: der Zorn des Königs verrann zum guten Theil mit dem Blute des Verbrechers. Der König gab Graf Wallenstedt ein Zeichen, ging dann zum Fenster und pfiff einen Marsch. Der Graf befahl dem Kammerdiener, in das äußere Zimmer zu gehen. Das edle, königliche Gemüth war über sein Versehen bekümmert, und bei sich selbst führte er die Vertheidigung des Verräthers; das alte Wohlwollen kämpfte mit dem Haß gegen das Verbrechen. Nach kurzer Zeit öffnete sich die Thüre; der König warf einen Blick dorthin und bemerkte, daß ein Pflaster die eine Wange des Unglücklichen bedeckte.

„Andersson," sprach er mit bedeutend milderer Stimme, „suche nicht durch List und Betrug Dein Verbrechen zu bemänteln; suche lieber durch ein offenherziges Bekenntniß die Strafe zu mildern, welche Dich sonst unausbleiblich treffen muß!"

Während er draußen war, um ein Pflaster auf seine verwundete Wange zu legen, hatte er Zeit gehabt, zu

überdenken, was er sagen solle. Er argwöhnte, daß ihn der dänische Gesandte angegeben habe. „Es kann,“ meinte er, „unmöglich jemand Anderes sein; denn im Augenblick findet sich beim eigentlichen Hofe Niemand, der dem König so ergeben ist.“ Nach reiflicher Ueberlegung, beschloß er, bei seinem ersten Plan zu bleiben. „Wahrheit und Lüge soll mich retten,“ sagte er zu sich selbst. So erzählte er denn, unter Bitten, Thränen und den heiligsten Versicherungen seiner Aufrichtigkeit, wie der dänische und der russische Minister ihm ungeheure Belohnung zugesagt und sogar das Versprechen gegeben hätten, daß seine Kinder in den Adelstand erhoben werden sollten, wenn er ein Journal über des Königs Thun und Lassen führen und sonst noch aufzeichnen wolle, was Denkwürdiges vorfallen könne; und um die Wahrheit seiner Worte zu beweisen, flehte er darum, daß, wenn ihn der Graf gnädigst nach Hause begleiten wolle, er dort einen unter seinem Bett versteckten Kasten hervorziehen werde, worin sich die Beweise seiner Aussage finden würden.

„Das ist unnöthig,“ fuhr der König fort; „die Papiere, welche in dem Kasten lagen, sind bereits in meinen Händen.“

Erschrocken rief Andersson:

„Ist Ew. Majestät allwissend oder wer konnte sonst diesen Kasten verrathen? Seine Bedeutung konnte Niemand ahnen, da ich ihn absichtlich so nachlässig und doch allen Blicken verborgen dorthin stellte.“

Und dießmal war sein Schrecken keine Verstellung. Seine Bestürzung trug mehr als alle seine Versicherungen dazu bei, die Wahrheit seiner Worte zu bestätigen.

„Ist das Dein ganzes Geständniß?“ fragte der König streng. Andersson zitterte; zu läugnen, war eben so mißlich, als zu bekennen.

„Nein!“ rief er, „das ist nicht Alles. Ich glaube, daß es Fräulein Julie auf dieselbe Art bei der Königin macht.“

„Ah so, Du glaubst nur? Dann will ich für Jemand sorgen, der Dir das Gedächtniß schärfen wird. Hast Du von dem weißen Pferd reden hören?“

Dieser Name einer damals oft gebrauchten Folterkammer, wurde von Niemand ohne Schauder vernommen, und brachte eine entsetzliche Wirkung auf den Mann hervor. Er fiel von Neuem auf die Knie und beschwor den König, bei Gott und allen Heiligen, ihn nicht für die Verbrechen Anderer verantwortlich zu machen. Er habe die reine Wahrheit gesprochen und das Einzige, was er bis dahin verschwiegen, sei, daß er mitunter die, zwischen den Wohnungen des Königs und der Königin befindlichen, unbenutzten Zimmer dem Grafen Bjelke zum Durchgang geöffnet habe, wenn er bisweilen Nachts das Fräulein besuchte, in die er sterblich verliebt sei.

„Und die übrigen Herrn, welche dorthin kamen, sind diese auch sterblich in sie verliebt?“

Der Kammerdiener betheuerte auf Leben und Seligkeit, daß seines Wissens, außer dem Grafen Bjelke, nie ein schwedischer Herr bei dem Fräulein Besuch gemacht habe und der Graf liebe sie zu sehr, um die Zeit mit Politik zu vertändeln. Nur ein einziges Mal haben sich einige Fremde Herrn bei ihr eingefunden, und damals sei Graf Bjelke nicht dabei gewesen.

„Wann geschah dieß?“

„An Ihro Majestät der Königin Namenstag.“

Nach einem kurzen Schweigen rief der König den Grafen zu sich und flüsterte ihm einige Worte zu. Der Graf verließ das Zimmer und befahl dem Kammerdiener, ihm zu folgen. Der Verräther wurde in einen Winkel vor der Kanzlei des Königs eingesperrt, unter der strengen Androhung, daß, wofern ihm sein Leben lieb sei, er nicht im Entferntesten seine Gegenwart verrathen solle. Sorgfältig verschloß der Graf die Thüre und verschaffte ihm eine gute Gelegenheit, in tiefer Finsterniß seine Betrachtungen anzustellen.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Keine Leidenschaft enthüllt so sicher den innern Zustand des Menschen, wie die Eifersucht. Der Diakon hatte deutlich gesehen, mit welchem Eifer Katharine einen Brief las, wie sie ihn an ihre Lippen drückte und ihn dann schnell vor seinen Blicken verbarg. Es war ihm nicht schwer zu errathen, von wem dieser Brief sei. Nur mit der größten Mühe vermochte er, seinen Zorn zurückzuhalten; und die Bosheit und unterdrückte Wuth, welche seine Augen und seine zusammengebissenen Zähne kund gaben, preßten Katharinen, die wie am Boden festgenagelt dastand, einen Schrei des Entsetzens aus. Mehrmals versuchte er zu sprechen, aber umsonst. Vielleicht fürchtete er, zu sagen, was er nicht dürfe. Endlich erhielt er die Sprache wieder, gerade da Katharine — welche wohl die Lebensart besaß, die ein Geschenk der Unschuld, Güte und ungeheuchelten Frömmigkeit ist, aber fast ganz derjenigen entbehrte, welche die Welt verlangt — fortspringen wollte, um bei ihrer Mutter Schutz gegen die giftige Schlange zu suchen, die sie verfolgte. Er trat ihr in den Weg und sagte:

„Wahrscheinlich hat meine Ankunft die Jungfrau in Schrecken versetzt, was mich auf's tiefste schmerzen muß, indem ich deutlich einsehe, daß dieß nicht die Verlegenheit einer tugendsamen Braut vor ihrem Bräutigam, sondern die Wirkung eines andern Gefühls ist, das ich mich zu nennen scheue." Jetzt erhob er seine Stimme. „Ich verlange von meiner Verlobten, daß sie mir auf der Stelle das Papier zeige, worin sie so eben gelesen hat."

Katharinens weiblicher Stolz erwachte bei diesen Worten.

„Verlobte! Um Vergebung, Herr Diakon, das bin ich noch nicht, und über meine Handlungen brauche ich

Niemanden Rechenschaft abzulegen, als Gott, meinen Eltern und meinem Gewissen."

Katharine war in diesem Augenblick so schön, dieser Stolz stand ihr so wohl an, daß des Diakons Zorn dahinschmolz, wie Eis in der Frühlingssonne.

„Tugendreichste Jungfrau, Ihr Vater hat mir Sie zu meiner Verlobten geschenkt und somit zu meiner ehelichen Hausfrau, dieselbe zu lieben in Freud' und Leid. Ihre Mutter hat, wie das einer gehorsamen Ehefrau gebührt, ihre Zustimmung dazu gegeben und ich hoffe, daß Sie selbst, wie das einem ehrbaren und bescheidenen Mädchen ansteht, sich den wohlüberlegten Wünschen Ihrer Eltern fügen und es gänzlich unterlassen, Ihr sinnliches Begehren auf einen ungewaschenen Jungen zu richten, der vielleicht in kurzer Zeit sein Amt verliert, und mit welchem Sie sich am Ende, den Sack auf dem Rücken, in Land und Reich herumtreiben muß, und dieß Alles nur wegen der Augenlust und — und . . ."

Katharine wurde über seine Rede höchst aufgebracht. Anfangs war sie gesonnen, ihm Alles zu sagen, womit eine beleidigte Schönheit, sei sie auch nur ein Landmädchen, einem unverschämten und zudringlichen Freier zu begegnen, das Recht hat; aber der Gedanke an die Gefahr Erichs vermochte sie, zu schweigen. Sie nahm ihre Zuflucht zu den schärfsten Waffen des weiblichen Geschlechts: zu Thränen. Der Diakon hielt dieß für ein gutes Zeichen, näherte sich ihr, beugte sich über sie und seine Arme und Hände waren in unaufhörlicher Bewegung vor Sehnsucht, die holde Gestalt zu umfangen, und mit einer Stimme, die zärtlich sein sollte, aber wie eine falsche Quinte klang, flüsterte er:

„Schönste, tugendreichste Jungfrau, weinen Sie nicht, vergessen sie einen thörichten Liebesschwindel, denken Sie daran, daß ich von Gott und Ihren Eltern dazu ausersehen bin, Sie auf den rechten Weg zu führen, daß uns in den Freuden einer keuschen Ehe die höchste Glückseligkeit bescheert wird und und . . ."

Er hatte seiner lange verhehlten Begierde Luft gemacht und war nicht mehr Herr über sich. Ohne recht zu wissen, was er that, umarmte er brünstig das weinende Mädchen, das in seinem Schmerz die Gegenwart des Diakons fast ganz vergessen hatte und versuchte, es zu küssen. Mit Gewalt stieß sie ihn von sich, sprang wie ein gescheuchtes Reh zu ihrer Mutter und Barbara hinein und ließ den Diakon in verzweifelter Verwirrung stehn.

„Gott im Himmel, Mädchen, was ist das? Was fehlt Dir?“ fragte Frau Rabenia.

„Liebe Mutter!“ rief das erschreckte Mädchen, „rette mich! Der Diakon!“

„Was! Der Diakon!“ fragte die Mutter und Barbara zugleich.

„Ja, er selbst! Erst überhäufte er mich mit den schrecklichsten Vorwürfen und dann — o, mein Gott bewahre mich vor einem solchen Unthier von Mann! — wagte er es, mich mit Gewalt umarmen und trotz alles meines Widerstandes, mich küssen zu wollen!“

„Was? Dich umarmen und küssen?“

„Ja, meine Worte sind bestätigt. Eine solche Kanaille ist er; das habe ich immer gesagt,“ fügte Barbara hinzu.

„Ach, mein Gott, dort kommt er! Liebste Mutter, geh' ihm entgegen, damit ich ihn los werde . . .“

„Ja, liebe Schwester, thut das, dann brauche ich auch nicht mit ihm zu reden! Sonst will er mich nach Hause begleiten, und meinem Goldjungen Uebles nachreden.“

Frau Rabenia ging dem Diakon schnell entgegen, der, den Schweiß von der Stirne trocknend, gerade in die Hausflur trat.

Mit seiner gewöhnlichen kriechenden und heuchlerischen Miene verbeugte er sich.

„Ich komme, wertheste Schwiegermutter, um Ihnen und meiner lieben Braut glückliche Reise zu wünschen. Ich komme, um mich meinen verehrten Schwiegereltern und meiner herzlieben Verlobten auf's angelegenste zu

empfehlen; aber ich komme auch, um meinen Kummer darüber an den Tag zu legen, daß, während ich kaum verlobt bin, und statt binnen Kurzem die Krone das Haupt meiner Braut schmücken zu sehen, ich zu meinem Leidwesen es ansehen muß, wie sie diese ruhige Heimat verläßt, um in ein neues Sodom und Gomorrha zu fahren. Ein Anderer würde sich beunruhigen; aber da ich von ihrer Tugend und der Treue ihrer verehrten Eltern überzeugt bin, verbleibe ich vollkommen ruhig und vergnügt. Selig, wem der Herr eine tugendhafte Hausfrau schenkt!" Und nun sagte er das ganze siebenundzwanzigste Kapitel aus Jesus Sirach her.

Frau Rabenia bat ihn niederzusitzen. Er setzte sich, sah aber beständig nach der Thüre, ob Katharine nicht hereinkommen würde. Seufzend krächzte er:

„Mich soll verlangen, ob es mir vergönnt sein wird, mich in den klaren Augen meiner schönen Braut zu sonnen? Ach, wenn sie ahnen könnte, welchen Schmerz mir ihre Abwesenheit verursacht, sie würde nicht das Herz haben, ihren zukünftigen Mann so grausam zu behandeln! Ihr Anblick ist für mich das, was für Jakob der Rachels war. Verehrteste Schwiegermutter!" — er küßte ihre Hand — „legen Sie ein gutes Wort für mich ein, daß ich mich ihres Anblicks erfreuen möge!"

Frau Rabenia ging hinaus, um wo möglich Katharine zum Hereinkommen zu bewegen.

Sie war erstaunt, Katharine allein zu finden.

„Wo ist Base Barbara?" fragte sie.

„Um dem elenden Menschen nicht zu begegnen, schlich sie sich hinaus und ging hinter dem Stall herum auf die Landstraße."

„Und hat nicht einmal eine Butterschnitte zu sich genommen! Und ein solcher Weg!"

„Ich sagte ihr, wie gerade das meine Mutter verdrießen würde; aber unmöglich! Sie wollte nicht länger bleiben."

„Weiß Gott, sehr ärgerlich! Was soll ich nun

wieder sagen? Liebe Katharine, Du mußt durchaus hineinkommen und mit dem Diakon reden; denkst Du nicht an Deines Vaters Brief? Komm jetzt!"

„Wie soll ich mit einem Kerl reden und ihn ansehen können, der sich so benimmt?"

„Ja, liebes Kind, das ist freilich sehr schlimm; aber schrieb nicht der Vater.. Du mußt wohl hineingehen."

Katharine gehorchte. Als sie in's Zimmer trat und der Diakon ihr entgegen ging und sie bei der Hand nahm, wurde sie bleicher als das Tuch, das ihren Busen verhüllte. Bei diesem Anblick stellten sich die Furien der Eifersucht wieder ein und peitschten den Diakon unbarmherzig. Während ihrer Abwesenheit sehnte er sich nur nach ihrem Anblick; bei ihrer Gegenwart fühlte er alle Qual wohlverdienter Verachtung und verschmähter Liebe; selbst seine Heuchelei verließ ihn. Es wäre ihm eine Erleichterung gewesen, sie in Stücke zerreißen und ihrer Todesqual noch lachen zu können. In seiner Ruchlosigkeit wünschte er zu Gott, sie zur Ehefrau zu bekommen, um Gelegenheit zu haben, ihr all' die Schmerzen zu vergelten, die er jetzt empfand; und dießmal sah er aus, als ob sein Gebet aufrichtig wäre. Und doch sah er ein, daß er sprechen müsse; und da er nicht im Stande war, ein einziges Wort gegen die Tochter hervorzustammeln, so wandte er sich zur Mutter, aber — sie war noch bleicher.

„Bewahre, was geht hier vor? Ist meine hochverehrte Schwiegermutter krank?"

„Ja, es ist mir in der That nicht recht wohl. Es ist schrecklich, wie man mit den Jahren schwach und elend wird; ich merke, daß ich durchaus nicht mehr so zur Arbeit tauge, wie in meiner Jugend."

„Nein, nein, das glaube ich doch; es ist merkwürdig, daß Sie noch so munter aussehen, wie es wirklich der Fall ist. Aber ach, hochverehrte Frau Schwiegermutter, dürfte es mir nicht vergönnt sein, vor der Abreise nach Stockholm, den Verlobungsring an den Finger meiner Braut zu stecken?"

„Sehr gern," antwortete die vorsichtige Mutter, welche trotz allem Abscheu vor ihm, doch eine Beleidigung umgehen wollte, „meinethalben sehr gern; aber vielleicht wäre es schicklicher, damit zu warten, bis die Gegenwart des Vaters ein solches Bündniß heiligte? Und überdieß muß man Katharinen wohl ein wenig Zeit gönnen. Es geht wohl nicht an, so mit einem Bräutigam zu wechseln, wie man allenfalls ein Paar Handschuhe wechselt!"

Katharinens sichtbare Unruhe that Frau Rabenia leid: und um ihr den Kummer zu ersparen, sich in demselben Zimmer mit ihm aufzuhalten, befahl sie ihr, das Abendessen aufzutragen. Dieß goldne Wort ließ sich Katharine nicht zweimal sagen. Um die Mutter selbst zu diesem Geschäft zu bewegen, versuchte es der Diakon, wiewohl vergeblich, ihr vorzustellen, daß ihm der Anblick Katharinens erfreulicher sei, als die beste Abendmahlzeit; er mußte sich mit der Gesellschaft der Mutter begnügen.

Unter tiefen Seufzern ging der Diakon im Zimmer auf und ab; es arbeitete in ihm, seinem Zorn durch eine Predigt Luft zu verschaffen; aber die Vorsicht gebot ihm zu schweigen. Aber er schwur einen eben so feierlichen als stillen Eid, daß Mutter und Tochter einmal ihr jetziges Benehmen auf dem Butterbrod hineinessen müßten.

Nach seiner Entfernung und nachdem Frau Rabenia endlich am Gitter Abschied von ihm hatte nehmen können, eilte sie zu ihrer Tochter zurück und umarmte sie.

„Nein, Katharinchen, lieber will ich Dich Dein Lebenlang unverheiratet sehen, als daß Du eine solche Mißgeburt nehmen sollst. Liebe Tochter, sag', was ist mit Dir; Du wirst bald roth, bald blaß? Willst Du kein Vertrauen zu Deiner Mutter haben, die Dich so zärtlich liebt? Bin ich je streng gegen Dich gewesen?"

„Gewiß nicht! Ach, liebe Mutter, gewähre mir eine einzige Bitte!"

„Was verlangst Du, Katharinchen?"

„Liebe Mutter!" Sie küßte ihr die Hände und umarmte sie.

„Was willst Du?"

„Als Base Barbara hierher kam, gab sie mir ein kleines Billet von Erich."

„Trägt die alte Barbara Liebesbriefe?"

„Liebesbriefe! Hast Du vergessen, daß Erich und ich verlobt sind, daß wir geschworen haben, uns einander ewig anzugehören?" sie brach in einen Strom von Thränen aus.

„Wenn meine Mutter einen einfachen Brief so streng nimmt, so ist es nicht der Mühe werth, mehr zu sagen. O, mein geliebter Erich, wer wird uns beschützen, da uns sogar meine Mutter verläßt?"

„Liebste Katharine, was ist es? Erich schreibt vermuthlich und bittet, noch einmal . . ."

„Ja, liebe Mutter!" Sie las ihr den Brief vor.

„Herr Gott! In der Nacht? Wenn ihn Jemand gewahr wird, so bist Du ja für Dein ganzes Leben verschrieen?"

„Wer sollte ihn sehen? Und gerade deßhalb, daß Niemand Etwas sagen könne, und . . . ich konnte es unmöglich meiner Mutter verschweigen, habe ich Alles erzählt und vielleicht werden Erich und ich uns in langer Zeit nicht wiedersehn — und willst Du, daß ich sterben soll, ehe ich nach Stockholm komme?"

Und wann widerstand wohl ein Mutterherz den Bitten, Thränen und Schmeichelworten eines geliebten Kindes? Sie gab ihre Einwilligung.

So lange es noch ein Schimmer des Tages zuließ, hatte Katharine die geliebten Züge von der Hand ihres Erichs gelesen und wieder gelesen; aber schon war es elf Uhr, der lange Sommertag des Nordens hatte Abschied genommen und die Dämmerung, als Verkünderin der Nacht, hatte ihren noch durchsichtigen Schleier über die Gegend ausgebreitet, als Katharine noch am Fenster stand und unausgesetzt nach der Landstraße blickte, um einige Augenblicke früher den gewahr zu werden, den sie mehr als Alles auf Erden liebte. Endlich nahte

eine Gestalt, in einen dunkeln Mantel gehüllt. Sie erkannte ihren Erich und war nahe daran, zu rufen: „Dort ist er!" als sie sah, daß ihre Mutter eingeschlafen war. Auch sie saß am Fenster. Vor ihr lag ein Buch mit gottseligen Betrachtungen aufgeschlagen, deren sie mehr als je zu bedürfen meinte; sie mußte ja ihre stille Hütte verlassen und in eine ihr gänzlich fremde Welt eintreten. Ihre Augen erhoben sich mitunter von dem Buche zu ihrer Tochter, und betrachteten dieselbe manchmal ein wenig mißbilligend, indem sie versucht hatte, deren Aufmerksamkeit auf den ernsten Gegenstand zu lenken, der ihre eigne Seele beschäftigte, aber bald diesen Vorsatz wieder aufgegeben hatte, da sie das Unvermögen ihrer Tochter einsah, an etwas Anderes, als an ihren Erich, zu denken. Sie seufzte und machte sich Vorwürfe, Katharinens Bitten nachgegeben zu haben. Ihre strengen Grundsätze und ihre außerordentliche Liebe zu ihrer Tochter hatten ihr Herz zu einem Tummelplatz der widerstreitendsten Empfindungen gemacht. Sie bat zu Gott, er möge diese nach ihrer Meinung so schwere Sünde vergeben, und wenn die Strafe dafür nicht ausbleiben könne, so möge er sie züchtigen und ihre geliebte Tochter verschonen. Endlich war sie eingeschlummert; und wie konnte sie anders? Freilich waren die Anstalten zu ihrer Abreise nicht groß; aber doch mußte gewaschen, gestärkt und gebügelt, und die Hauseinrichtung einem Bauern übergeben werden, und Mutter und Tochter hatten daher, während der letzten zwei Tage, nur wenige Stunden der Ruhe widmen können.

Katharine überlegte, ob sie ihre Mutter wecken solle. „Nein, das ist eine Sünde," dachte sie; „sie ist so müde. Ich und Erich setzen uns auf die Bank vor dem Fenster; dort hören wir gleich, wenn sie erwacht." — Nun sah sie den Geliebten schon beim nächsten Fenster. Er kam denselben Weg, auf dem sich Barbara entfernt hatte. Mit leisen Schritten schlich sie aus dem

Zimmer und eilte ihm entgegen. Erich schloß sie in seine Arme.

„Der Dämmerung ungeachtet, hast Du mich gesehen, meine geliebte Katharine!"

„Ach, ich glaube, ich hätte Dich kommen gesehen, und wenn es noch so finster gewesen wäre! Es wird Dich doch wohl Niemand bemerkt haben?"

„Da unsre Lage uns zwingt, heimlich zusammen zu kommen, so kannst Du Dir leicht vorstellen, daß ich alle Vorsichtsmaßregeln anwandte, um nicht verrathen zu werden. Du hast also das Billet Deiner Mutter vorgelesen, und sie hat in unsre Zusammenkunft eingewilligt? Wie sehr muß sie uns lieben, daß sie, ihrer übertriebenen Strenge ungeachtet, unsre Bitte gewährte! Ich muß hinein gehen und sie begrüßen."

Katharine sagte ihm, daß ihre Mutter eingeschlafen sei, und sie setzten sich nun auf die Bank unter das Fenster.

„Meine Katharine! Ich habe Dir so viel zu sagen und Dich über so Vieles um Rath zu fragen; aber Du weinst?"

„Ist das ein Wunder?" rief sie und lehnte ihr Haupt an seine Brust. „Dieß ist vielleicht die letzte Stunde unsrer Seligkeit. Morgen verlasse ich diese Gegend; wann werden wir uns wiedersehn?"

Erich küßte die Thränen weg, die den schönen Augen entströmten.

„Früher, als Du Dir es vorstellst. Als ich gestern Deines Vaters Brief las, kehrte ich das Blatt nicht um; später kam der Diakon und es wurde vergessen. Heute Morgen las ich den Brief noch einmal, und denke Dir meine Freude. Dein Vater ersucht mich in einer Nachschrift, nach Stockholm zu kommen, es aber vor Allem so einzurichten, daß Niemand von meiner Reise Etwas ahne. „Auf eine oder die andere Art muß ich Euch wohl helfen können, sonst bleibt ja Katharine ihr

Lebtag ledig.“ Und das wäre doch ein zu hartes Urtheil, geliebte Katharine?“ fragte Erich scherzend.

„Nein, aber von Deiner Seite gerissen zu werden, um einem Andern anzugehören. O, mein Gott! ich fühle es, der Tod würde bald mein Leben enden, und wie kannst Du noch den Muth haben, zu scherzen?“

„Katharine, leicht kannst Du nach Deinem Schmerz den meinigen beurtheilen und dann auf meine Freude über die Aeußerungen Deines Vaters schließen. Ach, nur wer am Rande eines Abgrundes steht, im Begriff hinabzustürzen, und sich plötzlich davon weggerissen fühlt, kann sich eine schwache Vorstellung von meinem Entzücken machen! Im Uebermaaß desselben wollte ich Dir schreiben und Dir die glückliche Neuigkeit berichten; aber wie leicht kann nicht ein Brief verloren gehen? Und so sehnte ich mich darnach, Dich noch einmal zu sehen, Dich zu hören und auf dieser unsern Herzen unvergeßlichen Stätte unsrer Kindheit Dir zu sagen, wie sehr ich Dich liebe; und“ — seine Stimme zitterte — „wenn dieser schwache Hoffnungsstral in der dunkeln Nacht, die jetzt unsre früher so glückliche Liebe umhüllt, verlöschen sollte . . .“

„Großer Gott! was ist geschehen?“

„Geliebte Katharine, höre mich mit Ruhe! Du weißt, wie der Neid und die Bosheit auf der einen Seite, und Dummheit und Aberglauben auf der andern, den Ausgang meines Prozesses herbeigeführt haben; wie man, in Folge meiner Sorgfalt für meine alte Wärterin, keck behauptete, ich und sie stehen mit dem Teufel im Bunde; wie man meinen Besuch bei der Unglücklichen ausgekundschaftet und mit den sonderbarsten Zusätzen ausgeschmückt hat; wie der Gefängnißprediger, ein ehrlicher, obschon einfältiger Mann, Annens Kummer und Thränen für lauter Heuchelei gehalten, wie er ferner, jedesmal, wenn er die Alte sprach und mit seinen wahnsinnigen Exorzismen anfing, und dieselbe, stumm vor Schrecken und Entsetzen, nicht einmal im Stande

war, den Namen Gottes hervorzustammeln, in seinem blinden Eifer dieß als einen Beweis ihres Verbrechens ansah, sie als unbußfertig und mich der Sünde theilhaftig erklärte, und wie es ihm wahrscheinlich gelungen wäre, sie zum Feuertode verurtheilt zu sehen, wenn sich der Bischof nicht dagegen gestemmt hätte: dieß Alles weißt Du. Jetzt ist Lene zu diesem Tode verurtheilt."

„Lebendig verbrannt zu werden?" fragte Katharine und ein Schauder durchfuhr sie.

„Du schauderst?" fuhr er fort. „In Erwägung ihrer mancherlei Verbrechen, könnte man dieses grausame Urtheil möglicherweise entschuldigen; aber deßwegen erleidet sie diese Strafe nicht, sondern wegen der thörichten Einbildung, sie könne hexen."

„Erich, bester Erich!" unterbrach ihn Katharine, „glaubst Du an gar keine Hexerei? Es steht ja in der Bibel, und selbst der große Luther . . ."

„Ich bitte Dich, Katharine, unterbrich mich nicht! Anne ist auch verurtheilt, jedoch soll sie erst gehängt und dann verbrannt werden. Der Gefängnißprediger ging zu ihr, um der, seiner Meinung nach verstockten Sünderin in's Gewissen zu reden; und ohne Erbarmen mit dem Alter und den Schmerzen des unglücklichen Weibes, überhäufte er sie mit den gräßlichsten Verwünschungen, als sei sie von Gott verworfen, und sagte ihr, daß die Hölle bereit sei, sie zu verschlingen. Anne sank verzweifelt zur Erde. Der alte Rask, der einzige Vernünftige von Allen, hat nach mir geschickt und mich gebeten, zu kommen und die Unglückliche, die nicht mehr lange zu leben haben wird, zu trösten!"

„Erich!" sagte Katharine seufzend, „reise und tröste die arme alte Anne! Es ist Deine Pflicht, sowohl als Priester, wie als Mensch."

„O, daran erkenne ich meine Katharine!" antwortete Erich und küßte ihre Thränen weg. „Aber ich muß Dir sagen, daß meine Schritte bewacht werden, daß dieser Besuch der Grund zu einer neuen Anklage gegen

mich werden, und vielleicht alle Bemühungen Deines Vaters, mir des Königs Gnade wieder zu verschaffen, zu nichte machen kann."

Er schwieg; die entsetzlichen Worte klangen in Katharinens Brust wieder. Die Minute, welche verfloß, bevor sie zu einem Entschluß gelangen konnte, war die qualvollste ihres Lebens.

„Erich, Du mußt Deine Pflicht erfüllen, und wenn auch mein Herz brechen sollte."

Sie warf sich in seine Arme, ihre Lippen begegneten einander, ihre Thränen vermischten sich. Sachte machte sie sich aus seiner Umarmung los:

„Hier in dieser Nacht schwöre ich Dir vor Gottes Angesicht ewige Treue — Deine Gattin oder Keines! Und möge die Rache Gottes mich treffen, wenn ich meinen Eid breche!"

„Ja, irdische Gewalt kann unsre Geschicke trennen, aber nie unsre Herzen: Treue in Leben und Tod sei unser Wahlspruch! Auch ich schwöre es zu Gott, und möge seine Rache mich treffen, wenn ich meinen Eid breche!"

Eine lange, stumme Umarmung wurde zum Abschied; er riß sich los und verließ sie. Sie sah, wie er nach und nach verschwand. Ein namenloses Leiden ergriff sie, sie stürzte ihm nach, er hörte ihre Schritte, wandte sich um, breitete ihr seine Arme entgegen, drückte sie an die Brust, und nach einem Kuß, so lang, so brennend, so süß, als wollten sich ihre Seelen vereinigt zu den Räumen der Ewigkeit aufschwingen, schieden sie.

Sie hatten sich allein geglaubt; dem war nicht so. Der Diakon ahnte, daß der Brief, den Katharine las, die Bitte um eine Zusammenkunft enthielt. Er hatte schon mehrere vorhergehende Nächte, von Eifersucht getrieben, vergebens vor Erichs Wohnung auf der Lauer gelegen. Sobald es die Dämmerung zuließ, eilte er auf seinen Posten. Ungefähr um neun Uhr sah er die Thüre aufgehen und Erich herauskommen. Er hielt den

Athem an, während Erich dicht an ihm vorbei ging und den Weg nach Munktorp einschlug. Es war also kein Zweifel, was er beabsichtigte. Auf der Landstraße wagte er es nicht, Erich zu folgen, sondern er ging gebückt durch die Gräben.

„Hu!" sagte er oft leise. „Der Teufel läßt auch so heftig regnen; das Wasser geht mir bis an die Knie."

Endlich waren sie an Ort und Stelle.

„Ja, ganz richtig, ja! Schlägt er nicht den Hinterweg ein! Gingst Du in ordentlicher Absicht, würdest Du schon den rechten einschlagen. Priester sein und sich, wie ein Bauernknecht, des Nachts zu den Mädchen schleichen!"

Sein von Eifersucht geschärfter Blick gewahrte Katharine.

„Sieh, dort kömmt sie ja gesprungen! Ha, wie sie sich in seine Arme wirft! — Das nächste Mal werde ich Zeugen mit mir nehmen — hi, hi, hi! — Zeugen mit mir nehmen! Nun gehn sie — Tod und Hölle! Und wenn ich im ewigen Feuer brennen müßte, ich könnte nicht mehr ausstehn, als jetzt. O, und doch wollte ich mit Freuden dort brennen, wenn ich ihm den Hals umdrehen und sie jeden Tag plagen könnte!"

Während die Herzen der beiden Liebenden vor Freude über das Glück des Wiedersehens pochten, schlug das des Diakons noch gewaltiger, aber aus der schändlichsten aller Leidenschaften. Der Wahnsinn wollte ihn vorwärts treiben, die Feigheit hielt ihn zurück, seine ohnmächtige Wuth zehrte an ihm, wie ein hungriges Raubthier und in seinem schwarzen Herzen brannten alle Qualen, die niedrige Eifersucht und unreine Einbildung entzünden können.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Nicht in der freudigsten Gemüthsstimmung hatte Julie soeben die Königin verlassen und ihre Gemächer wieder betreten. „Hu, wie dunkel ist es hier!" sagte sie beim Eintritt in das früher beschriebene Kabinet. Obschon die Sonne noch nicht untergegangen war, hatte doch schon die Dämmerung ihren Flor über den von Gebäuden umgebenen Schloßhof gebreitet, und die schweren Seidendraperien vor den hohen, aber nur mit kleinen Scheiben versehenen Fenstern, schloßen das Tageslicht fast ganz ab, und gaben dem Zimmer ein so verstörtes Ansehen, daß es Julien wie eine Einöde vorkam.

„Du weißt, Mariette, daß ich die Dunkelheit nicht leiden kann! Licht!"

Ihr Befehl wurde sogleich vollzogen. Die Lichter am Kronleuchter, an den Wänden und auf dem Tische wurden angezündet; aber alle diese Stralenmassen konnten die Unruhe in ihrer Seele nicht zerstreuen.

„Zwei Tage," sagte sie, während sie im Zimmer auf und ab ging, „und kein Brief, keine Nachricht! Ich liebe Bjelke nicht. Für mich ist er nichts Anderes gewesen, als ein Mittel, meine Absichten zu erreichen; aber er darf mir nicht untreu werden, um dem Triumphwagen einer Andern zu folgen. Vor meiner letzten Ankunft in Schweden galten seine Huldigungen der Gräfin De la Gardin. Er ist schön, wohlgewachsen, und hat eine bezaubernde Art, sich zu benehmen, über sie wundre ich mich also nicht im Geringsten; aber in meinem — in meinem Kopf sollen keine Liebesgrillen Eingang finden. Dort herrschen wichtigere Pläne. Später ist es immer noch Zeit, der Gräfin ihre Eroberung streitig zu machen!"

Sie stellte sich lächelnd vor den stark erleuchteten

venetianischen Spiegel. Einen Augenblick darauf nahm sie ihre ernsthafte Miene wieder an und setzte ihren Spaziergang fort.

„Wo ist nur der Kammerdiener hingekommen? Vorgestern kam er von Kungsör zurück und seitdem hat ihn Niemand gesehen. Sollte vielleicht Bjelkens Benehmen mit dem Verschwinden des Mannes zusammenhängen?"

Gedankenvoll stützte sie das Haupt auf die schöne Hand; leise öffnete sich eine Thüre, sie sprang erschrocken auf: es war Mariette.

„Ach, mein Gott! erschreckte ich das gnädige Fräulein? Ew. Gnaden sind blaß, wie eine Leiche."

Diese Vergleichung paßte nicht sehr wohl dazu, Julie aufzumuntern; sie verabscheute es, von Leichen reden zu hören.

„Ew. Gnaden werden noch bläßer!" — Mariette wollte sie zu einem Stuhl führen; aber barsch wies sie die anerbotene Hilfe zurück.

„Was willst Du?"

Mariette zog sich zurück und antwortete ehrerbietig:

„Ein altes Weib ist draußen und bittet um die Gnade, mit dem gnädigen Fräulein unter vier Augen reden zu dürfen."

„Laß sie herein kommen!"

Mariette ging hinaus und brachte eine alte Frau herein, die in besserer bürgerlicher Kleidung, sich gebeugt und seufzend auf einen Stock stützte. Ihre Größe mußte bedeutend gewesen sein, da selbst die gebückte Stellung sie nicht ganz verbergen konnte.

„Gnädigstes Fräulein, darf ich mir die Gnade ausbitten, einige Worte allein mit Ihnen zu sprechen?"

Diese heisere, stammelnde Stimme kam Julien bekannt vor; sie gab Marietten einen Wink, und diese ging sogleich hinaus.

„Wer seid Ihr? Was wollt Ihr?"

Das Weib richtete sich plötzlich auf und warf Mantel und Haube ab.

„Was seh ich? Sie, Graf Axel Bilje, und diese Verkleidung! Was wollen Sie?"

„Sie retten, Julie! Alles ist entdeckt!"

Julie, die schon durch das Verschwinden des Kammerdieners auf ihre Gefahr vorbereitet war, beherrschte leicht die Bewegung, welche ihr diese Nachricht verursachte.

„Mein Fräulein," nahm der Graf wieder das Wort, „verachten Sie meine Warnung nicht! Hören Sie mir aufmerksam zu, und verzeihen Sie, wenn Sie vielleicht ein Ausdruck verletzen sollte! Vorgestern kam der Kammerdiener Andersson von Kungsör zurück, wohin ihn der König geschickt hatte. Man sah, daß Graf Wallenstedt an der großen Treppe mit ihm sprach, und daß er dem Grafen hinauf zum Könige folgte; aber seitdem hat ihn kein Mensch mehr gesehen. Es hieß wohl, er habe sich über Hals und Kopf fortbegeben müssen; aber man konnte den Vermuthungen nicht zuvorkommen, und — Julie! Ihre Gefahr zwingt mir ein Geständniß ab, das Ihnen für immer ein Geheimniß geblieben wäre, wenn sich das Unglück nicht an Sie gewagt hätte. Ich habe niemals aufgehört, Sie zu lieben; aber auch Sie, Julie, auch Sie, bei all' ihrer Schönheit, haben Feinde. Die Frau meines Vetters, die Gräfin Bilje, hat lange, obwohl vergebens, an Ihrem Fall gearbeitet; ebenso die Gräfin de la Gardin. Heute erzählte mir mein Cousin, daß ich bald an meinen Feinden — verzeiht diesen Ausdruck! — Rache haben sollte. Ich antwortete, daß ich keine solche habe; und wenn es so wäre, so würde mir mein Degen bald Recht verschaffen. „Verstehst Du mich nicht?" fragte er. „Ich meine sie, um derentwillen Du Dich aus der Welt zurückgezogen hast, und jetzt wie ein Eremit lebst." Da stand Dein schönes Bild vor meinen Blicken, Deine früher so zärtliche Liebe und die Verfolgungen, die ich ihretwegen erduldete; Alles stand

so lebhaft, so frisch vor meiner Einbildung, und in einem Nu waren zehn Jahre der Qual dahin. Aber die Zeit enteilt; ich muß mich kurz fassen. Der König hat Argwohn auf seinen Kammerdiener; seine Papiere werden untersucht; der Graf Wallenstedt findet dort eine Schrift, die seine Schuld beweist. Er war zu der Zeit in Kungsör, und sobald er wieder kam, führte ihn Wallenstedt hinauf zum König. Sein Geständniß hat Sie und den dänischen Gesandten auf's Höchste kompromittirt, obwohl der König argwohnt, daß Sie besonders für den Kurfürsten von Brandenburg intriguiren. Jetzt habe ich Alles gesagt; fassen Sie Ihren Entschluß und das bald!"

Julie stand da, wie vom Blitz getroffen. Sie glaubte sich von den schwedischen Herrn betrogen und verrathen; sie sah den einzigen Mann vor sich, den sie je geliebt hatte, und der sie, ihrer Galanterien ungeachtet, noch so sehr liebte, daß er es wagte, dem Zorn seines Königs zu trotzen und zu ihrer Rettung herbei zu eilen.

„Axel!" flüsterte sie.

Bei diesem Ton, den er seit zehn Jahren nicht gehört hatte, stürzte der Graf zu ihren Füßen. Thränen des bittern Schmerzes und vielleicht der Reue drängten sich unter ihren Wimpern hervor; denn auch das falsche, verbrecherische Weib kann von Liebe und Treue gerührt werden.

„Axel!" hob sie mild wieder an, „nur Du hast den Muth gehabt, mich von einer möglichen Gefahr zu benachrichtigen, während vielleicht alle Andern ihre Rettung in meinem Fall suchten; nimm dafür meinen innigsten, wärmsten Dank! Aber — sie haben sich getäuscht; bei mir findet sich nichts Verdächtiges: und laß sie nur kommen — ich trotze ihnen! Wer hat uns verrathen können?"

„Das ist ein undurchdringliches Geheimniß."

Eine Uhr schlug.

„Was? Schon neun? Ich muß gehn.“

Rasch warf er seine Verkleidung um und wandte sich noch einmal, Julie zu betrachten, die im Streit mit sich selbst, bald erröthend, bald erbleichend, sich ihm näherte und seine Hand ergriff:

„Du eiltest in der Stunde der Gefahr, um mich zu retten; ich werde zu dessen Rettung eilen, der uns Beiden theuer ist. Ich sehe voraus, daß ich Schweden verlassen muß; ich will eilen, ihn zu retten — Deinen und meinen Sohn . . .“

„Was? Er lebt?“ — Man hörte Tritte im Korridor. — „Julie! man kommt, um zu untersuchen . . .“

Sie stutzte, erhob das Haupt und warf ihre großen, ausdrucksvollen Augen umher. Plötzlich, aber mit vollkommener Ruhe, faßte sie den bestürzten Grafen am Arm, führte ihn schnell durch ihr Schlafgemach und Mariettens Zimmer, deutete derselben, sich nach dem Kabinet zu begeben, und öffnete die Thüre zu einem Gang.

„Geh grade aus,“ flüsterte sie, „bis Du zu einem Fenster kömmst, das nur eine halbe Elle über dem Boden des Ganges liegt, der zu der großen Treppe führt.“

Sie drückte ihm die Hand zum Abschied.

„Werde ich Sie wiedersehn? Wo ist . . .“

Julie konnte nicht antworten; man hörte deutlich Graf Wallenstedts Stimme. Rasch verschloß sie die Thüre, fuhr mit der Hand über die Stirne, und mit einer Miene, als ob Nichts vorgefallen sei, trat sie in ihr Schlafgemach und stellte sich höchst verwundert über die Gegenwart des Königs, des Oberhofstallmeisters Hard, des Grafen Wallenstedt und des Sekretärs Piper.

Der König trat ihr heftig entgegen. Seine großen, scharfen Lippen schienen noch größer und schärfer, als gewöhnlich; aber, zu aufgeregt um mit einer Dame zu sprechen, heftete er stumm, aber scharf, seine durchdringenden Augen auf sie. Julie konnte diesen zornsprühenden Heldenblick nicht aushalten. Sie erbleichte, ein

Zittern durchbebte sie; aber im Gefühl ihrer Geburt rief sie sich Muth zu und fragte mit einer Stimme, die halb demüthig, halb stolz war:

„Wodurch war ich so unglücklich, mir Ew. Majestät Ungnade zuzuziehen?“

„Wodurch?“ entgegnete der König heftig. „Wodurch? Und das fragen Sie, mein Fräulein?“

„Ja, Ew. Majestät; denn ich bin mir keiner Schuld bewußt.“

Karls Augen und Mund wurden noch größer.

„Bei Gott! Wärt Ihr nicht ein Weib . . .“

Sie hielt den Zorn des Königs mit einer bewundernswürdigen Ruhe aus.

„Es ist nicht der Mühe werth, hier die Unschuldige zu spielen; ich kenne Sie zu gut. Gestehen Sie auf der Stelle, welche die Personen waren, die sich in der Nacht nach dem Ulrikafeste bei Ihnen versammelten?“

„Bei mir in der Nacht? O, mein Gott! Wer hat es gewagt, so Etwas zu ersinnen?“ — Sie brach in Thränen aus. — „Unglücklich das Weib, das sich gegen Beschuldigungen dieser Art vertheidigen muß, mag sie auch sein, wer sie wolle, um wieviel mehr eine Dame von meiner Geburt! Ew. Majestät! Ich fordre die strengste Untersuchung! Man soll alle meine Leute zusammenrufen; sie werden Zeugniß ablegen für mich! Hier, Ew. Majestät, sind meine Schlüssel; erlauben Sie, daß ich sie dem Hofstallmeister übergebe! Man soll alle Winkel bei mir durchsuchen! Man möge mir den gegenüberstellen, der mich so schamlos anzuklagen gewagt hat! Ew. Majestät verweigern ja dem Geringsten ihrer Unterthanen nicht Gerechtigkeit; viel weniger mir, einem Gaste, einer Fürstin!“

„Mein Fräulein! Sparen Sie Ihre Thränen; hier sind sie überflüssig. Hard, Du nimmst Piper mit Dir, verhörst die Bedienung und durchsiehst sodann die Papiere des Fräuleins. Ich hoffe, daß Sie unterdessen mir und Graf Wallenstedt Gesellschaft leisten werden!“

Julie schwamm in Thränen des Unwillens und der Wuth. Der König setzte sich und lud sie ein, Platz an seiner Seite zu nehmen.

Unter tiefem Schweigen verfloß eine gute Stunde, bis Hard und Piper wieder kamen.

„Nun wohl, meine Herrn!“ sagte sie, wider Willen etwas höhnisch, „hat sich unter meinen Papieren Etwas gefunden, was einen so entsetzlichen Argwohn rechtfertigen kann?“

Der König stand rasch auf und ergriff das Wort: „Mein Fräulein, ich war fest überzeugt, daß sich bei einer Dame von Ihrer List und Verschlagenheit nichts Verdächtiges finden werde. Nehmen Sie inzwischen das! Sie ersehen daraus, daß ich Sie kenne; und was Sie hiernach zu thun haben, kann Ihrem Scharfsinn nicht entgehen.“

Er gab ihr ein Papier und entfernte sich in Begleitung der Grafen. Julie entfaltete das Papier; es wirkte wie ein Schlangenbiß.

„So habe ich doch recht vermuthet! Um des Königs Gnade wieder zu gewinnen, hat Bjelke mich verrathen!“

Starr, wie eine Bildsäule, saß sie auf dem Sopha. Das Einzige, was zu erkennen gab, daß sie noch lebte, war, daß ihre glänzenden Augen eine grüngelbe Farbe annahmen und Flammen sprühten. Vor ihren Blicken schwirrte der Hofdamen triumphirendes Gelächter, die verächtlichen, spöttischen Urtheile der Männer, und, was ihr am tiefsten in die Seele schnitt, die Klagen der Königin über den in die Tracht des Lichts gehüllten bösen Geist. Bei diesem Gedanken sprang sie auf, die bleichen Wangen färbten sich hochroth, die Lippen schwärzten sich, der unglückliche Brief, der in einem nicht wohl bewachten Augenblick geschrieben war, wurde zerrissen und wüthend zertrat sie die Stücke. Zufällig blickte sie dabei in den hell erleuchteten Spiegel,

und wurde darin ihr verändertes Aussehen gewahr. Das unschuldige Glas, welches bewußtlos den wahren Zustand ihres Herzens abspiegelte, zu zertrümmern, war das Werk eines Augenblicks. Dann kam die Reihe an Alles, was ihre Hände zu zerstören vermochten; und unter den fürchterlichsten Racheschwüren ließ sie Allem das Schicksal des Spiegels zu Theil werden. „Ha, ha, ha! Lene hat richtig prophezeit! Dießmal sollte es durch Verrätherei mißlingen; aber das Gift ist in meinen Händen, und das soll — gelingen!“ Ihre Kammerjungfer, die durch das Gepolter herbeigelockt war, sah zitternd diesem seltsamen Auftritt zu; und erst, nachdem Julie ihre Wuth befriedige, gelang es Mariette, in Vereinigung mit der Abspannung, die unfehlbar einem solchen Ausbruch folgen mußte, ihre Gebieterin wenigstens äußerlich zu beruhigen.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Der Kammerdiener hatte hinlänglich Zeit gehabt, die letzten Ereignisse aus seiner Lebensgeschichte zu überdenken. Unruhig drehte er sich hin und her auf der Bank, worauf er saß; gehen konnte er nicht, dazu war der Winkel zu klein. Die Finsterniß, die Einsamkeit, Alles trug dazu bei, ihm Schrecken einzujagen; Schafott, Richtblock und Beil sah er dicht vor Augen. Er schauderte und fühlte, wie ihm der kalte Schweiß durch alle Poren drang; aber theils war er ziemlich unerschrockener Natur, theils gab ihm sein ungewöhnlicher Scharfsinn eine Menge Mittel, zu überlegen, wie er sich mit heiler Haut aus seinem Unglück ziehen könne, und so beruhigte er sich nach und nach.

„Ich will das Tageslicht nicht mehr schauen," sagte er zu sich selbst, „wenn ich begreifen kann, wie der König hinter den Kasten gekommen ist, von dem doch kein Mensch Etwas wußte. Sollte vielleicht meine Frau — — nein, das ist nicht möglich! Ich habe sie nie das Geringste davon merken lassen. Der Teufel soll mich holen, wenn ich nicht glaube, daß der König hexen kann! Oder steckt vielleicht der alte Eckeroth darunter? Das ist das Wahrscheinste; er ist so einer, der Alles sieht. Mag es nun sein, wie es will, ich habe jetzt, ein für allemal, den Strick um den Hals, und den muß ich wegschaffen." — Er legte den Finger an die Nase. — „Wenn ich nun durch ein aufrichtiges Geständniß des Königs Gnade wieder zu gewinnen suchte? Das taugt Nichts! Der König verzeiht mir nie, und übrigens hängt man die kleinen Diebe und die großen läßt man laufen: die Herrn ziehen sich aus dem Spiel und ich muß die Musikanten bezahlen. Freilich sieht der König, daß die Großen es nicht ehrlich mit ihm meinen; aber dazu ist er doch wohl zu höflich gegen sie. Am Ende macht er gar gemeinschaftliche Sache mit ihnen. — Ach, Possen! Was will ich beweisen? Nein, ich bleibe bei meinem ersten Plan; ich schweige. Habe ich einmal bekannt, so fragt kein Mensch mehr einen Deut nach mir; aber schweige ich, dann bin ich immer eine Gewitterwolke für sie, und sie werden Alles thun, um mich zu befreien. Wenn ich nur wüßte, wie ich ein Billetchen an den Grafen Bjelke besorgen könnte!"

Er besann sich hin und her, und je länger es dauert, desto ungeduldiger wurde er; man konnte ihn ja jeden Augenblick abholen.

„Nein, zum Donnerwetter! das geht so nicht. Ruhig muß man sein, wenn man etwas Kluges ausdenden will. Wie soll ich nur kalt werden? Ja, ich will bis hundert zählen." Und jetzt fing er an: 1, 2, 3 rc. rc. „So will ich's machen," unterbrach er sich selbst. „Den Teufel auch! Ich muß wieder vorn anfangen; ich muß

alle einfältigen Gedanken verjagen" — Nun fing er wieder an zu zählen, und es gelang ihm endlich mit großer Anstrengung bis auf 99 und 100 zu kommen. Seine Methode hatte sich bewährt. Binnen wenig Augenblicken war sein Plan gemacht und in's Werk gesetzt. Die lecke Thüre ließ einen schwachen Lichtstreifen durchfallen, der ihm genug war. Ungewiß, ob nicht Jemand draußen Wache halte, zog er so leise als möglich seine Schreibtafel hervor, riß ein weißes Blatt Papier heraus, nahm ein Bleistift und schrieb einige Zeilen.

„Jetzt mag es unter Gottes Geleit abgehn! Ich habe nichts Gefährliches geschrieben." — Er steckte die Schreibtafel wieder in seine Tasche und das Billet in den Hemdärmel, und beschloß mit stoischer Ruhe sein künftiges Schicksal abzuwarten.

Er brauchte nicht lange zu harren, als Wallenstedt die Thüre öffnete und ihm rief. Als er herauskam, stellte er sich eine Weile geblendet; endlich aber warf er sich vor dem Grafen auf die Knie und fragte, ob es ihm denn ganz unmöglich sei, die Gnade des Königs wieder zu gewinnen. Er weinte und bat, und bat und weinte so verzweifelt, daß der Graf, der eine solche Falschheit nicht ahnen konnte, Mitleid mit ihm zu fühlen anfing, ihn aber gleichwohl mit Vorwürfen wegen seiner Verrätherei überhäufte. Der Kammerdiener gab Alles zu und fügte unter Seufzern und Thränen bei:

„Ich habe viele Kinder und geringe Besoldung. Der dänische Gesandte machte mir große Versprechungen und redete so, daß er einen Engel hätte verführen können. Er schwur, daß er weder mit Schweden, noch mit dem König Böses im Sinn habe. Seine Majestät seien ja seiner geliebten Prinzessin Herr und Gemahl. Er wolle des Königs Gedanken nur wissen, damit der Friede um so gewisser aufrecht erhalten werde, und mehr dergleichen, was ich freilich als eitel Falschheit und List hätte erkennen sollen."

Von Mitleiden gerührt, versprach der Graf endlich, dem Könige von Andersons Reue zu reden, und dieser küßte dankbar des Grafen Rock.

Wallenstedt fügte vertraulich hinzu: „Wenn Du aufrichtig bist, so verspreche ich Dir, daß Du bald wieder Deine Freiheit und noch Geld dazu bekommen sollst; aber sprich, steckt nicht Graf Bjelke unter den Plänen des dänischen Gesandten?"

„Nein, gnädigster Herr Graf! Wenn auch schuldig, so kann ich doch nie so ehrvergessen handeln, irgend Jemanden, sei er vornehm oder gering, zu belügen. Ich habe mit Graf Bjelke nie etwas Anderes zu thun gehabt, als daß ich zwischen ihm und Fräulein Julie Briefe trug." — Darauf erzählte er Alles, was er von diesem Liebeshandel sowohl wußte, als nicht wußte. So sehr es auch Wallenstedt verdroß, Bjelke in ersterer Beziehung nicht schuldig zu finden, so tröstete ihn doch einigermaßen dieß Geschwätz, welches ihn wenigstens bei dem strengen König in Ungnade setzen mußte.

„Ach, gnädigster Herr Graf, wenn ich wagte, mir eine Gnade auszubitten!"

„Und die wäre?"

„Daß ich, bevor man mich in's Gefängniß, oder auf die Festung führt, von meiner Frau Abschied nehmen darf."

Nach einigem Ueberlegen gestattete es der Graf.

„Aber mit einem Vorbehalt. Du sagst Nichts davon, daß Du eingesteckt wirst; es wird heißen, der König habe Dich nach Schonen geschickt. Ich will Johann sagen, daß er zu Deiner Frau geht."

Nur mit der größten Mühe vermochte Andersson seine Freude zu unterdrücken; denn Johann war gerade der Lakei, dem er sein Billet anvertrauen wollte. Er wußte nicht, daß grade dieser ihn ausgekundschaftet und an den Grafen verrathen hatte. Andersson, der kein Neuling war, behielt sein gleichgültiges Aussehen, öff-

nete die Thüre, ließ sie weit offen stehn, ging Johann entgegen und sagte ihm, daß er Befehl zur Abreise erhalten habe, und zwar so plötzlich, daß er keine Zeit habe, nach Hause zu gehen und Abschied von seiner Frau zu nehmen, sondern daß sich Johann zu ihm verfügen möge. Unterdessen hatte er das Billet hervor genommen, und es Johann in die Hand gedrückt, während er ihm zuflüsterte: „Graf Bjelke — große Belohnung!" Er bemerkte das falsche Lächeln nicht, daß in Johanns Augen und um seinen Mund spielte.

Kaum vor die Thüre gekommen, schickte dieser sich an, seinen Fund zum König oder zum Grafen Wallenstedt zu bringen. — So hängt oft des Menschen Schicksal an einem Haare. Dießmal hielt es fest; er konnte weder den König noch den Grafen sprechen. Die Neugierde, der Plaggeist aller Bedienten, kam über ihn.

„Ich muß sehn, was er schreibt." — Rasch öffnete er das Briefchen. „Was Teufel ist das? Das wußte ich vorher."

Eine volle Minute dachte er darüber nach, ob er das Billet zum Bjelke oder zum König bringen sollte. Der Eigennutz siegte.

„Der Graf ist freigebig, der König geizig. Der König hat mir nach Andersson dessen Dienst versprochen, und mehr bekomme ich nicht. Nein, ich gehe zum Grafen."

Er steckte das Billet in die Tasche. — „Zum Donnerwetter! beinahe hätte ich vergessen, daß ich zu Anderssons Frau gehen soll."

Er fand sie über das sonderbare Ausbleiben ihres Mannes sehr nachdenklich, richtete seinen Auftrag aus und hatte alle mögliche Mühe, sich ernsthaft zu halten, als sie die Beschwerlichkeiten des Dienstes hervorhob, welche Jemand ertragen müsse, der die Gunst des Königs in so hohem Grade, wie ihr Mann, besitze, und als sie ihre Freude über die Ehre äußerte, in des Königs eigenem Zimmer Abschied von ihm nehmen zu

dürfen. Mit Freude in Blick und Miene trat sie ein und sagte ihrem Mann für längere Zeit Lebewohl. Diese Freude war so unverstellt, so aufrichtig und ungekünstelt, daß selbst der dabei gegenwärtige, höchst aufgebrachte Graf, welcher damals den unter ihm Stehenden nicht gern gleiche menschliche Rechte zugestehen wollte, davon gerührt wurde, und ihr Mann Etwas wie Gewissensbisse in seiner Brust aufsteigen fühlte, deren Stimme ihm zurief: „Verräther! Du hast, gleich Judas, Deinen König und Herrn verkauft! Was anders, als Deine Niedrigkeit, hat Dich vor größerem Verbrechen bewahrt? Du hast all das Böse gethan, das zu thun Du fähig warst."

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Graf Bjelke befand sich eben in dem Zustande, wo Schlaf und Wachen sich um die Herrschaft streiten. Er verlängerte diesen Zustand selbst, um die heitern Bilder, welche ihm der Gott der Träume vorgaukelte, recht zu genießen. Er sah sich und den höhern Adel im Besitz all seiner frühern Macht und Reichthümer; aber Gaukelbilder verschwinden bald, „denn Schelme sind sie alle." Der Graf schlug die Augen auf und dahin waren die Irrgestalten des Traumes. Er schellte; der Kammerpage und der Laufer traten ein und verbeugten sich demüthig. Der Arbeit ihrer geschickten Hände überlassen, saß er bald in einem kostbaren Nachtrock auf dem Sopha. Der Kammerdiener und zwei Lakeien brachten eine Kaffeekanne herein, eine Milchschale, Zuckerbüchse und Brodkorb — Alles von Silber. Der Erstgenannte schenkte den Kaffee ein, und

während der Graf ihn schlürfte, fragte er: „Was gibt's Neues in der Stadt?" Der Kammerdiener wiederholte mit einigen Zusätzen, was er erfahren hatte. So ging es ordentlicherweise jeden Morgen zu; denn Graf Bjelke liebte eine ziemlich scharfe Polizei, und der Geschmack des Herrn und des Dieners stimmte in dieser Hinsicht so vollkommen überein, daß der Graf vermuthlich hierin besser, als in irgend etwas Anderem bedient wurde. Inmitten der interessantesten Erzählung wurde der Kammerdiener durch die Ankunft eines Lakeien unterbrochen. Der Graf stampfte ungeduldig mit dem Fuße; der Lakei entfernte sich sogleich. Mit schüchterner Miene näherte sich der Kammerdiener dem Sopha und meldete, daß Johann dringendst um die Gnade bitte, mit dem gnädigen Grafen reden zu dürfen.

„Des Königs zweiter Kammerdiener'" sagte Bjelke verwundert, „verlangt Zutritt bei mir? Das ist sonderbar! Aber es ist wahr, der erste ist ja fortgereist. Laß ihn eintreten!"

Der Kammerdiener entfernte sich und führte gleich darauf Johann herein.

„Was wollt Ihr?" fragte der Graf herablassend. Der Bursche verbeugte sich und sah den Grafen schweigend an, der seinem Kammerdiener ein Zeichen gab, abzutreten.

„Nun sind wir allein — rede! Befiehlt Seine Majestät Etwas?"

Johann öffnete die Thüre und sah nach, ob Jemand lausche.

„Was ist das? Gib Antwort!" rief der Graf ungeduldig.

„Andersson ist in so große Ungnade gefallen, daß der König, wie ich wenigstens glaube, ihn hat verhaften lassen," sagte Johann flüsternd.

Bjelke wurde leichenblaß. Des Lakeien Herz hüpfte vor Freude, als er den mächtigen Aristokraten, den verwegenen Krieger, vor sich zittern sah. „Du bist nur

ein Mensch, Du wie ich, so groß Du auch sein willst,“ dachte er und fuhr fort:

„Aber ehe das noch geschah, fand er Mittel und Wege, mir dieß Billet zuzustecken mit dem Auftrage, dasselbe dem Herrn Grafen zu überbringen.“ Das Beiwort: gnädig, was braucht man es dem zu geben, der zittert?

Der Graf nahm das Billet, warf sich auf den Sopha, kehrte Johann den Rücken und las:

„Gnädigster Herr Graf!“

Ich muß den gnädigen Herrn Grafen um Verzeihung anflehen für die Verrätherei, die ich auch gegen Sie beging. Durch schnöden Gewinn verführt, habe ich dem dänischen Gesandten einige Nachrichten über unsern gnädigsten König zukommen lassen. Aber was entgeht dem Scharfsinn Seiner Majestät? Er hat meine Bosheit entdeckt, und keine Strafe kann für mein Verbrechen zu hart sein. Seine Majestät befragte mich um Mitschuldige. Der Wahrheit gemäß nannte ich Fräulein Julie, und was noch schlimmer ist, in meinem Schrecken offenbarte ich Alles, was ich über Ihr Liebesverhältniß mit dem Fräulein wußte, und auch — ich bitte den gnädigen Herrn Grafen, es mir um Gotteswillen zu verzeihen — daß Sie das Fräulein des Nachts empfangen habe. Gnädigster Herr Graf! haben Sie Erbarmen mit einem armen Teufel und legen Sie bei unserm allergnädigsten König ein gutes Wort für mich ein!

Bis in den blassen Tod bin ich des gnädigsten Herrn Grafen unterthänigster und getreuster Diener

Andersson.“

Johann gab auf alle Bewegungen des Grafen Acht. Er wandte ihm wohl den Rücken zu, aber vergaß, daß die verrätherische Spiegelwand alle seine Züge zurückstralte. Johann sah ihn erbleichen, mehrmals das

Papier durchlesen, eine ruhige Miene annehmen und endlich auch den Brief in tausend Stücke zerreißen. Er erhob sich, öffnete ein Schreibpult und nahm eine Rolle Dukaten heraus.

„Hier, mein Freund," sagte er, „nehmt diese Kleinigkeit, als einen Beweis meiner geneigten Erkenntlichkeit! Ich bitte Euch, mein Freund, verrathet dieses Geheimniß gegen Niemanden; ich rechne auf Eure Verschwiegenheit.

Johann versicherte, sein Mund werde so verschlossen sein, wie das Grab.

„Apropos!" sagte der Graf endlich. „Wie ist es doch? Hast Du nicht einen Neffen, der Theologie studirt?"

„Ja, gnädigster Herr Graf; im nächsten Termin wird er zum Priester geweiht."

„Schon? Das muß ich sagen! Dann ist er gewiß sehr geschickt?"

„Das ist er! Sein seliger Vater hinterließ bei seinem Tode wenig Vermögen; aber wie sollte das ausgereicht haben, wenn ich nicht von meiner Armuth beigesteuert hätte?"

„Ach, Du Erzschelm," dachte der Graf, der als ein gewandter Politiker es nicht verschmähte, auch über den geringsten Hofbedienten Erkundigungen einzuziehen und daher sehr wohl wußte, daß der Lakei Johann sich nach dem Tode seines Bruders dessen bedeutendes Vermögen angeeignet hatte und den armen Jungen fast nur von der Barmherzigkeit Anderer leben ließ.

„Nun wohl, mein Freund, so bald er ordinirt sein wird, ernenne ich ihn zu meinem Hausgeistlichen."

Er ging zum Pult und schrieb einige Zeilen.

„Hier habt Ihr darüber mein schriftliches Versprechen."

„Gott segne Ew. Hochwohlgeboren, gnädigster Herr Graf! Welches Glück! Ach, des armen Jungen Schicksal hat mir immer schwer auf dem Herzen gelegen!"

Dießmal redete er nicht die Unwahrheit; denn das Gewissen sprach manchmal ein hartes Gericht wegen seiner Dieberei über ihn aus. Nunmehr gedachte er dasselbe auf das weiche Kissen einer Wohlthat zu betten, die dem Jüngling um seinetwillen erzeigt wurde.

„Es ist nicht der Mühe werth, mein Lieber, so viel Wesens aus einer solchen Kleinigkeit zu machen. Ihr seid mir zu keinem Dank verpflichtet; ich bin es im Gegentheil . . . denn ich bekomme einen geschickten Geistlichen."

„Womit soll ich Ihnen meine unterthänige Erkenntlichkeit beweisen?"

Der Graf schwieg einige Augenblicke.

„Ja, ich habe manche Neider, und darunter einige sehr mächtige. Es sind Emporkömmlinge, die den alten Adel fürchten, und Alles aufbieten, uns bei unserm gnädigen König anzuschwärzen. Sie können die Gunst nicht verschmerzen, in der ich bei dem König stehe. Wie soll ich ihren Anschlägen zuvorkommen, wenn ich sie nicht kenne? Wollt Ihr mir einigermaßen erkenntlich sein, und auf meine fernere Protektion, nicht nur für Euren Neffen, sondern für Eure ganze Anverwandtschaft rechnen, so unterrichtet mich von Allem, was bei dem König vorfällt; denn ich vermuthe, daß Ihr der Nachfolger des abgesetzten Kammerdieners werdet. Die trübe Jahreszeit kömmt heran, Ihr könnt Euch leicht zu meinem Palais schleichen; Eure Mühe soll belohnt werden."

„Ach, gnädigster Herr Graf, reden sie nicht von Bezahlung! Wer würde einem so freigebigen Herrn nicht selbst das Leben opfern wollen?"

Nachdem er den Grafen noch einmal seiner Dankbarkeit und seiner erkenntlichen Verschwiegenheit versichert hatte, entfernte er sich.

Jetzt allein, durchdachte Graf Bjelke noch einmal Anderssons Schreiben.

„Also ist noch Nichts am Tage," sagte er vor sich

Papier durchlesen, eine ruhige Miene annehmen und endlich auch den Brief in tausend Stücke zerreißen. Er erhob sich, öffnete ein Schreibpult und nahm eine Rolle Dukaten heraus.

„Hier, mein Freund," sagte er, „nehmt diese Kleinigkeit, als einen Beweis meiner geneigten Erkenntlichkeit! Ich bitte Euch, mein Freund, verrathet dieses Geheimniß gegen Niemanden; ich rechne auf Eure Verschwiegenheit.

Johann versicherte, sein Mund werde so verschlossen sein, wie das Grab.

„Apropos!" sagte der Graf endlich. „Wie ist es doch? Hast Du nicht einen Neffen, der Theologie studirt?"

„Ja, gnädigster Herr Graf; im nächsten Termin wird er zum Priester geweiht."

„Schon? Das muß ich sagen! Dann ist er gewiß sehr geschickt?"

„Das ist er! Sein seliger Vater hinterließ bei seinem Tode wenig Vermögen; aber wie sollte das ausgereicht haben, wenn ich nicht von meiner Armuth beigesteuert hätte?"

„Ach, Du Erzschelm," dachte der Graf, der als ein gewandter Politiker es nicht verschmähte, auch über den geringsten Hofbedienten Erkundigungen einzuziehen und daher sehr wohl wußte, daß der Lakei Johann sich nach dem Tode seines Bruders dessen bedeutendes Vermögen angeeignet hatte und den armen Jungen fast nur von der Barmherzigkeit Anderer leben ließ.

„Nun wohl, mein Freund, so bald er ordinirt sein wird, ernenne ich ihn zu meinem Hausgeistlichen."

Er ging zum Pult und schrieb einige Zeilen.

„Hier habt Ihr darüber mein schriftliches Versprechen."

„Gott segne Ew. Hochwohlgeboren, gnädigster Herr Graf! Welches Glück! Ach, des armen Jungen Schicksal hat mir immer schwer auf dem Herzen gelegen!"

Dießmal redete er nicht die Unwahrheit; denn das Gewissen sprach manchmal ein hartes Gericht wegen seiner Dieberei über ihn aus. Nunmehr gedachte er dasselbe auf das weiche Kissen einer Wohlthat zu betten, die dem Jüngling um seinetwillen erzeigt wurde.

„Es ist nicht der Mühe werth, mein Lieber, so viel Wesens aus einer solchen Kleinigkeit zu machen. Ihr seid mir zu keinem Dank verpflichtet; ich bin es im Gegentheil . . . denn ich bekomme einen geschickten Geistlichen."

„Womit soll ich Ihnen meine unterthänige Erkenntlichkeit beweisen?"

Der Graf schwieg einige Augenblicke.

„Ja, ich habe manche Neider, und darunter einige sehr mächtige. Es sind Emporkömmlinge, die den alten Adel fürchten, und Alles aufbieten, uns bei unserm gnädigen König anzuschwärzen. Sie können die Gunst nicht verschmerzen, in der ich bei dem König stehe. Wie soll ich ihren Anschlägen zuvorkommen, wenn ich sie nicht kenne? Wollt Ihr mir einigermaßen erkenntlich sein, und auf meine fernere Protektion, nicht nur für Euren Neffen, sondern für Eure ganze Anverwandtschaft rechnen, so unterrichtet mich von Allem, was bei dem König vorfällt; denn ich vermuthe, daß Ihr der Nachfolger des abgesetzten Kammerdieners werdet. Die trübe Jahreszeit kömmt heran, Ihr könnt Euch leicht zu meinem Palais schleichen; Eure Mühe soll belohnt werden."

„Ach, gnädigster Herr Graf, reden sie nicht von Bezahlung! Wer würde einem so freigebigen Herrn nicht selbst das Leben opfern wollen?"

Nachdem er den Grafen noch einmal seiner Dankbarkeit und seiner erkenntlichen Verschwiegenheit versichert hatte, entfernte er sich.

Jetzt allein, durchdachte Graf Bjelke noch einmal Anderssons Schreiben.

„Also ist noch Nichts am Tage," sagte er vor sich

hin. „Es ist Schade, daß der Bursche in so niederm Stande geboren ist; er würde es mit seinem Geschick sonst weit bringen. Ich muß mir Mühe geben, ihm die Freiheit wieder zu verschaffen. Der Johann da sieht grade nicht boshaft aus; aber — jetzt ist es keine Zeit, an die Domestiken zu denken. Ich muß die Andern warnen, und das auf der Stelle. Was wird man mit Julie anfangen?" — Er fuhr mit der Hand über die Stirne. — „Ich habe sie geliebt und wenn die Gräfin stirbt, dann wäre die reiche Fürstin eine gute Partie für einen Mann, dessen Vermögen so mitgenommen ist, wie das meinige; aber was ist zu thun? Etwas muß geopfert werden — und, genau genommen, was hat Julie zu befürchten? Was will der König ihr thun? Höchstens sie zwingen, ihren Aufenthaltsort zu wechseln, und damit hat die Geschichte ein Ende; dagegen ich und meine Freunde . . . kurz . . ." Aber bevor noch der Graf einen Entschluß fassen konnte, wurde der Baron Gyllenstjerna angemeldet.

„Ah, guten Tag, liebster Freund!" rief Bjelke dem Eintretenden entgegen. „Welch' glücklicher Zufall schenkt mir, so früh am Tage, die Ehre Deines Besuchs?"

Eine heftige Unruhe schien sich in Gyllenstjerna's Augen auszudrücken, und ohne Bjelkens Gruß zu bemerken, fragte er:

„Sind wir allein?"

„Vollkommen!"

„Hast Du vernommen, was gestern beim König vorfiel?"

„Dort kann gar Vieles vorgefallen sein."

„Ah, ich meine, ob Du gehört hast, daß der König seinen Kammerdiener wieder fortgeschickt hat, und zwar so heimlich, daß kein Mensch eine Ahnung davon hat, wohin?"

„Wer hat Dir das gesagt?"

„Der dänische Gesandte."

„Ich kann Dir darüber noch mehr erzählen. Der

König hat ihn auf die Festung geschickt, da es an den Tag gekommen ist, daß er im Solde der fremden Gesandten stand."

Gyllenstjerna wurde leichenblaß.

„Komme zu Dir," sagte Bjelke; „der Bursche hat zu viel Verstand, um gleich den Kopf zu verlieren."

Er theilte Gyllenstjerna den Inhalt des zerrissenen Briefes mit, und dieser rief entzückt:

„Der Kerl ist Goldes werth! Kann man ihn retten?"

„Ja, wir lassen den ersten Sturm vorübergehn, ohne uns um das Geringste zu kümmern. Unsre Zusammenkünfte müssen eingestellt werden. Unterdessen kundschaften wir aus, wo der Mann sitzt, und schicken ihm Unterstützung. Was Fräulein Julie betrifft, so spiele ich ganz einfach Komödie mit dem König. Wenn wir ihn in Sicherheit eingewiegt, dann ist es Zeit, unsre Pläne wieder aufzunehmen. Bis dahin mögen sie ruhen, damit wir nicht Alles verlieren. Setze unverzüglich den dänischen Gesandten von dem ganzen Verlauf in Kenntniß; meine Verhältnisse zu den Deutschen geben mir Gelegenheit, unbemerkt mit dem brandenburgischen zusammentreffen zu können."

Man hörte Tritte im Vorzimmer. Der Kammerdiener des Grafen meldete, daß Seiner Majestät Laufer Vortritt begehre. Der Graf nickte Gewährung und alsbald erschien der Laufer mit dem Befehl vom König, daß sich der Graf um zehn Uhr im Schlafzimmer Seiner Majestät einfinden solle. Die beiden Herrn wechselten, nachdem sich der Laufer entfernt, bedeutungsvolle Blicke.

Trotz des Stolzes, der ein Hauptcharakterzug Bjelke's war, fühlte er doch einen inneren Schauder, den er nur mit größter Mühe vor Gyllenstjerna zu verbergen im Stande war.

„Wie beneide ich Dich um Deine Ruhe!" sagte dieser. „Ich läugne nicht, daß, wenn ich es wäre, so..."

„Kleinigkeit! Wenn ich auch den geringsten Anfall von Furcht spürte, so müßte er doch bei dem Gedanken an die unbedeutende Abkunft dieses Fürsten verschwinden. Wie sollte ich vergessen können, daß mein Großvater, als damaliger Rathsherr, dem seinigen, auf die Frage, wie die Stände die Erziehung seines Sohnes geleitet wünschten, zur Antwort gab: daß dieß eine Sache sei, womit sich die Stände durchans nicht zu befassen gedenken. Der Pfalzgraf könne ihn erziehen, wie es ihm beliebe."

Auf den Schlag zehn stand Graf Bjelke vor der Thüre des königlichen Schlafzimmers. Bei seinem Eintritt schob der König seinen Stuhl weg und ging ihm heftig entgegen. Er verbeugte sich tief und fragte:

„Was hat Ew. Majestät zu befehlen?"

„Ich habe Euch rufen lassen, um aus Eurem eignen Munde zu hören, wie ich Euch betrachten soll, ob als meinen treuen Freund und Diener, oder ob als meinen und des Reichs Feind?"

Wäre Bjelke unvorbereitet gewesen, so hätte er, so boshaft er auch war, doch die prüfenden Blicke des Königs nicht aushalten können, vorbereitet vermochte er es. Er trat einen Schritt zurück und antwortete mit dem Gefühl gekränkter Unschuld:

„Durch welche Handlung war ich unglücklich genug, mir eine solche Beschuldigung meines Königs zuzuziehen?"

Karl wurde sichtbar ruhiger, seine strengen Züge milderten sich. Er war Bjelke immer gewogen und freute sich, ihn unschuldig zu finden, so wie er es von Anfang vermuthet hatte. Nur Wallenstedts eifrige Bemühungen hatten den König dazu vermocht, den Versuch zu machen, ihn durch Ueberraschung auszuforschen.

„Ja, dadurch," antwortete der König mit einer Stimme, die streng sein sollte, „daß Ihr und mehrere Verdächtige des Nachts Fräulein Julie besucht habt."

Anfänglich drückten die beweglichen Züge des Grafen seine ganze Kränkung aus; dann erschien er beschämt und verwirrt.

„Daß ich in Gesellschaft verdächtiger Personen und in aufrührerischen Absichten die Prinzessin besucht habe, ist eine boshafte Unwahrheit. Möge er auftreten, der so Etwas zu erfinden wagt, und in dem Blute des Lügners will ich diesen Schimpf abwaschen. Aber daß ich Fräulein Julie besucht habe," fuhr er stammelnd fort, „das wage ich nicht zu läugnen. Von der Gnade meines Königs hoffe ich auf Nachsicht, wie auf Verzeihung von Gott, gegen dessen Gebot ich gefehlt habe. Ich habe mich gegen die Heiligkeit der Ehe vergangen; ja, uneingedenk meiner Pflichten als Gatte und Vater, habe ich mich, von Juliens außerordentlichem Reiz bethört, meiner ganzen Liebe zu ihr dahingegeben."

Immer muß in den Augen eines Königs, mag er auch ein noch so strenger Richter sein, jedes andere Verbrechen geringer scheinen, als Verrätherei gegen seine Person. Karl **XI.** war ein treuer Ehemann, und betrachtete die Seitensprünge, die hie und da gemacht wurden, mit Abscheu; aber wie klein erschien ihm jetzt das Vergehen des Grafen im Vergleich mit der Anklage! Nach einigen hausväterlichen Ermahnungen und dem Versprechen, daß er es schon so einrichten wolle, daß der Graf künftig nicht so leicht durch Juliens Reize verführt werde, entließ er Bjelke mit allen Beweisen von Gnade; dieser aber, innerlich froh, dem Sturm entkommen zu sein, wurde nur noch mehr in seinem aristokratischen Eifer gegen den König und den neuen Adel bestärkt, obwohl er für den Augenblick seine Pläne ruhen ließ.

An demselben Nachmittag sagte der König zu Rabenius:

„Gott sei Dank, daß Dein Verdacht in Bezug auf Bjelke ungegründet war! Es ist schlimm genug, wenn

ein verheirateter Mann, wie ein junger Laffe, des Nachts umherzieht; aber ein Verräther ist er nicht."

Traurig und stumm betrachtete Rabenius den leichtgläubigen König; aber was war zu machen?

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

In einem Vorgemache, welches, ungeachtet der Balken unter der Deckvertäfelung und des Rasendaches auf dem Hause, wo wenigstens eine Ziege oder ein Schaf vollkommen Weide gefunden hätte, doch für die damalige Zeit ganz zierlich zu nennen war, saß die Frau des Lektors Rabenius auf einem Sopha. Vor ihr stand ein Nähtisch, ein wahres Prachtmeubel mit seinen reichen und künstlichen Einlagen von mannichfarbigen Hölzern. Das Zimmer war im höchsten Grad geordnet, aufgeräumt und herausgeputzt, und man konnte deutlich wahrnehmen, daß die Hausfrau vornehme Gäste erwartete oder auch imponiren wollte. Der Schnitt ihrer Kleidung war dem jetzigen ziemlich ähnlich, aber der Kopfschmuck dem nun gebräuchlichen durchaus ungleich. Er bestand aus einer breiten Spitze und einer schwarzen Bindmütze, mit vielfarbigen Blumen ausgenäht, zu denen kein Botaniker, weder in der alten noch neuen Welt, irgend ein Original hätte auffinden können; doch gleichviel: sie glänzten. Bei der Schlafkammerthüre stand eine Magd. In der jetzigen Zeit, da man Namen für Alles hat, außer für das, was man ist, würde dieselbe sicherlich Jungfer heißen; damals war dieser Titel durchaus zu vornehm.

„Hör', Maja Kajsa," hob die Frau an, „hast Du im grünen Zimmer gekehrt und abgestäubt?"

„Ja, liebe Frau! Aber, mein Gott, warum machen Sie denn wegen Ihrer Schwägerin dießmal so viele Umstände? Wenn sie früher in die Stadt kam, hat sie doch immer in der kleinen Dachkammer gewohnt."

„Ja, siehst Du, liebe Maja Kajsa, das kann ich Dir wohl sagen. Sie bleibt nur einen Tag hier; dann wird sie, denke nur, nach Stockholm fahren, und siehst Du, deßhalb will ich meiner lieben Schwägerin" — mit einem Zucken des Kopfs und der Nase fuhr sie langsam fort: „der Frau Rabenia" — Mit dem Ausdruck der größten Verwunderung rief die Magd dazwischen:

„Frau! Gott behüte mich — Frau? Soll man sie Frau schelten?"

Es ist zweifelhaft, ob die Bewegung, welche sich auf dem Angesicht der Lektorin malte, ihren Grund im Aerger oder in der Freude über die vorwitzige Anspielung der Magd auf ihre Schwägerin hatte, genug: sie antwortete etwas spitz:

„Ja, das muß man! Frau! Du sollst wissen, daß ihr Mann Hofprediger geworden ist. Der Lektor hat grade gestern einen Brief deßhalb bekommen."

Die Magd riß die Augen auf; die Frau fuhr fort:

„Denn, siehst Du, ich kann wohl behaupten, daß ich auch ein wenig daran Schuld war. Ich dachte, es sei doch zu drückend, eine Schwägerin zu haben, die dem gemeinen Volk angehört; deßhalb redete ich mit meinem Mann, und dieser hernach mit dem König."

Diese Angabe bestand sowohl aus Wahrheit, als Unwahrheit. Freilich schämte sie sich, wie sich die Kinder der Welt oft unnöthigerweise schämen, ihrer armen Schwägerin; aber an ihrer Standeserhöhung war sie jedenfalls nicht Schuld.

„Unterdessen," fuhr sie in einem vertraulichen Tone fort, „wird es lustig sein, zu sehen, wie sie sich anstellt, und ob sie die Nase recht hoch trägt oder wie. Und dann das naseweise Mädchen, die, ich hätte fast gesagt, wie mannstoll ist! Die Mutter, das muß man ihr

lassen, ist ihrer Armuth ungeachtet, immer eine ehrbare Person gewesen; aber mit der Katharine ist es ja, als sei sie in den Pfarrersjungen verhext. Schickt sich das auch für ein so junges Mädchen, wie sie, so liebestoll zu sein? Gott sei Dank, mein Mädchen, ja die springt den Burschen nicht so nach! Und dann ihre Schönheit, aus der sie so viel Wesens machen! Ich kann nicht begreifen, was daran ist! Und wie ist sie gewachsen! Sie sieht ja wahrhaftig aus, wie eine Amme, und ihr, salva venia zu sagen, Hintertheil — pfui, sie ist gewachsen, daß es eine wahre Schande ist! Sie hängt den Kopf und sieht demüthig aus, das ist aber Alles nur eitel Hochmuth."

„Ja, ich sage grade auch so; ich begreife nicht, was an ihr zu sehen ist. Da lobe ich mir unsre Jungfer, die ist doch weit schöner!"

Ein Lächeln des Beifalls verbreitete sich über das Antlitz der Frau Lektorin.

„Ach ja, Gott sei Dank! Mein Mädchen ist wohlgebildet, das ist die Hauptsache, und dann ist sie auch zu Etwas zu brauchen! Mein Mann ist wohl so gelehrt, wie irgend Einer, aber er hat doch deßhalb dem Mädchen den Kopf nicht mit Dummheiten vollgepfropft. Gott soll hüten, Jungfer Katharine kann schreiben und Zither spielen, mag sein; aber mein Mädchen, wenn sie auch schon reicher und vornehmer ist, kann nur kochen — Still, hörtest Du keinen Wagen?" sie lauschte. „Nein, es war Nichts — und backen. Sie kann mit eigner Hand ein Gastmahl herrichten . . ."

„Na, das ist wohl nicht zu wundern; Jungfer Hedwig hat Alles vollauf gehabt, wenn die andre arme . . ."

Hier wurde sie von Jungfer Hedwig in eigener Person unterbrochen, einem Mädchen von ungefähr achtzehn Jahren, lang wie eine Hopfenstange und auch an Wuchs einer solchen ähnlich.

„Liebe Mutter, eben fuhr die Tante und das Bäs-

chen durch das Thor. Befehlen Sie, daß ich das Essen auftragen soll? Ich habe es warm gehalten."

„Ja, meine flinke Hedda, daran hast Du ganz recht gethan." (Mit einigermaßen bekümmerter Miene.) „Du hättest Dir ein Taschentuch unter das Kleid auf die Brust legen sollen; Du bist von einem so feinen Körperbau, wie ihn ein Mädchen aus den bessern Ständen haben muß, da hingegen Dein Bäschen dick und voll ist, wie eine Rübe."

Das Mädchen rümpfte die Nase und meinte, daß es nicht aussehen wolle, wie eine gestopfte Gans. Nun bewahrheitete sich Jungfrau Hedwigs Aussage durch das Rasseln eines schweren Bauernwagens. Mutter, Tochter und Magd stürzten an's Fenster, und an allen Fenstern der Nachbarschaft zeigten sich Gesichter, die durch das Gepolter des Wagens dorthin gelockt wurden. So gering war der Luxus der damaligen Zeit, daß Frau und Tochter eines ordentlichen Hofpredigers sich nicht schämten, auf demselben Wagen zu fahren, auf dem ihre Sachen transportirt wurden, und beide saßen auf dem Bettzeug, nicht aus Bequemlichkeit, sondern damit dasselbe weniger Platz wegnehme.

Der Wagen hielt. Frau Maria's Söhne, die weit vor die Stadt hinaus gegangen waren, um der Mutter und Schwester entgegen zu kommen, hüpften herunter und halfen, wenn auch nicht mit Geschick, doch mit Liebe und Wohlwollen, ihrer Mutter absteigen und führten sie zwischen sich die Treppe hinauf. Oben angelangt, ging die Thüre auf, und die Lektorin kam heraus.

„Sehr willkommen, liebe Schwägerin! Tretet gefälligst ein! Aus aufrichtigem Herzen muß ich gratuliren, daß es Gott gefallen hat, Euch aus so langer Noth und Armuth glücklich zu erlösen. Guten Tag, Katharine! Liebes Kind, seitdem Dein Vater Hofprediger ist, brauchst Du mir nicht mehr das Kleid zu küssen; hier hast Du meine Hand! Na, liebe Kinder, kommt herein; es ist

doch gut, daß der Teufel nicht immer vor armer Leute Thüre Schildwache steht."

So fuhr sie unaufhörlich fort, ihnen ihre frühere Armuth vorzuhalten, sie zum Eintritt einzuladen und sie doch wieder stets durch ihr Geschwätz daran zu hindern; und vielleicht ständen sie noch dort, wenn nicht Hedwig, aus Besorgniß für ihren Braten, ihre Suppe und Kuchen, die Rede der Mutter unterbrochen, die Küchenthüre aufgemacht hätte und, statt des Willkommens, mit der Bratenschüssel gekommen wäre, begleitet von der Magd, die die Suppe trug.

Beim Anblick dieser Zurüstungen rief Frau Maria: „Ah bewahre, Frau Schwägerin, so viel Umstände waren nicht nöthig!"

„Umstände? Na, das gestehe ich, was sind das für Umstände? Wir sind, Gott sei Lob, im Stande, alle Tage so zu leben!"

Unterdessen traten die Frauenzimmer ein.

„Wenn Ihr nachsehen wollt, Schwägerin," fuhr sie fort, „so werdet Ihr finden, daß wir schon vom Braten und vom Kuchen gegessen haben. Es ist schon halb eins, und meint man, wir könnten so lange mit dem Mittagessen warten? Wir Kleinstädter essen gleich nach elf Uhr. Die Schwägerin, die nach Stockholm kömmt und eine vornehme Frau wird, die wird natürlich nicht vor zwölf essen wollen."

Maria beeilte sich, sie durch eine Lobrede auf Hedwig zufrieden zu stellen, und endlich setzte man sich zu Tisch.

Die ganze Zeit über musterte die Frau Lektorin die arme Katharine und ärgerte sich darüber, daß ihre Hedwig nicht eben so schön sei. Um wenigstens ihrem Aerger auf irgend eine Art Luft zu machen, fragte sie spitzig:

„Ist es wahr, wie das Gerücht geht, daß Jungfer Katharine jetzt mit dem Diakon Hakenselius verlobt ist? Ich sehe, daß Du einen Verlobungsring trägst, und

habe doch gehört, es sei aus zwischen Dir und dem Pastor Erich; aber wenn man solche Neigung zum männlichen Geschlechte hat, wie Jungfer Katharine, so kann man nicht lange ohne Verlobungsring sein."

Sie erreichte ihre Absicht. Katharine erbleichte, und Gott weiß, wie lange sie noch ihren grausamen Scherz fortgesetzt hätte, wenn nicht die Ankunft der Dompfarrerin und einer Lektorsfrau denselben unterbrochen hätte. Sie hatten schon vernommen, daß Frau und Tochter des närrischen Rabenius angekommen seien. Nimmt man noch hinzu, daß die Dompfarrerin von ihrem Manne eine wichtige Neuigkeit erfahren hatte, so war es nicht zu verwundern, daß sie sich keine Zeit nahm, die gewöhnliche Kaffeestunde abzuwarten, sondern eine halbe Stunde früher kam.

„Guten Tag, liebste Schwester!" rief die Dompfarrerin, welche in Folge ihres Rangs zuerst in's Zimmer trat und von da an ihren Vortritt behauptete, „guten Tag — ah, sieh da, willkommen!" äußerte sie gnädig gegen Frau Maria Rabenia und Katharine. „Ich gratulire Ihnen, liebe Frau, zu der Beförderung Ihres Mannes!"

Der Titel Frau, der für unsre Frau Rabenia, und noch dazu von einer solchen Dame, so neu und ungewohnt war, jagte ihr das Blut nach dem Kopf und färbte ihre Wangen hochroth. Sie verneigte sich demüthig, außer Stand, ein Wort hervorzubringen.

„Na, na, werden sie nur nicht so entsetzlich roth! „Demuth zieret sowohl das Weib, als den Mann," und es freut mich, daß Sie wenigstens nicht hoffährtig geworden sind, wie es mancher Andern gegangen wäre," dabei sah sie auf die Lektorin Rabenia, „wenn Ihr Mann es zum Dompfarrer oder Bischof gebracht hätte."

Die andre Lektorin lachte und Frau Lektorin Rabenia schwoll auf, roth wie ein kalekutischer Hahn, dem sie auch in ihren Bewegungen gleich kam; und wer weiß, ob der Rang der Dompfarrerin sie vor einer scharfen Entgegnung

geschützt hätte, wenn dieselbe es nicht für gut gefunden, den Saduzäern mit folgendem Ausruf den Mund zu stopfen:

„Was meinen Sie wohl, liebe Freundinnen, was für ein Befehl vom König gekommen ist?"

„Vom König?"

„Ja, grade vom König! Können Sie errathen?"

„Ach, liebe Schwester, sagen Sie — die Kaffeekanne wird ja schon hereingetragen — sagen Sie nur, was es ist, hernach können wir dann beim Kaffeetrinken weiter darüber reden?"

„Ja, Lene ist verurtheilt und das Urtheil lautet, daß sie lebendig soll verbrannt werden."

„Herr Gott, lebendig verbrannt?" riefen Alle durcheinander.

„Ja, das wird sie und zwar morgen. Der König hat gesagt, wenn man ihr Zeit läßt, dann verhext sie alles Lebendige und schlägt vielleicht, wie der Todesengel, jede Erstgeburt."

Die Einzige, welche von dieser Nachricht schmerzlich berührt wurde, war Katharine; sie wußte, daß die alte Anae auch zum Tod verurtheilt war. In ihrem Schrecken vergaß sie, daß das Urtheil der Alten milder war, und daß die Arme schon dem Tode nahe sei; sie meinte, das alte gute Weib, die Pflegerin ihres Erich mitten in den Flammen zu sehen; sie glaubte, ihr Jammergeschrei zu hören. Ihre Rührung wurde von den Falkenaugen der Lektorin Rabenia wahrgenommen. Diese, froh darüber, einen Ableiter für ihren Zorn zu finden, den die Dompfarrerin erregt und worüber sie längst das Kaltwerden der Kaffeekanne vergessen hatte, rief:

„Na, seht nur einmal, wie diese Neuigkeit die Jungfer Katharine angreift! Die Lene hat sie doch nicht von Kind auf gekannt, muß ich glauben; das ist also wohl wegen der Wärterin ihres Galans?"

Nur mit Mühe vermochte Katharine die hervorbrechenden Thränen zurückzuhalten. Die traurige Verlegenheit ihrer Tochter, welche nun von boshaften Blicken

umgeben und begafft war, machte selbst der schüchternen Maria Muth.

„Ach, liebe Frauen, deuten Sie doch die Rührung des armen Mädchens nicht so schlimm! Es ist freilich Unrecht, sich nur im Geringsten um Hexen zu kümmern; aber ehe wir wußten, daß sie eine solche sei, betrug sie sich jederzeit wie eine fromme und gottesfürchtige Frau. Und einen Galan hat meine Tochter nie gehabt; mit meiner und ihres Vaters Einwilligung war sie in allen Züchten und Ehren mit Magister Erich Croning verlobt, und ihr Hochzeitstag war schon bestimmt, als all' diese unglücklichen Geschichten anfingen. Es ist wohl wahr, daß aus ihrer Verheiratung nichts wird; aber es ist doch verzeihlich, wenn ein Mädchen nicht auf der Stelle ihren Verlobten vergessen kann."

Zu allen Zeiten galt der Grundsatz, daß gute Worte sind wie Oel, das man über schäumende Wogen gießt. Der Zorn der Damen legte sich, die Lektorin dachte an ihren Kaffee und man trat in das Vorzimmer. Die Ceremonienmeister unsrer Zeit würden es schwierig finden, eine so strenge Etikette zu handhaben, wie sie früher die Frauenzimmer bei ihren Zusammenkünften beobachteten. Nach der strengsten Rangordnung wurden die drei Frauen placirt und bedient, nachdem die Wirthin vorher Hedwig den Auftrag gegeben, den Vater zu fragen, ob er den Frauenzimmern die Ehre erweisen wollte, hereinzukommen.

„Erlauben Sie es, liebe Tante, daß ich hineingehen und den Oheim begrüßen darf?" fragte Katharine, die die musternden Blicke der Weiber nicht länger aushalten konnte. Sie konnten ihr ihre Schönheit nicht verzeihen und das Glück, daß, obschon sie einen Freier verloren, sich doch auf der Stelle ein anderer gemeldet hatte.

Die beiden Mädchen gingen zum Lektor, der sein Zimmer auf der andern Seite des Hausgangs hatte. Er saß so in seinen Aeschylus vertieft, daß er sie nicht eher bemerkte, als bis ein Handkuß ihm die Augen vom Buch wegwandte.

„Was, Du bist es, meine kleine Caritas?" rief er. „Willkommen in der Stadt!" Er betrachtete sie von allen Seiten. „Weißt Du was, Psyche war nie schöner, wie Du, als Gott Amor kam und sie wegstahl. Na, na, es ist wahr, Amor hat ja, mit Mantel und Kragen ausgestattet, auch Dich weggestohlen!" Hier unterbrach Hedwig ihren Vater:

„Damit soll's zu Ende sein, wie ich gehört habe; wenn es nicht wahr ist, was die Leute sagen, daß sich ein neuer geistlicher Amor eingestellt hat."

Katharine antwortete etwas heftig:

„Ich kann Dich versichern, Hedwig, daß das noch gar nicht ausgemacht ist."

„Was sagst Du, Hedwig? Meine Aglaja hier soll ja den Sohn des Pfarrers Croning heiraten?"

„Der Pfarrer ist ja schon lange todt, lieber Vater."

„Richtig, jetzt besinne ich mich!"

„Die Mutter läßt fragen, ob Sie nicht hinüberkommen und Kaffee trinken wollen? Die Gäste und die Tante warten."

„Ja so! Na, der Schwägerin Maria zu lieb will ich kommen."

Er warf den Schlafrock ab, und während er einen andern anzog, fuhr er fort:

„Weißt Du, meine kleine Euphrosine, als Deine Mutter so jung war, wie Du, war sie eben so schön, wenn nicht noch schöner, als Du. Hätte sich ein Streit über die Schönheit erhoben, sie hätte gewiß den Apfel bekommen."

„Wenn Sie Nichts dagegen haben, so springe ich voraus zur Mutter; der Kaffee wird ganz kalt"

Während sie ging, flüsterte sie Katharinen zu:

„Um Gotteswillen, laß den Vater nicht wieder an das Buch!"

„Hör, meine liebe Thalia, wie hängt das eigentlich zusammen? Wird es Nichts mit Dir und dem Pfarrer? Ihr hieltet ja so viel auf einander?"

„Bester Oheim, ich weiß wirklich nicht, was daraus werden soll; aber Eins weiß ich, daß ich mich nie verheirate, wenn ich von meinem Erich getrennt werde!“

„Nie! Willst Du eine traurende Penelope werden?“

„Lieber Oheim, kommen Sie; die Tante wartet ja mit dem Kaffee!“

„Ganz richtig, meine kleine Helena!“

Die Zeit war unterdessen der Frau Lektorin zu lang geworden. Sie selbst saß auf dem Sopha zwischen den Gästen — ihre Schwägerin bekam, in Folge der Beförderung ihres Mannes, ihren Platz auf einem Lehnstuhl; sonst hätte sie sich wohl mit einem Stuhl ohne Lehne begnügen müssen — und hatte gerade angefangen, den Kaffee einzuschenken, als ihre Tochter mit der Nachricht zurückkam, daß der Vater alsbald erscheinen werde. Aber der heutige Tag war zu ihrer Plage auserseheen. Der stärkste Grund, weßhalb sie auf ihre Schwägerin und Nichte so erbost war, lag darin, daß ihr Mann dieselben mit allen Göttinnen und Heldinnen verglich, welche durch die Dichter des alten Griechenlands verewigt wurden. Heute ging es damit nicht besser, wie früher, und jetzt sollten das die Gäste hören und noch dazu die Dompfarrerin. Mochte man nun vom Wetter und vom Wind, von der Hexe, die morgen verbrannt werden sollte, oder, mit einem Wort, von allem Möglichen reden, immer kam er wieder auf sein Thema zurück. Endlich brachte die Ankunft zweier fremden Personen eine Unterbrechung in seiner Lobrede hervor. Es war niemand Geringeres, als der Bürgermeister und die Bürgermeisterin. Letztgenannte nahm sich kaum Zeit zu grüßen, als sie schon, zum Lektor gewendet, anhob:

„Gott soll mich bewahren, Sie kennen wahrscheinlich schon die Neuigkeit, und die Damen auch?“

„Welche denn?“

„Daß Lene Hals über Kopf verbrannt werden soll.“

„Ach, behüte, das ist schon keine Neuigkeit mehr.

„Was, Du bist es, meine kleine Caritas?“ rief er. „Willkommen in der Stadt!“ Er betrachtete sie von allen Seiten. „Weißt Du was, Psyche war nie schöner, wie Du, als Gott Amor kam und sie wegstahl. Na, na, es ist wahr, Amor hat ja, mit Mantel und Kragen ausgestattet, auch Dich weggestohlen!“ Hier unterbrach Hedwig ihren Vater:

„Damit soll's zu Ende sein, wie ich gehört habe; wenn es nicht wahr ist, was die Leute sagen, daß sich ein neuer geistlicher Amor eingestellt hat.“

Katharine antwortete etwas heftig:

„Ich kann Dich versichern, Hedwig, daß das noch gar nicht ausgemacht ist.“

„Was sagst Du, Hedwig? Meine Aglaja hier soll ja den Sohn des Pfarrers Croning heiraten?“

„Der Pfarrer ist ja schon lange todt, lieber Vater.“

„Richtig, jetzt besinne ich mich!“

„Die Mutter läßt fragen, ob Sie nicht hinüberkommen und Kaffee trinken wollen? Die Gäste und die Tante warten.“

„Ja so! Na, der Schwägerin Maria zu lieb will ich kommen.“

Er warf den Schlafrock ab, und während er einen andern anzog, fuhr er fort:

„Weißt Du, meine kleine Euphrosine, als Deine Mutter so jung war, wie Du, war sie eben so schön, wenn nicht noch schöner, als Du. Hätte sich ein Streit über die Schönheit erhoben, sie hätte gewiß den Apfel bekommen.“

„Wenn Sie Nichts dagegen haben, so springe ich voraus zur Mutter; der Kaffee wird ganz kalt“

Während sie ging, flüsterte sie Katharinen zu:

„Um Gotteswillen, laß den Vater nicht wieder an das Buch!“

„Hör, meine liebe Thalia, wie hängt das eigentlich zusammen? Wird es Nichts mit Dir und dem Pfarrer? Ihr hieltet ja so viel auf einander?“

„Bester Oheim, ich weiß wirklich nicht, was daraus werden soll; aber Eins weiß ich, daß ich mich nie verheirate, wenn ich von meinem Erich getrennt werde!"

„Nie! Willst Du eine traurende Penelope werden?"

„Lieber Oheim, kommen Sie; die Tante wartet ja mit dem Kaffee!"

„Ganz richtig, meine kleine Helena!"

Die Zeit war unterdessen der Frau Lektorin zu lang geworden. Sie selbst saß auf dem Sopha zwischen den Gästen — ihre Schwägerin bekam, in Folge der Beförderung ihres Mannes, ihren Platz auf einem Lehnstuhl; sonst hätte sie sich wohl mit einem Stuhl ohne Lehne begnügen müssen — und hatte gerade angefangen, den Kaffee einzuschenken, als ihre Tochter mit der Nachricht zurückkam, daß der Vater alsbald erscheinen werde. Aber der heutige Tag war zu ihrer Plage auserſehen. Der stärkste Grund, weßhalb sie auf ihre Schwägerin und Nichte so erbost war, lag darin, daß ihr Mann dieselben mit allen Göttinnen und Heldinnen verglich, welche durch die Dichter des alten Griechenlands verewigt wurden. Heute ging es damit nicht besser, wie früher, und jetzt sollten das die Gäste hören und noch dazu die Dompfarrerin. Mochte man nun vom Wetter und vom Wind, von der Hexe, die morgen verbrannt werden sollte, oder, mit einem Wort, von allem Möglichen reden, immer kam er wieder auf sein Thema zurück. Endlich brachte die Ankunft zweier fremden Personen eine Unterbrechung in seiner Lobrede hervor. Es war niemand Geringeres, als der Bürgermeister und die Bürgermeisterin. Letztgenannte nahm sich kaum Zeit zu grüßen, als sie schon, zum Lektor gewendet, anhob:

„Gott soll mich bewahren, Sie kennen wahrscheinlich schon die Neuigkeit, und die Damen auch?"

„Welche denn?"

„Daß Lene Hals über Kopf verbrannt werden soll."

„Ach, behüte, das ist schon keine Neuigkeit mehr.

Das habe ich schon heute Mittag von meinem Mann erfahren, als er vom Domkapitel kam," antwortete die Dompfarrerin.

„Ja," fügte der Bürgermeister hinzu, „was sagen Sie zu solchen Befehlen? Denken Sie, Hals über Kopf; und ein gewisser königlicher Rath hat hierhergeschrieben, daß, da sie nun doch einmal eine Angehörige des Teufels und ein Feuerbrand der Hölle sei, es die Billigkeit erfordere, sie sobald als möglich an Ort und Stelle zu expediren."

„Das war gottlos!" schrieen alle Frauenzimmer.'

Der Bürgermeister schwieg und die Bürgermeisterin nahm das Wort.

„Was sagen die Damen dazu? Und das muß die Frau Dompfarrerin am Besten wissen. Als wir von Hause weggingen, sagte uns die Magd, sie habe erfahren, daß Jemand zu Pferde angekommen sei; können Sie rathen, wer? Ja, der Magister Erich von Kalbäck!" Sie warf einen Seitenblick auf Katharine, die ihre Wangen erglühen fühlte. "Wahrhaftig," hob sie wieder an, „ich glaube, es ist wahr, daß alte Liebe nicht rostet, und doch auf's Neue verlobt; das ist nicht gut für den zukünftigen Mann!"

Wieder mußte sich Frau Maria Rabenia in's Mittel legen und erzählen und besänftigen.

„Was meinten Sie, daß ich allein wissen müsse?" fragte die Dompfarrerin.

„Ja, die Magd sagte, der Magister Erich sei, wie ein Dragoneroffizier, im Galopp zum Hause des Bischofs geritten; was kann er dort zu thun haben?"

Die Dompfarrerin nahm eine wichtige, geheimnißvolle Miene an.

„Wahrscheinlich hat der Bischof nach ihm geschickt, um durch die Strafe der Hexen bei ihm Gedanken an Gott und die ewige Verdammniß zu erwecken. Ich verstehe nur nicht, es sind ja zwei Hexen? Das andere

Weib wird doch nicht begnadigt worden sein; oder wie, Herr Bürgermeister?"

„Durchaus nicht," antwortete er vom Brettspieltisch, wohin er und der Lektor sich verfügt hatten — der Letztere verließ seine Folianten nur unter der Bedingung, sich in Steine und Rechenpfennige vertiefen zu können — „durchaus nicht, Frau Pfarrerin; aber sie soll zuerst enthauptet werden."

„Darum," fiel die Bürgermeisterin ein, „glaubt also die Frau Schwester, die Ankunft des Magisters habe Bezug hierauf? Könnte das nicht auch seinen besonderen Grund haben? Die Damen gehen wohl Morgen auch hinaus, um zuzusehn? Sie soll vor dem Schlosse verbrannt werden."

„Gott erbarme sich, was wird das Morgen für Leute geben?" rief die Lektorin.

„Ach ja," entgegnete die Bürgermeisterin, „wäre nur die Zeit nicht so kurz; aber wie soll es herumkommen? Der Diakon von Kalbäck, der Lene zum Tode vorbereitet, wird sie wohl begleiten; dann werden wir schon sehen, wen Jungfer Katharine am liebsten hat!"

So fuhren die Damen fort zu klatschen und das arme Mädchen unaufhörlich zu plagen, bis die Abschiedsstunde schlug. Man sieht hieraus, wie grimmig eine ausgezeichnete Schönheit ihr eignes zartes Geschlecht unschuldigerweise beleidigen kann.

Endlich, nach manchen ceremoniösen Verbeugungen und Wangenküssen kamen sie unter die Thüre herab und dort beklagte sich die Lektorin Rabenia, welche mit herabgekommen war, über die unaufhörlichen Lobreden ihres Mannes auf das Aussehen ihrer Schwägerin und Nichte. Die Dompfarrerin ließ sich über seinen schlechten Geschmack aus.

„Ja, was kann man von einem Manne erwarten, der an keine anderen Menschen denkt, als an solche, die nie einen Gott glauben?" Damit schloß sie ihre pathetische Rede; und hätte sie nicht in einer Gymna-

fiumsstadt gelebt, wo man, mit oder ohne Willen, etwas Gelahrtheit einschlucken muß, sie hätte gewiß behauptet, er habe den Scheiterhaufen so gut, wie nur Magdalene Mathsdotter verdient.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Ungefähr zu der nämlichen Zeit, als die Damen bei der Lektorin Rabenia ihren Kaffee tranken, stand der alte Rask an seinem kleinen, eben geöffneten Fenster auf dem Schlosse zu Westeras.

„Schon ist es zwei Uhr," sagte er zu sich selbst, „und noch läßt sich Niemand blicken! Ich alter Narr, der ich den Worten eines Menschen traute, wenn Gewinn und Vortheil dagegen streiten! Nein, ich weiß schon, auch bei ihm steckt der Fuchsschwanz hinter'm Ohr; aber, wenn es so wäre, darf ich es ihm verdenken? Er ist jung, vor ihm liegt noch eine ganze Lebenszeit, und er hat von der Teufelsgeschichte da schon genug Verdruß gehabt. Ja, ohne des Bischofs Hülfe, wäre er wahrscheinlich abgesetzt worden. Aber die arme Alte liegt nun doch einmal da; sie, die ihn führte, als er noch nicht gehen konnte, die seinetwegen manche schlaflose Nacht hatte, jetzt liegt sie da und winselt nach Trost und Zuspruch. Ich habe freilich Alles, was ich vermag, aufgeboten, sie zu trösten; aber was kann das helfen? Ich bin kein Geistlicher; und überdieß — der Teufel weiß, — wie der Junge seine Worte schön stellen kann."

Diesen Monolog hielt der Alte, während er aufmerksam und ungeduldig seine Augen auf den Weg von der Stadt zum Schlosse richtete und dazwischen in die gewaltigen Rauchwolken stierte, welche aus seiner klei-

nen, kaum spannengroßen Pfeife aufwirbelten. Nun ließ sich von dem Bette her eine jammernde Stimme vernehmen:

„Gott der Herr tröste mich, armes unglückliches Weib, daß ich hier auf diesem Siechbette liegen muß! Und so schönes Wetter! Höre, Vater, es ist wohl recht hübsches Wetter heute?"

„Ja, Mutter!" antwortete der Alte.

„Vater, ist es wahr, daß die Lene morgen früh verbrannt wird?"

„Ja, so ist es. Gott sei ihrer Seele gnädig! Du weißt, daß ich schon zehn Jahre Gefangenwärter hier bin, und da kannst Du wohl begreifen, daß ich einigermaßen einen Unterschied unter den Leuten zu machen weiß; aber Potz Sapperment, sagen die Deutschen, wenn ich in meinem ganzen Leben einen solchen Höllenbrand gesehen habe, und Gott weiß, wo sie morgen stecken wird."

Erschrocken stimmte die Alte unter Thränen und kreischenden Trillern einen Psalm an, dem der Greis mit andächtig zusammengefalteten Händen zuhörte. Noch waren zwei Verse zu singen, als der Alte aufschrie:

„Tausend Donnerwetter, wie habe ich dem Jungen Unrecht gethan! Sieh, den kann man einen rechten Israeliten nennen, in welchem kein Falsch wohnt!"

Mit diesen Worten stürzte er, so schnell es gehn wollte, zur Thüre hinaus; die Alte brach in lautes Weinen aus.

„Herr Jesus! soll das ein Zeichen sein, daß der arme Mensch verdammt ist? Das ist mir noch nie passirt, daß mein gottesfürchtiger Alter einen Psalm, den ich gesungen, mit einem Tausend Donnerwetter unterbrochen hätte!"

„Gottes Segen über Sie, lieber Magister Erich, daß Sie, alles gehabten Verdrusses ungeachtet, sich doch um mein Schreiben kümmerten und hierherkamen, die arme Anne zu trösten!"

„Danke, guter Alter! Wie steht es mit ihr?

„Ich glaube nicht, daß sie die Nacht überlebt," seufzte Rask. „Mitunter gibt sie sich freilich zufrieden, und sagt dann alle Gebete her, die sie kann; aber in der besten Andacht fängt sie an zu weinen und darüber zu jammern, daß sie unsern Herrn Jesus verrathen und auf's Neue gekreuzigt habe und dann ächzt sie, daß es einen Stein erbarmen kann, weniger über das höllische Feuer, das nach ihrer Meinung zu ihrem Empfang bereit ist, denn das, sagt sie, habe sie verdient, als darüber, daß sie so abscheulich gehandelt habe und vor Gottes Angesicht verworfen sein solle. Lieber Herr Magister, treten sie so lange herein, bis ich die Schlüssel geholt habe"

Erich trat in das Vorzimmer des Alten, eigentlich eine Art Küche. Jetzt erst kam der alte Rask dazu, seinen Gast zu betrachten und erschrack über seine ungewöhnliche Bläſſe. Wenn er sich nicht geschämt hätte, einen Mann im Verdacht der Thränen zu haben, er würde darauf geschworen haben, Erich hätte eben welche vergossen. Mit ungekünstelter Gutherzigkeit fragte er:

„Was fehlt Ihnen?"

Es gibt Augenblicke im Leben, wo sich das volle Herz ausschütten muß, wenn es vor Schmerz nicht brechen soll. Erich hatte einen solchen Augenblick; und so groß auch, was Alter, Stand und Bildung anlangte, die Ungleichheit zwischen Erich und Rask war, so wurde dieselbe doch durch die ungeheuchelte und ungeschminkte Gottesfurcht und Redlichkeit des Alten, und durch seine Bewunderung und Liebe für Katharine ausgeglichen. Ohne Bedenken äußerte daher Erich, daß dieser Besuch ihn vielleicht die Freude und das Glück seines Lebens kosten könne.

„Und doch kommen Sie?" rief der Alte.

„Meine Pflicht; ich durfte nicht zaudern! Bist Du, Vater Rask, im Gefechte vor den feindlichen Kugeln oder Schwertern zurückgebebt? Dein Stand legte Dir Tapfer-

keit auf, der meinige, was mitunter nicht weniger schwer ist, Opfer und Entsagungen. Du bist der Einzige, dem ich das anzuvertrauen wage. Die Meisten werden mich wegen meines Besuches bei der Unglücklichen tadeln; aber Alle würden mich verdammen, wenn sie ahnten, daß die Liebe mich nur einen Augenblick hätte unschlüssig machen können. Sie würden sagen: Was? Ein Geistlicher und so verliebt, daß er seine Pflicht vergißt!"

„Ja, ja! Alle schrieen: Ein Geistlicher! als wenn ein Priester nicht auch ein Mensch wäre. Ich wünschte nur, sie hätten so Viel gesehen, wie ich, diese Schreihälse! Als ich mit dem seligen König in Polen war, erfuhr ich genug, wie es zuging. Dort dürfen die Geistlichen nicht heiraten; deßhalb ist aber keine Frau und kein Mädchen vor ihnen sicher und, Gott besser's! ich glaube wir haben hier auch genug solche Bursche. Aber nehmen Sie es nicht übel, Magister, daß ein Ungelehrter einem so hochgelehrten Herrn, wie Sie, einige Worte zum Trost sagen will! Ich bin ein alter Mann, könnte Ihr Großvater sein und habe Allerlei hier in der Welt erlebt; aber nie habe ich gesehen, daß Jemand, der denkt und handelt wie Sie, von Gott verlassen worden wäre, und ich bin so gewiß, wie auf das Vaterunser, daß Sie und Katharine noch ein Paar werden. In Dänemark glauben sie an eine Art Kobolde, die sie Nisse nennen, und gerade ein solcher Nisse wird der redliche Nils Rabenius für Sie sein. Und wenn es auch nicht so wäre:

Die einander lieben aus Herzens Grund,
Denen hilft unser Herrgott zu guter Stund."

Erich drückte dem Alten die Hand; sein Blick wurde heiter, er sah die Zukunft wieder in dem Spiegel der Hoffnung. Rask nahm seine Schlüssel und sie gingen zu Anne. Auf der Treppe zu dem Gefängniß blieb der Alte stehen, sah sich sorgfältig um und flüsterte leise, als fürchte er, daß die Mauern Ohren haben:

„Vor Ihnen kann ich es schon wagen, meine Zweifel auszusprechen; hier geht nicht Alles richtig zu. Der Landeshauptmann glaubt freilich, der alte Rask sehe und höre Nichts; aber darin täuscht er sich. Ich war meiner Lebtage zu oft dabei und weiß recht gut, wie es der selige König machte, um den Leuten die Augen zu verblenden."

„Was meinst Du, Vater Rask?"

„Was ich meine? Ja, sehen Sie, ich meine, daß der Landeshauptmann selbst und vielleicht noch Mehrere dazu, mit dieser Höllen-Lene unter einer Decke stecken. Hier gehen allerlei sonderbare Dinge vor. Woher sollte denn sonst das prächtige Essen kommen, dem ich im Gefängniß auf die Spur gekommen bin? Und als ich das rapportirte, sah er gerade aus, wie wenn man einen Spion ertappt; und nach einer Menge Umschweife rückte er damit heraus, seine Frau habe das Essen geschickt, damit ihr die Hexe wahrsagen solle, aber er befahl mir, strenges Stillschweigen darüber zu beobachten. Das kann nun wahr und auch nicht wahr sein. Ich hätte es auch glauben können, denn wer Teufel versteht sich auf die Weiber, wenn er mich nicht auch einmal zum Trinken verführt hätte. Und das kann ich ohne Prahlerei sagen, daß ich kein Kind bin und auch kein altes Weib, sondern daß ich mein Glas vertragen kann, so alt ich auch bin. Der Henker weiß aber, was das für Teufelszeug war; auf einmal war ich so voll wie eine Kanone, so daß ich sogar in des Landeshauptmanns eignem Zimmer einschlief und mehrere Stunden wie ein Klotz dort lag. Und sehen Sie, wenn das mit rechten Dingen zuging, so will ich nicht lebendig vom Fleck kommen! Und als ich später wieder zu Lene kam, so erkannte ich sie gar nicht wieder. Und denken Sie morgen früh an meine Worte, Herr: entweder schaffen sie sie heute Nacht fort und dann heißt es, der Teufel habe sie geholt, oder auch, was ich noch eher glaube, man verbrennt sie, ohne daß sie eher Etwas davon weiß, als bis sie mitten im Feuer steht. Ich

wundre mich nur, daß ihr getreuer Seelsorger nicht hier war; obschon er wohl hätte kommen können."

„Ist der Gefängnißprediger nicht bei der Unglücklichen?"

„Der? Lieber Herr Magister, verzeihen Sie einem alten Kriegsmanne und Invaliden seine Unbesonnenheit! Es gibt auch dumme Priester und der, von dem die Rede ist, hat gewiß das Pulver nicht erfunden. Nein, ich meine Ihren eignen Diakon in Kalbäck, des Teufels leibhaftigen Sohn. Ich sehe, Sie wollen gehen, und ich stehe hier und halte Sie auf, bis wir am Ende gar dem Teufel begegnen. Zum Henker, kömmt es mir nicht vor, als sei ich wieder ein Kind geworden; ich schwätze da wie ein altes Weib."

Jetzt standen sie vor Annens Thüre und der Alte öffnete.

„Sie nehmen es wohl nicht übel, wenn ich fortgehe und die Thüre zuschließe? Ich glaube freilich, daß es nicht nöthig ist; denn wenn Sie ihr auch zur Flucht behilflich sein wollten, so denke ich, es würde kaum ihr Etwas nutzen; ihr steht eine weite Reise bevor. Gott sei Dank, ich brauche doch nicht zu sehen, daß die Wittwe meines tapfern Kameraden wie eine Hexe verbrannt wird!"

„Wenn es Deine Pflicht ist, die Thüre zu verschließen, Vater Rask, so thue es; ich habe Nichts zu fürchten.

Bei dem Geräusch, welches das Oeffnen der schweren Thüre verursachte, hatte sich die alte Anne, so weit es ihre Kräfte gestatteten, im Bette aufgerichtet; sie stützte sich auf den Ellbogen. Obschon die Sonne noch hoch am Himmel stand, so ließ die kleine Fensteröffnung doch nur einen schwachen Tagesschimmer hindurch, und ihre trüben Augen erkannten daher den Eintretenden nicht.

„Seid Ihr es, Vater Rask?" fragte sie mit matter Stimme. „Gott segne Euch in Eurer Todesstunde für das Mitleid, das Ihr mir beweist! Habt Ihr nach Erich geschickt? Herr Jesus! wer verschließt die Thüre?" rief die arme Alte und sank fast besinnungslos auf das

Bett zurück. Sie hatte deutlich aufschließen gehört, obwohl sie Niemand gesehen hatte; nun hörte sie wieder zuschließen und in ihrer Bestürzung glaubte sie, eine ganze Legion böser Geister sei gekommen, um sie abzuholen. Nask war in des Wortes strengster Bedeutung ein redlicher Mann; wer aber konnte von ihm jene zarte Vorsicht verlangen, die erfordert wird, um Kranke nicht zu erschrecken? Er meinte, es sei genug, den Geistlichen dorthin zu führen; ihn aber der Wartenden anzumelden, hielt er für ganz überflüssig und bevor noch Erich ein Wort reden konnte, war die Thüre wieder verschlossen. Zu sehr an die Schwäche von kranken Leuten gewöhnt, hütete sich Erich wohl, die Alte durch plötzliches Hervortreten noch mehr zu erschrecken; er blieb deßhalb in der Entfernung stehen.

„Anne!" sprach er, „erschreckt nicht! Ich bin es; kennt Ihr Euren Erich nicht mehr? Ihn, den Ihr so oft als Kind auf Euren Armen getragen?"

Anne vernahm die ihr so liebe Stimme und beruhigte sich, obwohl die konvulsivischen Zuckungen, von denen sie geschüttelt wurde, hinlänglich den aufgeregten Zustand ihrer Seele kund gaben. An einem andern Orte würde ein solcher Schrecken die auf ihrem Sterbebette Liegende unfehlbar getödtet haben; aber ein mehr monatliches Gefängniß vermag wunderbar sowohl zu stärken, als zu schwächen. Sie erhob ihre zitternde Hand; eines Wortes war sie nicht mächtig. Da eilte Erich hinzu, faßte die kraftlose, dürre Hand, legte sie sachte auf das Bett nieder und mit einem tiefen Gefühl, welches man mit Recht fast nur von einem Weibe fordern kann, ließ er der Alten die zärtlichste Sorgfalt angedeihen. Bald erwachte Anne wieder zu vollem Bewußtsein; Freudenthränen füllten ihre Augen darüber, daß sie sich als den Gegenstand so liebevoller Pflege erblickte.

„Nein!" rief sie, „Gott kann mich nicht verworfen haben, da er mir den Einzigen geschickt hat, nach dessen Anblick ich mich sehnte!"

„Gott verwirft Niemanden, der mit kindlichem Ver-

trauen zu seiner Barmherzigkeit flüchtet. Anne, was war Judas größte Sünde? Er, der seinen Meister verkaufte? War es sein Verbrechen? War es nicht vielmehr seine Verzweiflung, sein Aufgeben der Gnade Gottes?"

„Jedesmal, wenn ich Sie höre, Erich, werde ich so froh, so getröstet; mir kommt es vor, als wolle Gott selbst mir durch Sie Verzeihung verkünden. Aber sobald Sie fort sind . . . o, ich darf nicht daran denken!"

„Faßt Muth, Anne! Vertraut mir Alles an, was Euch quält. Wie kann ich Eure Wunde heilen, wenn ich sie nicht kenne?"

„Nun, ich muß wohl daran, aber geben Sie mir erst ein wenig Wasser; mein Gaumen ist so trocken, so..."

Während Erich einige Tropfen Wein unter das Wasser mischte, fuhr sie fort und bittre Thränen rannen ihr über die gefurchten Wangen:

„Wer wird einmal seinen Finger in's Wasser tauchen, um damit meine brennende Zunge zu netzen?"

„Und wenn die Glut der Hölle noch schrecklicher wäre, das Blut, welches am Kreuze aus Jesu Wunden geflossen, wird diesen Brand löschen. Habt Ihr die Männer im feurigen Ofen vergessen und wie der Engel des Herrn ihnen Kühlung brachte?"

Er hob der Kranken das Haupt in die Höhe und brachte das Glas an ihre Lippen.

„Ach, wie dieser Trunk mich erfrischt! Kaum war der Gefängnißprediger, der zuletzt hier war, weggegangen und ich wieder allein, als ich eine Stimme hörte, die sprach: „Wozu weinst und betest Du? Gott hat Dich ein für allemal verdammt! Denkst Du nicht daran, daß Du Dich mir verschrieben hast?" Da konnte ich nicht beten; es war mir unmöglich, nur den Namen Gottes zu nennen. Ich sah, wie der Erlöser sich wegwandte; ich hörte, wie die Teufel auflachten."

Angstschweiß bedeckte ihre Stirne. Durch seine milde Zusprache gelang es Erich, die Plagegeister wieder zu

verjagen, die sich auf's Neue ihrem Bette nahen wollten. Die sterbende Alte hatte vergessen, daß sie Erich stets beruhigt hatte, wenn der Gefängnißprediger in seiner Einfalt ihr Entsetzen für Gewissensbisse, ihr Schweigen für Halsstarrigkeit hielt, wenn er sein Anathem über sie aussprach und sie, wenn es in seiner Macht gestanden, lebendig in den Abgrund gestürzt hätte, sie hatte vergessen, daß sie ihre letzten Vorstellungen und Zweifel erzählen müsse.

„Wenn ich bete, dann lacht es hämisch; zornig wendet sich der Erlöser von mir und die andre Stimme ruft: „Gott hat Dich ja doch verworfen; erneue Deinen Bund mit mir, so will ich Dich retten und Dir so viel Gold geben, daß Du Dein Lebenlang davon zehren kannst!““ Sie konnte nicht weiter fortfahren.

„Noch einmal bitte ich Euch,“ sagte Erich, „faßt Muth! Der Teufel wagte es ja, Gott selbst in der Wüste zu versuchen, wie vielmehr wagt er nicht mit einem armen, sündigen Weibe; und je mehr es zu Ende geht, desto eifriger wird er den Raub festhalten wollen, dessen er sich gewiß glaubt. Aber betet und hoffet. Der Erlöser sagte zu dem gekreuzigten Räuber: „Heute noch wirst Du bei mir im Paradiese sein.“ Diese Stimme schallt auch zu Euch, wenn Ihr mit festem Vertrauen an den Stamm des Kreuzes flüchtet.“

Er betete ihr einige Psalmen vor, geeignet den aufgeregten Seelenzustand zu beruhigen und hatte bald die frohe Genugthuung zu sehen, wie sie mit gefalteten Händen in frommer Zuversicht seinen Worten lauschte. Jetzt rannen einige Thränen aus ihren matten, eingesunkenen Augen; ein tiefer Seufzer arbeitete sich aus der beklommenen Brust hervor; sie versuchte zu sprechen:

„Was wollt Ihr, Anne?“

„Nein, ich wage es nicht — ich — arme Sünderin.“

„Anne, wünscht Ihr vor Eurem Tode das heilige Abendmahl zu begehen?“

Ihr Auge glänzte, sie konnte ihren Gefühlen keine Worte finden. Die Freude über eine solch' unvermuthete Gnade löste fast die Bande ihres Lebens.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Das Erste, was Rask vornahm, nachdem er Erich bei Anne eingeschlossen hatte und in sein Zimmer zurückgekommen war, bestand darin, seine Pfeife anzuzünden; das Zweite mit philosophischen Schritten, der eine kurz, der andere lang, die Länge des Fußbodens zu messen und dabei die ihm von Erich im Vertrauen gemachte Mittheilung zu überlegen.

„Solchen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden, sagt unser Herr Jesus!" — er lüftete dabei seine Mütze. „Noch so jung und doch seinem Mädchen entsagen können! Ich war auch einmal jung, wenn ich auch jetzt alt und lahm bin und weiß noch ganz genau, wie es damals war. Meine Alte da drinnen, die jetzt da liegt und in Noth und Schmerzen aufschreit — wer sollte wohl so Etwas glauben — war damals jung, frisch und schön, wie der erste Sonnenschein im Frühling. Wenn mir in der Zeit einer gesagt hätte, Du bekommst sie nicht, wenn Du nicht zum Feinde übergehst . . . nun, ich hätte ihm freilich geantwortet: zum Feinde übergehn? Pfui Teufel! Und doch! — Herr führe uns nicht in Versuchung! Aber der Magister Erich, er war in Versuchung und ist siegreich daraus hervorgegangen. Na, na! Unser Herrgott ist ein zu guter General, um den nicht zu belohnen, der so treu zu der Fahne hält, der er geschworen hat. Ein tüchtiger Offizier hier auf Erden spricht gerne ein gutes

Wort mit einem armen Invaliden, um wie viel mehr der liebe Gott mit einem redlichen Priester."

Nachsinnend ging er noch einige Schritte und blieb dann plötzlich stehen.

„Ja, so muß es gehen, die Freude muß ich ihm verschaffen! Aber wie soll ich es anstellen, das ist die Frage? Nun, das Mädchen ist ja in der Stadt! Wie machte es der selige König? Sagte er nicht, Kriegslist ist sowohl löblich, als nothwendig? Nun führen wir Krieg gegen den verfluchten Pfaffen, und es müßte doch der Teufel sein, wenn ich als alter Korporal mich nicht darauf verstehen sollte, das Feld zu behaupten. Wie viel Uhr ist es, das fragt sich. Halb fünf. Vor sieben Uhr, wenn der Teufel wacht, während die Kinder Gottes der Ruhe pflegen, früher, sage ich, kommt der Diakon nicht. Also anderthalb Stunden und da kann Viel geschehen."

Der Alte ging in das innre Zimmer und setzte sich auf einen Stuhl neben das Bett.

„Wie geht's Dir, Alte?"

„Wie es mir geht? Herr Jesus! in der Welt werde ich nicht mehr gesund. Ach, wer doch drei Ellen tief unter'm Boden läge!"

„Liebe Alte, Du kömmst schon wieder zurecht, und wenn Du nur Geduld hast, so wirst Du frischer und rascher, als Du beim Tanz auf Deiner Hochzeit warst. Was wollte ich doch nur sagen? Meinst Du nicht, daß es schön wäre, wenn ich Dir Jemand brächte, mit dem Du den Abend verplaudern könntest? Weißt Du, daß Mutter Rabenia und Katharine in der Stadt sind?"

„Sind sie? Und waren nicht hier oben? Na, na, das ist früher nie vorgefallen; aber sieh, jetzt sind sie vornehm geworden, es geht ihnen zu gut; na, na!"

„So mußt Du nicht reden, liebe Alte; das ist eine Sünde! Die Rabenius'schen sind noch dieselben, das weiß ich; überdieß sind sie erst heute Mittag angekommen. Sie sind bei dem Schwager eingekehrt und Du kennst die Schwägerin; wenn Jemand hochmüthig ist, dann ist

sie es. Ich werde hinuntergehen und Katharine zu Dir heraufholen."

„Gott segne Dich, lieber Alter, thu' das! Jedesmal, so oft ich das muntere, liebe Mädchen sehe, ist es mir, als sehe ich mich selbst in meiner Jugend."

Der Alte war verblüfft.

„Was Teufel sprichst Du, Mutter? Schön wie Katharine? Kein Mensch kann in Abrede stellen, daß Du zu Deiner Zeit ein schönes Mädchen warst, flink und geschickt, froh und munter; aber schön wie Katharine! Hm, das hieße eine Unteroffizierscharge mit der eines Generals vergleichen. Na, na, Alte, Du mußt nicht bös werden; ich war es ganz zufrieden, daß Du nicht schöner warst; war so eifersüchtig genug zu meiner Zeit."

Nun schloß er alle seine Schlüssel sorgfältig ein, nahm den Schrankschlüssel zu sich und mit Mütze und Stock versehen, sagte er dem Dienstmädchen, wohin er gehe und daß sie, wenn während seiner Abwesenheit etwas Ungewöhnliches vorfallen sollte, gleich nach ihm springen müsse.

Kaum war die Kaffeegesellschaft bei der Lektorin Rabenia zu Ende, als die umsichtige Frau, die verlangte, daß ihre Verwandte für das Essen auch Etwas thun sollten, der Frau Maria zerrissene Kleider zum Flicken und Katharinen ditto Servietten zum Stopfen gab. Fleißig saßen sie bei ihrer Arbeit, als Maja Kajsa hereinkam und meldete:

„Der Wachtmeister Rask möchte gern mit der lieben — ja so, mit der Frau reden."

„Behüte, was kann der alte Rask wollen? Wenn es keine Geheimnisse sind, so könnte ihn ja die Schwägerin hier hereinkommen lassen," sagte die Lektorin.

„Meinethalben gerne; ich habe gewiß keine Heimlichkeiten. Ihr wißt ja selbst, wie dienstfertig der alte Rask und seine Frau sich während unsrer dürftigen Umstände gegen uns bewiesen haben," antwortete Frau Maria, und bevor noch die Lektorin fortfahren konnte, erschien

Maja Kajsa wieder mit dem Alten, der auf seinem hölzernen Bein daher hinkte.

Mit einem vornehmen Kopfnicken erwiederte die Lektorin die ehrerbietige Verbeugung des Alten; Frau Maria und Katharine erhoben sich von ihren Stühlen, gingen ihm entgegen, drückten ihm vertraulich die Hand und fragten theilnehmend nach seinem und seiner Frau Befinden.

„Herr Gott!" sagte der Alte, indem er seine sonst düstern, für jetzt aber sanfteren Augen auf Mutter und Tochter richtete, „wie wohl thut es geringen Leuten, wenn sie sehen, daß bessere, oder solche, über welche unser Herr seine Glückssonne leuchten läßt, nicht hochmüthig werden, sondern noch eben so herablassend sind, wie früher! Ja, Gott sei Lob, es lebt sich so dahin, wenn nur das Bein hier nicht wäre, das mir besonders bei schlechtem Wetter, verflucht weh thut. Das ist doch der Teufel, daß, obschon mein eignes Bein in Dänemark geblieben und wahrscheinlich schon lange verfault ist, ich doch noch deutlich spüre, wie es bis in die Zähne hinauf schmerzt? Sonst geht es mir immer gut genug; aber sehen Sie, meine arme Alte, die liegt immer auf einem Fleck."

„Ja," erwiederte die Lektorin, die in Folge der Bemerkung des Alten in den Ruf des Hochmuths zu kommen fürchtete, „ich habe gehört, die Gicht soll ziemlich schlimm mit ihr umgehn."

„Ja, weiß Gott, freilich! so ist es, liebe Frau!"

Er wandte sich wieder zu Maria:

„Nehmen Sie es nicht übel; aber es wäre jetzt meine Bitte, Sie möchten der lieben, kleinen Jungfer Katharine erlauben, meine arme Alte zu besuchen! Sie behauptet, daß, wenn sie nur das Herzenskind mit seinen frommen Taubenaugen ansehn darf, die Gicht zum Henker fährt, so vergnügt wird sie!"

Katharine blickte fragend auf ihre Mutter, diese aber bekümmert auf ihre Schwägerin, die mit einem spöttischen Lächeln da saß und zu sagen schien: „gemeine Leute bleiben doch immer gemein; das sollte einem alten

Wachtmeister nie einfallen, hierherzukommen und meine Hedwig zu bitten, seiner kranken Frau Gesellschaft zu leisten." Sie beschränkte sich jedoch auf die, obschon etwas spitzige Aeußerung:

„Ja, Gott behüte, meinethalben recht gern, wenn es die Schwägerin erlaubt; meine Servietten werden schon gestopft werden."

„Das müssen wohl Alle wissen," entgegnete Rask. „Jungfer Hedwig ist ja so geschickt! Ich habe dieser Tage von der Magd der Frau Landeshauptmännin sagen hören, die Jungfer sei die geschickteste Näherin in der ganzen Stadt."

Da Hedwig wirklich ein arbeitsames Mädchen war, obwohl sie nicht, nach der Meinung ihrer Mutter, für einen Typus aller Vollkommenheiten gelten konnte, so klang die Rede des Alten wenigstens nicht als Satyre, und somit verschwand auch die scharfe und verächtliche Miene der Lektorin. Da nun Frau Maria in den Blicken der Schwägerin deren Einwilligung gewahrte, so beeilte sie sich, auch die ihrige zu geben, und binnen wenig Augenblicken sah man Katharine, in Begleitung des alten Rask, den Weg nach dem Schlosse einschlagen.

Mittlerweile hatte des Gefangenwärters Frau beständig über die Eitelkeit der Welt nachgegrübelt. Der Argwohn des Hochmuths bei Bekannten, welche das Glück durch eine plötzliche Veränderung begünstigt, ist so alt wie die Welt, sagt das Sprüchwort; deßhalb muß man es wohl der alten, durch Krankheit mürrischen Frau verzeihen, wenn sie einen solchen hegte. Dergleichen argwöhnische Gedanken kann man mit den Stacheln vergleichen, die eine unvorsichtig angefaßte, rachsüchtige Distel in der Hand zurückläßt. Sie sind zu klein, um sehr zu schmerzen, aber doch groß genug, um zu stechen und zu ärgern. Wie froh war sie deßhalb nicht, auf einmal die verloren Geglaubte zu sehen; denn auf dieselbe unschuldsvolle Art, wie früher, näherte sich Katharine ihrem Bette, mit derselben Theilnahme fragte sie

nach ihrem Befinden. Die Alte umarmte sie entzückt und bat sie, ihr zu verzeihen, daß sie sie nur einen Augenblick Hochmuths halber im Verdacht gehabt habe. Nun mußte eine Kaltschale von starkem, selbstgebrautem Bier mit Honig aufgesetzt werden; und als nun Katharine mit dem Glase in der Hand da saß, bald das Bier der Alten lobte und bald ihre prächtigen Pfefferkuchen, da kam Alles wieder in's alte Geleise, und nun merkte die Alte erst, daß Vater Rask am Fenster stand und beständig hinaussah.

„Lieber Alter, was stehst Du denn dort, als wolltest Du das Fenster durchgucken? Du kannst doch in aller Welt heute Abend Niemand mehr erwarten. Komm, setz' Dich zu uns und sprich ein wenig mit der schönen Katharine. Du meinst wohl, ich wisse nicht, daß Du, wenn Du jetzt auch alt und gebrechlich bist, doch die schönen Mädchen gern hast? Du bist mir ein sauberer Bursche Du!" — Sie erhob die Hand und winkte. — „Komm jetzt, sage ich! Es ist ja kohlfinster draußen."

„Kohlfinster? Die Sonne steht ja noch hoch oben!"

Es schien wirklich, als hätten die Personen, welche der Alte erwartete, nur die Bemerkung seiner Frau abgewartet, um sich einzufinden; denn gerade jetzt gewahrte er zwei schwarze Gestalten.

„War es nicht, wie ich dachte?" murmelte er. „Hier habe ich ja den Teufel in eigner Person." Er eilte in das vordere Zimmer hinaus.

„Guten Abend, mein redlicher Vater Rask! Hi, hi, hi! Was machen unsre beklagenswerthe Delinquenten? Es ist jedenfalls ein Glück, daß sie zur Erkenntniß ihres gräulichen Verbrechens gekommen sind, so daß, wenn es gelingt sie ordentlich vorzubereiten und zu bekehren, man die Hoffnung hegen darf, ein Blutstropfen aus den tiefen Wunden des Erlösers werde sie rein waschen, wie Schnee, und sie werden durch eine aufrichtige Reue und einen schmerzvollen Tod zur ewigen Seligkeit eingehen können."

So fromm und sanftmüthig auch die Worte des

Diakons klangen, so stachen sie doch sehr sonderbar gegen sein geröthetes Antlitz und seine hastigen Athemzüge ab, die Zeugen seines heftig aufgeregten Gemüthes waren.

„Ich ersuche Euch, mich gleich zu ihnen zu führen!“ fügte er hinzu.

„Sehr gerne, lieber Vater! Sehr gerne! Das wird aber nur zu Lene sein können; denn was Anne betrifft, so hat der Bischof, um sie bis zur Exekution am Leben zu erhalten, Befehl gegeben, Niemand zu ihr zu lassen.“

„Na, na, ja, ja! Ich will Seiner Hochwürden Macht und Autorität nicht in Frage stellen; und doch ist der Körper nicht mehr als die Speise und die Seele nicht mehr als der Körper? Ich wasche meine Hände.“

„So machte es auch Pilatus,“ antwortete Rask unfreundlich und trocken. Der Diakon warf ihm einen von den schrecklichen Blicken zu, welche immer solche Menschen in Bereitschaft haben, die nie, außer im Augenblick einer unbewachten Gemüthsbewegung, ehrlichen Leuten in's Gesicht zu sehen wagen; aber schnell kehrte dieser Blick in sein Versteck zurück, als er dem offenen, ehrlichen Auge des Alten begegnete. Verlegen hustete der Diakon einigemal; noch selten war es ihm so schwer geworden seinen Zorn zu dem kriechenden Ton der Scheinheiligkeit herabzustimmen.

„Lieber Rask! Ich habe davon gehört, wie Euch Gott durch die schwere Krankheit Eurer braven, sonst so thätigen und arbeitsamen Hausfrau ein hartes Kreuz auferlegt habe.“

„Ja, ja, aber der Verlust ihrer Arbeit macht mir weniger Kummer als ihre Schmerzen.“

„Ach ja, so muß ein gerechter und frommer Mann reden. Wie sagte Gott, als er die Ehe einsetzte? „Du wirst Vater und Mutter verlassen und Deinem Weibe anhangen!“ Und wie heißt es bei der Trauung? „Sie zu lieben in Freud und Leid.“ Und in Bezug auf die Art, wie Ihr Euch gegen Eure Frau benehmt, könnt

Ihr wirklich Allen, die sich in den heiligen Stand der Ehe begeben wollen, als Muster aufgestellt werden, so Vornehmen als Geringen. Aber statt hier zu stehen und die Zeit zu verplaudern, wäre es wohl besser, hinein zu Eurer Frau zu gehen, um durch einige Gebete und gottselige Betrachtungen den Versuch zu machen, ihre Schmerzen zu erleichtern und zu verringern."

„Du Erzkanaille!" dachte Rask, „riechst Du vielleicht Etwas?" doch antwortete er höflich:

„Um Vergebung, lieber Vater, um Vergebung! Ich würde Sie schon längst gebeten haben, unter mein geringes Dach zu treten, wenn nicht meine kranke Alte eben eingeschlummert wäre. Die Arme hat weder Tag noch Nacht Ruhe; nur gegen Abend schläft sie ein wenig ein."

Mißtrauisch entgegnete der Diakon:

„Ja so! Hm, hm! Und doch sah mein werther Mitbruder hier, daß Ihr und Jungfer Katharine Rabenia, die ich binnen Kurzem als meine eheliche Hausfrau heimführen werde, vor wenig Augenblicken hierher gegangen seid."

„Wann hätte wohl die Klugheit gegen Leidenschaft und Begehrlichkeit Stand gehalten?" dachte Rask und erwiederte mit seiner gewöhnlichen Ruhe:

„Sehr richtig! Und jetzt sitzt das fromme Kind am Bett meiner Alten und liest in Müllers himmlischem Liebeskuß."

„Was für eine Art Liebeskuß?" rief der aufgebrachte Priester und setzte jetzt alle Vorsicht auf Seite. „Meint Ihr, ich wisse nicht, daß der ehrvergessene Atheist auch hierhergegangen sei? Meint Ihr, es schicke sich für einen alten Mann, wie Ihr, den Kuppler zu machen, junge Leute in Eurem Hause zusammenkommen zu lassen, und das gar noch mit der verlobten Braut eines Andern?"

Wäre die Beschuldigung, die Rask gemacht wurde, ungegründet gewesen, er würde wahrscheinlich nicht einmal bös geworden sein; jetzt wurde er wüthend.

„Was schwatzen Sie da für Unsinn?" rief er.

„Glauben Sie, daß ein alter Soldat, der, in des großen Gustav Adolphs Lager geboren und erzogen, dem seligen König in allen Feldzügen folgte, und alle Versuchungen der Welt mit Ehren bestanden hat, glauben Sie, daß der kuppeln will! Hölle und Teufel! Potz Sapperment! Hätte ich nicht Achtung vor Ihrem Beruf, ich wollte Sie braun und blau prügeln, wenn ich schon ein Krüppel bin!"

Der alte Rask sah in diesem Augenblick wirklich so finster drein, daß der Diakon, der Tapferkeit nie zu seinen Tugenden zu rechnen wagte, aus dem Wege ging. Der Gefängnißprediger, der — um des alten Rasks eigene Worte zu brauchen — das Pulver nicht erfunden hatte, legte sich dazwischen und stellte dem Alten vor, wie Unrecht er habe, einen Mann zu überfallen, der in seinem heiligen Amte stehe. Rask nahm sogleich Vernunft an, obwohl höchst verwundert und auf seine eigene Art.

„Der Teufel soll mich holen, wenn Ihr nicht Recht habt! Gottes Wort bleibt immer Gottes Wort und wenn es auch in den Koth fällt."

Aergerlich über seine Feigheit, ergrimmt über die letzten Worte des Alten, und verzehrt von einer glühenden Eifersucht, schwieg der Diakon, wie ein Stein, und suchte sich hinter die Larve der Heuchelei zu verstecken. Der Gefängnißprediger fuhr fort:

„Wenn auch der Diakon in seinem Eifer ein Wort gesprochen hat, so müßt Ihr bedenken, daß die Sache ein sehr sonderbares Ansehen hat. Ich habe so wohl Jungfer Katharine, als ihren frühern Bräutigam hierher gehen sehen; ist es da zu verwundern, wenn der, mit welchem sie ihr Vater verlobt hat, heftig aufgeregt wird?"

„Meinethalben mag er aufgeregt werden, so viel ihm beliebt, wenn er nur mit seinen verläumderischen Beschuldigungen wegbleibt. Katharine ist hier, aber bei meiner Frau. Und was den Magister Erich betrifft, so

ist das Schloß groß, und ich kann nicht Wächter über Andere sein, als die mir die hohe Obrigkeit zur Bewachung übergibt. Kommen und mich der Kupplerei beschuldigen! Sapperment!"

„Lieber Vater Rask, verzeiht, wenn mir ein vorlautes Wort entschlüpft ist. Es war nicht bös gemeint! Wer kennt nicht den alten, ehrlichen Rask, einen Mann, der selbst des Landeshauptmanns Gunst besitzt? Vermuthlich hat der verdienstvolle Jüngling — verzeiht, daß ich ihn so nenne, obwohl er Priester ist — eine der heiligsten Vorschriften unserer heiligsten Lehre erfüllt, nämlich Anne im Gefängniß besucht?"

„Lieber Vater, die alte Anne steht unter meiner Obhut, und ich brauche Niemand andern Rede zu stehen, als dem Landeshauptmann, oder jetzt, da der Teufel einigermaßen Theil an ihr haben soll, dem Bischof."

Der Diakon, der eben erst beim Anblick und den Ausdrücken des Zornes des alten Gefangenwärters gebebt hatte, wagte nicht das Geringste zu sagen; der Gefängnißprediger aber, durch den frühern Erfolg kühn gemacht, nahm dreist das Wort, und eine neue Strafpredigt über Gottlosigkeit und Blasphemie floß von seinen Lippen. Schade, daß ihn der Alte schon im Eingang unterbrach.

„So lange der Herr Magister mit Vernunft redete, gab es keinen willigern Zuhörer, als mich; wenn man aber mit einfältigem Zeug anrückt, so nehme ich auch kein Blatt vor den Mund. Was tausend Teufel soll das Gewäsch sagen? Ich gottlos? Ich blas — blas — soll wohl heißen blessirt, wenn ich recht gehört habe, obwohl Sie sich, als ein geistlicher Herr, nicht auf die Soldatensprache verstehen; aber mit Gottes Hülfe soll es dem Teufel nie gelingen, mich zu blessiren. Ich nehme meine Zuflucht hinter die Verschanzungen von Gottes Wort, und der schwarze Herr —" hier sah er auf den Diakon, „wird seine glühenden Kugeln wohl umsonst verschießen. Wissen Sie nicht, daß ich im Lager des großen Königs

geboren bin, wo uns die Trommel eben so zur Andacht rief, wie zum Exerziren und zur Schlacht? Sapperment! Wollen Sie die Hexe besuchen, Herr Diakonus, so machen Sie fort, ich habe mehr zu thun, ich."

Wäre der ehrliche Wachtmeister ein Physiognomiker gewesen, so hätte sich ihm ein reiches Feld dargeboten, seine Wahrnehmungen zu vermehren. Während des einen Priesters große Schafsaugen nur Verwunderung und einen gewissen wohlmeinenden Kummer über den Irrglauben eines seiner Schafe ausdrückten — denn die Priester der damaligen Zeit hielten sich für die Seelen ihrer Zuhörer verantwortlich — so zeigten sich in den tiefliegenden Katzenaugen und den zusammengebissenen Lippen des andern abwechselnd alle jene Gemüthsbewegungen, die aus Bosheit und Ohnmacht hervorgehen können. Aber da Rask weder die Physiognomien studirte, noch irgend einer Furcht zugänglich war, so richtete er nur sein Auge scharf auf den Diakon, der, wie gewöhnlich, alsbald den Vorhang der Demuth über sein Gesicht hängte, seinem Mitbruder die Hand reichte, ihm für seine erbauliche Gesellschaft dankte, und ihm versprach, daß, so schwer es ihm auch werden könne, er es versuchen wolle, durch seine Gebete Lenen die Gegenwart ihres geistlichen Retters vergessen zu machen. Dieser ging fort und der Diakon folgte dem vorausschreitenden Wachtmeister.

Bei der Treppe, die zu Lenens Gefängniß hinabführte, wunderte sich der Diakon, daß der Alte an derselben vorbei und weiter vorwärts ging. Er fragte nach der Ursache.

„Ja," war die Antwort, „so bald das Todesurtheil ankam, brachte ich sie in ein besseres Gefängniß. Sie soll es wenigstens in den letzten Tagen wie ein Mensch haben und alles Gute genießen, was ich ihr verschaffen kann; sie hat ja nur noch wenig Stunden — nehmen Sie es nicht krumm, daß ich, ohne Geistlicher zu sein, so rede — in der Gnadenzeit zu leben. Bald ist die Sanduhr abgelaufen, und Gott sei ihrer Seele gnädig!"

Auf dem übrigen Wege betete der Alte andächtig ein Vaterunser. Es lief dem Diakon warm und kalt über den Rücken; in diesem Augenblick erkannte er, daß Tugend und Gottesfurcht nicht bloß Maskenverhüllung sei, und wenn auch diese einfache Handlung der Menschlichkeit erweckte, was bis jetzt durch Nichts hatte erweckt werden können, nämlich sein Gewissen. Er konnte nicht umhin, zu bedenken, welchen Theil er, als Lenens Mitschuldiger an der Entwicklung ihres Schicksals hatte, und daß das Recht der Wiedervergeltung auch ihn einmal treffen dürfte.

Die Sorge für seine Selbsterhaltung verjagte jedoch alsbald diese flüchtige Rührung. Noch konnten Lenens Angaben ihn stürzen, und er wußte nur zu gut, daß in diesem Falle seine vornehmen Gönner ihn eben so im Stiche lassen würden, wie er es jetzt mit Lene that. Es war ihm sehr lieb, daß der Alte noch Einiges im Zimmer zu besorgen hatte, weil er auf diese Art Zeit erhielt, seine Züge zu ordnen, bevor er vor seine scharfsinnige und aufmerksame Beobachterin trat. So lange Rask zugegen war, hielt Lene ihre Blicke fest auf den Boden geheftet. Der Diakon fragte, wie es ihr die letzten Tage, da er nicht Zeit gehabt habe, sie zu besuchen, ergangen sei. Lene behielt ihre Stellung stumm und unverändert bei, und wenn sie mitunter ihm einen verstohlenen Blick zuwarf, so brannte ein düsteres Feuer in ihren schwarzen, wilden Augen. Als Rask sich entfernte, sprang Lene heftig auf, und ihre Züge nahmen einen noch wüthenderen Ausdruck an. Sie blickte ihn an, als wolle sie sein Innerstes durchdringen, und hob endlich an:

„Betrügt Ihr mich? Dann wehe Euch! Wehe Euch, wenn Ihr das thut; denn ich habe es Euch schon früher gesagt: Euer eigenes Schicksal hängt auf's Genaueste mit dem meinigen zusammen. Zur Hölle müssen wir Beide, das ist ausgemacht, so bald wir nicht . . . ."

„Was meint Ihr?"

„Das will ich Euch schon sagen. Die Kunst besteht nur darin, diesen Zeitpunkt so lange als möglich hinauszuschieben. Noch einmal: Eurer Tage werden nicht mehr viele sein, sobald mein Stundenglas verronnen ist. Deßhalb — betrügt Ihr mich oder nicht?"

Der Diakon bebte bei dieser Frage, auf die er nicht vorbereitet war, bot aber Alles auf, um, so ruhig er nur konnte, mit einer andern zu antworten:

„Wie kommt Ihr auf den Einfall, daß ich Euch betrügen wolle?"

„Hört! Gestern Abend" — der Gefangenwärter hatte schon seine Runde gemacht und ich wußte mich sicher — nahm ich mein Brett hervor, schüttete Erde darauf und fing an, die Figuren zu betrachten. Fast noch nie habe ich so glückliche Anzeichen gesehen. Da lag der Besuch von einem vornehmen, feinen Herrn. Ich sah ihn so deutlich, wie ich Euch sehe, freute mich höchlich und sah bald ein, daß dieß der Landeshauptmann sein müsse, als ich den Schlüssel in meine Thüre stecken hörte. Ich versteckte das Brett und fluchte innerlich über die alte Canaille. Es war, wie ich gesehen hatte, der Landeshauptmann selbst. Ich wollte ihm zeigen, daß ich seine Ankunft vorhergewußt habe und sagte ihm: „Gesegnet sei diese lang erwartete und glückliche Stunde!" Bestürzt fragte er: „Wie konntet Ihr wissen, daß ich hierher kommen werde?" Unterdessen stellte er eine Flasche Branntwein, Ochsenfleisch und Butter auf den Tisch. Ach, wie das schmeckte, wie der Trank labte! Um ihn nur immer zu haben, wäre ich bereit, in die Hölle zu fahren. Nachdem ich gegessen und getrunken, ersuchte er mich, ihm, der vornehmen ausländischen Dame und noch Einem mit einer Krone wahrzusagen. Ich erfüllte sein Verlangen; getreulich sagte ich ihm Alles, was ich für ihn und die Andern da liegen sah, und mehr als einmal gewahrte ich, wie er unter meiner Rede die Farbe wechselte. Er fragte, ob ich mein eigenes Schicksal sehen könne. Ich erwiederte ihm, daß

ich das nicht so klar, wie das von Andern sehen könne; daß ich aber für gewiß halte, daß, wenn ich dieser Bedrängniß entginge, meine Lebensdauer so lang, so lang, und mein Weg so hell und klar sein werde, wie ein Tag, und daß es mir an Brod und Gold nie fehlen solle. „Herr Landeshauptmann," fuhr ich fort, „seien Sie barmherzig, retten Sie mich! Mein ganzes Leben will ich Ihrem Dienste widmen. Den Sie hassen, hasse ich, und sein Name soll nicht länger genannt werden auf Erden. Er soll verschwinden, daß auf seinem Grabe kein Hahn krähen und kein Hund bellen soll!" Ihr könnt gar nicht glauben, wie der Landeshauptmann so froh aussah. Er fragte, ob der Trank, den ich der Fürstin geben würde, ein solcher sei. Aufrichtig antwortete ich: „Nein. Der Trank mit allen seinen Eigenschaften geht zu Grunde, wenn ich gefesselt bin, und ich kann einen solchen nur vor der Pfingstzeit bereiten." Er schien etwas nachdenklich, klopfte mir aber auf die Schulter und sagte, es werde schon Alles gut gehen, ich solle nur keine Furcht haben. Das Urtheil sei gekommen und ich zum Feuertod verdammt; aber er versichere mich, daß mir kein Haar auf dem Haupte solle gekrümmt werden. Ich werde heute noch auf das Rathhaus geführt und mir das Urtheil dort vorgelesen werden, das geschah denn auch. Ich solle mich dort sehr unterwürfig anstellen, was ich auch that; aber ich solle so sicher sein, wie am Tage meiner Geburt, wenn ich bei meiner Zurückführung hierher, am Kabinetfenster des Landeshauptmanns ein weißes Taschentuch sähe; und wenn man mich auch zum Richtplatz führe, ich solle ruhig sein, wenn ich nur das Tuch sähe. Das sah ich denn heute freilich; aber — aber kommt!"

Sie stand auf, riß den Diakon heftig mit sich an die durch starke Gitter verwahrte Fensteröffnung, und fragte, während eine gewaltige Gemüthsbewegung ihren Körper erschütterte:

„Was seht Ihr?"

„Was ich sehe!" Er schaute umher, so weit es der Gesichtskreis zuließ. Für die tiefer liegende Stadt waren die Stralen der Sonne schon längst verschwunden, und der dürftigen Abendmahlzeiten jener Tage ungeachtet, brannte doch noch Feuer in allen Kaminen; auf dem aufsteigenden Rauch legte sich die Abenddämmerung über die Gegend. Auf dem Felde sah man die Bauern und Träger eifrig damit beschäftigt, ihre goldene Last nach Hause zu schaffen.

„Seht Ihr denn Nichts?" fragte sie ungeduldig. „Hat Euch die Freiheit blind gemacht für das, was ich vermisse?"

„Meint Ihr die Sonne? Ja, ich sehe, daß sie sich gerade zum Untergang neigt. Ein Feuermeer breitet sich aus, und sie scheint in ihren eigenen Flammen zu versinken. Aber wie kann Euch das erschrecken?"

In einer wilden Melodie sang sie, wie ihre sterbende Mutter sie vor dem Abend gewarnt habe, an dem ihr die Sonne zu verbrennen scheine; denn dieser Abend werde ihr letzter, und falsche Freunde ihre Mörder sein.

„Seither," sagte sie, „habe ich nie den Sonnenschein ertragen können, und erst heute Abend erschrack ich, als mich der Gefangenwärter hierher, und nicht in mein früheres Arrestlokal brachte. Als ich nun die Sonne sich mehr und mehr nähern sah" — ihre Augen schienen aus den Höhlen zu treten, ihr Haar sträubte sich, ihre Adern schwollen auf, und jeden Augenblick fürchtete der Diakon, dieselben die dünne Haut durchbrechen und wie Schlangen hervorkriechen zu sehen — „als ich nun die Sonne sich mehr und mehr nähern sah, und ich nicht umhin kann, ihren flammenden Untergang anzublicken, so fürchte ich — Dich als Mörder."

Er bebte, jede Nerve zuckte, er sah sein Leben an einem Haare hängen; denn beim mindesten Verdacht von Verrätherei durfte ja Lene nur ihre Verbindung vor Rask eingestehen, und wenn es ihm dann auch später gelingen sollte, der Strafe zu entgehen, lebe wohl dann

jedenfalls Pfarrei, Braut und Bischofsitz. Aber durch seine beharrlichen Versuche, sie hinter das Licht zu führen, hatte er sich eine gewisse Ueberlegenheit in dieser Kunst erworben, und diese mangelte ihm auch jetzt nicht.

„Lene, wie könnt Ihr nur Euch und Andere so unnöthig erschrecken! Ihr seht in der Vorhersagung Eurer Mutter ein Unglück; ich dagegen lese nur Glück und Gedeihen darin."

Sie stand unbeweglich und blickte ihn scharf an. Die Wildheit verschwand aus ihrem Gesichte, und nur die schwach aufglimmende Hoffnung hielt es noch in einer scharfen Spannung.

„Ja," fuhr er fort, „kann Euch etwas Schöneres verkündet werden, als daß die Sonne an Eurem letzten Lebensabend heiter untergehen soll? Das bedeutet ja, daß der folgende Tag prächtig wird! Und dann die falschen Freunde — wo sind die? Wie könnt Ihr auf den Gedanken kommen, ich sei ein falscher Freund, ein Judas gegen Euch? Sind wir nicht ein Leib und eine Seele? Und was den Landeshauptmann betrifft, so kann ich Euch versichern, daß Ihr von ihm Nichts zu fürchten habt; er kann die nicht untergehen lassen, deren er so sehr bedarf. Habt Ihr nicht gehört, wie die alte Gräfin Ebba Brahe durch einen Trank die Königin Christine verherte? Und meint Ihr nicht, daß man solche Tränke einmal nöthig haben könnte? Nein, seid Ihr nur ganz sicher! Der Landeshauptmann wird sich eher einen Finger abhauen, als Euch untergehen lassen. Ich habe Euretwegen das Buch befragt und zur Antwort erhalten, daß Ihr wenigstens noch zwanzig Jahre leben sollt, was freilich nicht zu viel ist; denn Ihr seid ja noch keine fünfzig!" Wie aus einem peinlichen Traume erwachend, rief sie:

„Kann es möglich sein, daß ich noch leben werde!"

Mit gefalteten Händen sah sie sich ängstlich nach einem Gegenstande um, an welchen sie ihre Bitten richten könnte. Ihren unbeugsamen Meister wagte sie nicht

anzuflehen; denn in der Tiefe ihres Herzens fühlte sie, daß der Böse nie verzeiht — und sollte sie sich an Gott wenden? Der Angstschweiß brach ihr aus der Stirne, kalte Thränen, von der gräßlichsten Verzweiflung erpreßt, füllten ihre Augen, deren Quelle sie zu ersticken drohte, und durch konvulsivisches Schreien suchte sie sich Luft zu verschaffen. Muthlos und zitternd stand der Geistliche da, und wenig fehlte, daß ihre Raserei auch ihn ergriff, als ihm einfiel: „Besser sie zittert, als Du.“ Und Dank sei dieser kostbaren Wahrheit! Sein Entsetzen verschwand, er begann sich zu erholen und erinnerte sich, was er in der Tasche zu Lenens Erquickung mitgebracht hatte. Er zog eine Flasche hervor, hielt sie ihr an die Lippen und durch die erfrischenden Tropfen gewann sie den Gebrauch ihrer Sinne wieder, und das Geschrei und die Seufzer verstummten. Der Priester wiederholte, was er schon früher gesagt, und fand sie jetzt seinen Trostgründen weit zugänglicher.

„Gebt mir noch einen Schluck,“ bat sie. „So, so, hm — danke! Jetzt kann ich wieder denken! Sagtet Ihr nicht, es habe keine Gefahr?“

„Keine Gefahr? Ja, freilich sagte ich das!“

„Könnt Ihr darauf schwören?“

„Ei freilich!“

„Wohlan, so schwört!“ und nun sprach sie ihm einen Eid vor, bei dem des Priesters Haar sich sträubte und jeder Blutstropfen erstarren wollte. Aber was ist doch die Gelahrtheit für eine schöne Sache, vor oder beim Schlusse jedes Satzes ließ er nur einen kleinen, stillschweigenden Protest, eine Negation einfließen, durch welche er nicht nur Lene betrogen und sein Gewissen beruhigt, sondern auch den Fürsten der Finsterniß und sein ganzes Heer gebunden zu haben wähnte.

Vertraulich saßen nun die beiden Verbündeten auf der Pritsche und vor ihnen, auf einem Brettstück, das den Tisch vorstellte, stand die Flasche mit ihrem kristallhellen Inhalt. Obwohl es dem Priester gelungen war,

durch Vergrößerung seiner Kenntnisse in der schwarzen Magi, Lenens Augen zu verblenden, so mußte er doch bei sich ihre durch alte Praxis erworbene Ueberlegenheit, seiner neu erlernten Theorie gegenüber, anerkennen, und er benutzte die letzten Stunden ihres Lebens, Alles einzuholen, was er konnte. Noch nie wurden irgend welche Vorlesungen mit mehr Aufmerksamkeit angehört; die Lehrlinge in Sais schöpften nicht mit größerem Verlangen aus der Quelle der Weisheit. Die Sonne war untergegangen, die Dämmerung hatte ihre Stelle eingenommen und im Gefängniß war es Nacht; sie merkten es nicht. Das Licht, was sie erleuchtete, war hinreichend. Der Diakon vergaß Alles, sogar seine Eifersucht.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Wer eine bejahrte fromme Person hat sterben sehen, kann die Richtigkeit des Ausspruches bezeugen, daß solche Menschen Kinder sind für die Ewigkeit. Anne lag so ruhig, so selig lächelnd in ihrem Bett, wie ein Kind in seiner Wiege. Die heilige Handlung hatte stattgefunden, und man sah, daß sie mit dieser Welt Nichts mehr zu schaffen hatte. Erich hörte den Schlüssel in der Thüre klirren. Rasch überdeckte er Patene und Kelch. Er wollte den Alten nicht unnöthigerweise beunruhigen, der in seiner Unkenntniß diese Handlung vielleicht für sündhaft ansehen, und sich darüber hätte ärgern können. Die Thüre ging auf und neben dem Gefangenwärter gewahrte er seine geliebte Katharine. Das Gehör der Alten war, wie bei den meisten Sterbenden, außerordentlich scharf und fein. Sie unterschied den Tritt von zwei Eintretenden und erkannte Katharinens Gang.

„Herr, mein Gott!“ flüsterte sie, „so wird mir vor

meinem Tode sogar noch die Freude zu Theil, Katharine, die Braut meines Erichs zu sehen!"

Katharine trat an ihr Bett. Die Hände der Alten tappten unruhig auf der Decke umher.

„Wo sind Sie, Katharine? Ich sehe Sie nicht."

Katharine ergriff ihre Hand.

„Sie verschmähen es nicht zu kommen und Abschied von der zu nehmen, die nicht einmal in geweihter Erde ruhen soll? — Entsetzen Sie sich nicht, Katharine.... Erich hat gesagt.... grüßen Sie Mutter Ra.... sie hat genug Böses ausgestanden... jetzt geht es ihr gut." Sie raffte ihre letzten Kräfte zusammen. „Und Euch, Vater Rask, vergelte der Herr in Eurer Todesstunde, was Ihr Gutes an mir gethan habt!"

Erich nahm sie bei der andern Hand, welche sie unruhig ausstreckte.

„Der Herr segne Euch und lasse Euch seine reichsten Gaben zukommen! — Erich, Deine Mutter... ich will sie grüßen..... ihr erzählen..... Herr..... ich komme.... ja...."

Sie ließ Erichs und Katharinens Hände, die sie fest gedrückt hatte, los, und war nicht mehr.

Unter einem stillen Gebet sank Katharine neben ihrem Bette auf die Kniee und Erich drückte ihr die Augen zu. Rask wischte sich eine Thräne aus dem Auge.

„Friede sei mit ihrem Geiste! Sie starb eines seligen Todes!"

Dreißigstes Kapitel.

Im Verlaufe der Nacht hatte sich ein starker Wind erhoben. Wüthend jagten einander finstere, schwere Wolken, und wenn der Sturm sie für einen Augenblick aus-

einander riß, so warf die eben aufgehende Sonne einen blutrothen Schein über den Horizont. Lene erwachte eben aus dem tiefen Schlafe, worein sie versenkt gelegen.

„Donnerwetter, wie habe ich so gut geschlafen!" rief sie.

Ein verworrenes Geräusch und Gepolter, theils von Stimmen, theils von Hammerschlägen und Stößen, drang bis zu ihrem Kerker; ein Beben überkam sie und trieb sie an's Fenster. So frühe, ungefähr um fünf Uhr, war schon eine ziemlich große Volksmasse versammelt. Sie sah einen großen Pfahl aufgerichtet und um ihn her sangen, schrien, tanzten und hurrahten alle Knaben aus der Stadt und der Umgegend, während Jeder den Scheiterhaufen durch Zutragen von wenigstens einem kleinen Holzstückchen vergrößerte; und nicht allein diese, sondern auch ältere Personen, glaubten dem Himmel einen Dienst zu leisten, wenn sie Brennmaterial herbeischleppten, im Glauben und in der Hoffnung, mit dem Tod der Hexe werde eine neue Ordnung der Dinge eintreten, und alles Böse mit ihr in die Tiefe des Abgrundes versinken. Ein Knabe wurde sie hinter dem Gitter gewahr.

„Seht, dort steht die Hexe!" schrie er und zeigte hinauf.

„Hurrah für die Hexe, die verbrannt wird! Hurrah!" so schallte es fast unaufhörlich.

„Wollen einmal sehen, ob der Teufel selbst kommt, und sie holt!"

„Herr Gott, das wäre aber lustig!"

Um dieses Thema drehte sich das ganze Gespräch, was man in dem verworrenen Getümmel verstehen konnte.

Nun kamen besser gekleidete Personen heran, um, wenn auch nicht die Exekution selbst, doch wenigstens die Zubereitungen in Augenschein zu nehmen. Bald erschienen auch die Honoratioren der Stadt mit ihren Damen. Alles wich auf die Seite und machte Platz, um wieder von Neuem einen dichten Kreis um dieselben

zu schließen und ihre orakelähnlichen Worte aufzuschnappen.

„Na, sehen Sie jetzt, Schwester Rabenia,“ sagte die Bürgermeisterin, „daß Alles seine Richtigkeit hat, und daß die Hexe verbrannt wird?“

„Gott sei der armen Seele gnädig!“ seufzte Frau Maria.

„Was? Gnädig?“ schrien die andern Frauen. „Nein, zum Teufel mit ihr und der ganzen Satansbrut!“

„Wer anders, als sie, war Schuld an dem letzten Mißwachs?“

„Sie war es gewiß, liebe Mutter, die im Winter herein kam und bettelte; gegen meinen Rath jagten Sie sie hinaus. Es war keine andere, als Lene; und das erste Mal, als wir im Frühling unser Vieh hinaustreiben ließen, zerriß der Bär zwei Kühe dem Hirten vor der Nase.“

„Herr Gott! was Du nicht sagst, Hedwig?“

„Ja, liebe Tante!“

Und nun war in der ganzen Gegend keine Missethat verübt worden, woran Lene nicht Antheil hatte, und für welche die aufgereizte Volksmenge nicht wünschte, sie noch einige Mal verbrennen zu können.

Die Lektorin Rabenia wandte sich zum Bürgermeister.

„Aber, lieber Bruder, ich sehe ja keinen Richtblock! Soll die andere Hexe denn nicht....“

„Liebe Schwester, es ist schwer,“ antwortete er mit unerschütterlichem Phlegma, „es ist sogar unmöglich, Jemanden den Kopf abzuschlagen, dem der Teufel Nachts den Hals herumgedreht hat.“

„Ja, was meinen Sie, liebe Schwester,“ nahm seine Ehehälfte das Wort, „als sie krepirte, fuhr es wie ein feuriger Besen durch den Schornstein im Schlosse hinaus, und noch ehe der Tage kam, führte sie der Schinder auf seinem Karren fort und begrub — mit Verlaub zu sagen — das Aas unter'm Galgen.“

„Seht, dort geht der Geistliche!" rief eine Stimme aus dem Haufen und es entstand für den Augenblick eine Pause. Alle schwiegen, Aller Augen wandten sich dorthin. Es war, wie wenn der Sturm einen Augenblick nachläßt, um dann desto heftiger loszubrechen; auf ein Mal gingen alle Mäuler auf und:

„Dort geht der Geistliche! Seht dort den Geistlichen!" schallte es rundum.

„Den Teufel soll man ihr schicken und keinen Priester!" polterte eine grobe Stimme. „Im vorigen Jahr beherte sie mich großen, starken Kerl, so daß ich sechs Wochen lang den Kopf schief tragen mußte und nicht ein einziges, ordentliches Wort Gottes reden konnte. Sie müßte gegeißelt werden, ehe man sie verbrennt, das wäre Recht; aber so mag sie brennen in Ewigkeit, ohne einen Tropfen Wasser auf ihre Zunge zu bekommen."

„Herr Gott tröste uns!" gellte ein feines Stimmchen, „ich glaube, wir bekommen Regen; was soll dann daraus werden?"

Lene überschaute die ganze Menschenmasse, die wie ein aufgeregtes Meer hin und herwogte. Ihre Zähne klapperten, jede Nerve ihres Körpers erbebte. All die schlimmen und unglücklichen Zeichen, welche sie während des letzten Jahres zu sehen und zu hören geglaubt, die Prophezeiung ihrer Mutter — Alles schwebte, wie Bilder in einer Laterna magica an ihren Blicken vorüber. Zu ihren durch die Todesangst geschärften Ohren drangen die Verwünschungen.

„Also," rief sie, „hat der verdammte Pfaffe und der Landeshauptmann mich betrogen! Aber wenn ich brennen soll, so sollen die Andern mir nach der Hölle Gesellschaft leisten. Ich will Alles bekennen, sowohl wem der Knabe gehört, als daß die Fürstin das Gift bestellt und bekommen hat. Wie dumm bin ich gewesen! Hätte ich darum gebeten, mit dem König reden zu dürfen, und hätte ich ihm Alles entdeckt, was ich weiß, dann stände ich nicht hier."

Sie lehnte sich wider das Fenstergitter, und schrie, sie wolle bekennen, daß der Diakon sich dem Teufel verschrieben habe; aber das Getöse übertönte sie, Niemand hörte ihr Geschrei.

Während des Lärms, den Lene verursachte, hatten sich drei Personen der Gefängnißthüre genähert.

„Ich glaube," rief Rask erbleichend, „eine ganze Legion Teufel sind da drinnen bei dem verdammten Weibe los!"

„Habt Ihr Furcht, Wachtmeister?"

„Furcht grade nicht; aber Potz Sapperment, sagen die Deutschen, wenn ich nicht mehr Lust hätte, so krüppelhaft ich bin, eine Festung zu stürmen! Wäre ich doch nur so gescheidt gewesen und hätte die Peitsche mitgenommen! Sie können gar nicht glauben, Herr Sekretär, was die Teufel Respekt davor haben!" — Er wandte sich zu einem Bedienten, der ihnen folgte und einen bedeckten Korb trug: „Was Teufel zitterst Du, Bursche? Solche Tellerlecker sind doch die ärgsten Hasen, die's nur gibt. Lieber Herr Sekretär, nehmen Sie ihm doch den Korb ab und lassen Sie den armen Teufel laufen!"

Da der Sekretär seine eignen Gründe hatte, alle Zeugen zu entfernen, entsprach er gerne dem Verlangen des Gefangenwärters und befahl demselben zugleich, außen stehn zu bleiben; er müsse einige Worte allein mit Lene reden. Der Sperrbaum fiel und jetzt erst merkte Lene die Kommenden. Grade als die Thüre aufsprang, stürzte sie hervor und warf sich dem Sekretär zu Füßen.

„Gnädigster Herr! Erbarmen! ich will Alles bekennen, ich will Buße und Besserung geloben!"

„Liebe Lene, was kommt Euch an?" fragte der Sekretär mit erheuchelter Verwunderung; ich komme ja, um Euch Gnade zu verkünden!"

„Gnade! habe ich Gnade erhalten?"

„Nun freilich!"

Im ersten Augenblick der Ueberraschung wußte sie nicht recht, welchem Wesen sie danken solle. Sie stand stumm da. Bald kamen ihr die frohen, herrlichen und reichen Tage in den Sinn, die sie zu verleben hoffte, wenn erst diese finstre Stunde überstanden wäre, welchen Fall sie jetzt schon gekommen wähnte; denn vor ihr stand ein Frühstück, so kostbar, daß sie seines Gleichen noch nicht gesehen hatte. Der Sekretär schenkte ein und leerte das Branntweinglas auf Lenens jederzeitiges Glück und Wohlergehen; darauf füllte er es von Neuem und Lene that ihm auf diese Gesundheit gehörig Bescheid. Er schob die alte, schlechte Bank hervor, worauf sie sich nebeneinander setzten. Das herrliche Essen und vor Allem der Branntwein verwandelte das Gefängniß zu einem Paradies.

„Wollt Ihr nicht einen Schluck auf den Schinken nehmen?" — Lene rief höchst vergnügt:

„Ach ja! Wie das kostbar ist! Solcher Schinken! Der Kuchen! Und dann die Torten!"

Endlich wurde der Lärm außerhalb so stark, daß sie ihn, ihrer Freude ungeachtet, vernahm.

„Ha, ha, ha! Das ist ja eine ordentliche Tafelmusik! Ich meine, die sollen einmal lange Nasen machen, wenn keine Lene verbrannt wird! — Herr, geben Sie mir Ihre Hand, soll ich Ihnen Glück verkünden?"

Der Sekretär, der von ihrer Seherkunst vollkommen überzeugt war, wagte es nicht, ihr die Hand zu reichen, da er befürchtete, sie werde alsbald das schauderhafte Spiel entdecken, das man mit ihr trieb.

„Nein, danke, liebe Lene! Wenn Ihr jetzt frei werdet, dann sollt Ihr mir wahrsagen! Greift zu, was das Haus vermag!"

Lene ließ sich das nicht zwei Mal sagen; sie aß und trank, als säße sie bei einer Hochzeit. Nachdem aber der Sekretär gemerkt, daß der Branntwein seine Wirkung gethan habe, stand er auf.

„Jetzt muß ich Euch verlassen, Lene. Unten beim

Scheiterhaufen trefft Ihr auf den Landeshauptmann, der Euch vor dem ganzen Volke Gnade verkündigt.“

Inzwischen war der Gefängnißprediger in das Schloß gekommen und dort von dem Diakon mit der falschen Nachricht aufgehalten worden, daß Lene in Erwägung ihrer an den Tag gelegten Reue, gewiß Gnade erhalten werde. Die Rückkunft des Sekretärs war das Signal, daß Alles in Ordnung sei und daß das unglückliche, obwohl verbrecherische Opfer nun abgeholt werden müsse. Mit den zwei Geistlichen an der Spitze zog die Wache nach dem Gefängniß, wo Lene, nachdem sie allein war, bestmöglich sich herausgeputzt hatte. Als sie die Geistlichen zu Gesicht bekam, schauderte sie wieder zusammen. Der Instinkt sagte ihr, daß dem Diakon nicht zu trauen sei; deßhalb betrachtete sie scharf den Andern und all ihre Unruhe verschwand beim Anblick seines Sonnenscheingesichtes.

„Freut Euch, Lene!“ hob er an. „Als Lohn für Eure Reue kann ich Euch Gnade verkünden! Zeigt Euch der Erbarmung des allmächtigen Gottes würdig!“

Sperrweit öffneten sich diese Unglückspforten. Stolz trat Lene zwischen den beiden Priestern heraus. Die heftigen, streitenden Gemüthsbewegungen, deren Beute sie war, hatten die berauschende Eigenschaft des Branntweins verringert, aber nicht aufgehoben, und beim Einathmen der frischen Morgenluft brachte er wieder seine Wirkung hervor. Ihr Gang wurde wankend. Der Gefängnißprediger glaubte, daß dieß von der Freude herrühre; der Diakon aber, der den wahren Sachverhalt kannte, beeilte sich, sie zu stützen. Auf dem Schloßhof begegnete sie dem Landeshauptmann, der ihr ein übermäßig klares und gnädiges Aussehn zu haben schien. Bald gelangten sie zum Scheiterhaufen, der schon angezündet war. Die umstehende Volksmenge beobachtete ein tiefes Schweigen, als das Opfer nahte; alle Hälse streckten sich in die Höhe, und mit Lebensgefahr waren Kinder und Erwachsene auf Bäume, Dächer und Zäune

geklettert. Dicht vor dem Scheiterhaufen blieb Lene von selbst stehen, als der Kronvogt, ein Papier in der Hand, zu Pferde herankam. Aber wie schrecklich wurde sie aus ihrem Irrthum gerissen! Als er zu lesen anfing, hatte sie eine selbstzufriedene Miene, bei jedem neuen Satze hoffte sie das Wort: „Gnade“ zu hören, und erst beim Schluß des Urtheils, da keine Möglichkeit der Hoffnung mehr übrig war, stand die Wahrheit unverschleiert vor ihr. Mit einem Schrei, der Alle erzittern machte, rief sie:

„Also betrogen!“

Sie fühlte sich von den Henkersknechten ergriffen.

„O Du falscher Teufel!“ schrie sie in ihrer Wuth. „Wenigstens sollst Du mir zur Hölle folgen!“

Wüthend schlang sie die Arme um den Diakon, der sich vergebens gegen ihre entsetzliche Umarmung zu wehren suchte. Die Todesangst verlieh ihr übermenschliche Kräfte; und als die Henkersknechte sie auf den hoch aufflammenden Holzstoß warfen, hatte sie ihren Raub noch nicht ganz fahren lassen. Mit Entsetzen fühlte der Diakon, wie das Feuer seine Haare und seinen Chorrock erfaßte. Wie ein Blutegel hatte sie sich fest an ihn gehängt, so daß, als man ihn zurückzog, sie brennend mit hervorgeschleudert wurde. Aber die Flammen hatten ihre Kräfte gelähmt, und ihre vergeblichen Anstrengungen mehrten nur noch ihre körperliche Pein; ihr gräßliches Jammergeschrei weckte Entsetzen in jeder Brust. Ein gewaltiger Schlag zwang sie, ihren Raub loszulassen. Niemand konnte die Brennende mehr erfassen; mit Pfählen und Stangen wurde sie in das Feuer zurückgestoßen. Ihr Geschrei, ihr schauderhaftes Ende machte auch die Wüthendsten verstummen, die, welche sich am meisten bei dem Gedanken gefreut hatten, die Hexe verbrennen zu sehen. Die kecken, unartigen Knaben fielen wie reife Früchte rings von den Bäumen herunter, und ein Theil mußte seinen Uebermuth schwer büßen. Das Schrecklichste jedoch, und was von Allen

tief gefühlt wurde, war, daß Niemand ein andächtiges Vaterunser für die Seele der Unglücklichen zu beten vermochte.

Einunddreißigstes Kapitel.

Einige Tage, bevor die Todesstrafe an Lene vollzogen wurde, fuhr ein Bauer aus Westmanland mit seinem schwer beladenen Wagen die Westerlangstraße hinauf nach dem Eisenmarkt in Stockholm. Das Getöse des Wagens, welches, wo er vorbeifuhr, Alles übertönte, benachrichtigte die Nachbarschaft eben so deutlich, als der Ruf der Schildwache: „Ins Gewehr!“ daß etwas Königliches vorbeikam. Das Eisen ist ja Schwedens höchste materielle Notabilität; kein Wunder also, daß es sich kund gibt! Der Bauer konnte ungefähr bei der deutschen Brinke*) sein, als er plötzlich seinem Sohn zurief:

„Na, das war aber eine Fügung Gottes! Da nimm einmal die Zügel, Jens, und halte das Pferd ein wenig.“

Er selbst stieg ab und ging dem die Brinke herabkommenden Geistlichen entgegen. Dieser, dem das Gerassel des Wagens wie ein wohlbekannter Gruß aus seiner lieben Heimath klang, war schon stehn geblieben, um zu sehen, ob nicht auch der Wagenführer ein alter Bekannter sei; und des Bauern treuherziger Gruß, da er mit einem: „Gott segne Sie! lieber Vater!“ seine eisenharte Hand hinreichte, bestätigte seine Vermuthung.

---

*) Brinke heißt jede den Berg hinaufführende Straße. Die hier Genannte ist an der nördlichen Seite der deutschen Kirche.
A. d. U.

„Gott segne Dich selbst, Alter!“ antwortete Rabenius. „Hast Du gehört, wie es mit meiner Frau und meinen Kindern steht?“

„Ganz gut! Gott sei Dank!“

„Und wie geht es Dir, Deiner Frau und Deinen Kindern? Du hast den ältesten Sohn bei Dir, wie ich sehe!“

„So ist es! Er ist jetzt so alt, daß er seinen Vater begleiten und sich umsehen kann, damit er nicht einmal so einen armen Teufel gibt, dem Jeder Sand in die Augen streuen kann. Und meine Alte die ist noch immer so flink und munter, wie früher. Sie arbeitet auf Aecker und Wiesen, daß ihr's Niemand gleich thut; und die Kleinen sind auch alle wohl, bis auf meinen einen Jungen, der die Pocken gehabt hat und ohne Mutter Maria und Katharine hätte sterben müssen.“

„Gott sei Dank! Sie sind also gesund, wie ich höre.“

„Ja, so ist es. Mutter Maria sehnt sich nur nach ihrem lieben — aber ich darf wohl jetzt nicht mehr lieber Vater sagen? Die Leute zu Hause sagen, Sie wären ein vornehmer Herr geworden, uud wollten sich jetzt nicht länger mit uns Bauern gemein machen.“

„Nein, nein, sag Du nur immer lieber Vater, Nils Jönsson! Das ist das Beste, wie man einen Geistlichen nennen, und was er sein kann: des Bauern lieber Vater.“

„Wahrscheinlich sind Sie aber doch nicht mehr so ganz derselbe; na, immerhin! Ja, also die Mutter ist wohlauf, und dann Katharine — nehmen Sie mir's nicht übel, lieber Vater — sie ist freilich immer schön; aber sie ist schön wie ein Fräulein — nein, nicht so, sondern wie ein Altarbild; Gott weiß wie's gehn soll, wenn sie einmal heiratet! Man darf sie ja kaum ansehn, viel weniger anrühren. Wenn sie in der Kirche sitzt und zuhört, wie der Magister Erich predigt, und ihr dann die Thränen aus den großen Augen rinnen,

die so schön glänzen — so, so meine ich — wenn ich an Erichs Stelle wäre, ich stellte sie in einen Glasschrank."

„Lieber Nils Jönsson, Du wirst sehn, daß sie mit der Zeit noch eine tüchtige Hausfrau wird."

„Das glaube ich schon. Eine Mutter, die so flink war, kann keine andere, als eine flinke Tochter haben; aber, lieber Gott, damit ist noch Nichts gethan, sie ist ja wie ein Blumenblättchen oder wie ein Ton aus der obern Registratur, sagt unser Glöckner. Aber was wollte ich doch nur sagen?" — Er sah sich rings um, ging dann näher zu Rabenius und sagte leise: „Ich habe Ihnen Etwas allein zu sagen; wie kann ich unter vier Augen mit Ihnen reden?"

„Das läßt sich schon machen. Wann hast Du Dein Eisen abgeladen?"

„In einer Stunde. Dann will ich ins Wirthshaus fahren und mir Etwas gütlich thun."

„Das brauchst Du nicht. Stell Du Dein Pferd ein, nimm Deinen Jens mit Dir, und iß heute bei mir zu Mittag! Ich habe manches Mal bei Dir gegessen; jetzt kannst Du bei mir vorlieb nehmen."

„Danke, lieber Vater, für die Einladung! Ich komme um elf Uhr. Ich will mich schon nicht so aufführen, wie einer, der noch keine Stadt gesehn hat, sondern meint, es ginge nur in's Nachbarhaus; wo wohnen Sie denn?"

„Ich wohne noch im Schloß."

Der Bauer kratzte sich hinter'm Ohr.

„Ja, siehst Du, frage nur nach der Küche; ich will dort schon hinterlassen, daß Dich Jemand zu mir hinaufbringt."

„Donnerwetter! Sie haben sich mit dem Küchenmeister auf guten Fuß gestellt; ja, ja, das ist das Beste, das! Na, leben Sie wohl, so lange, lieber Vater. Aber Eins will ich noch sagen: Meinen Jens kann ich nicht mitnehmen! Ich will ihn in's Wirthshaus schaffen;

was ich mit Ihnen zu reden habe, das muß ich Ihnen allein sagen, und da dürfen keine solche Springinsfelde dabei sein."

Zwei Stunden lang grübelte Rabenius vergebens darüber nach, was ihm der Bauer wohl mitzutheilen habe. Er kannte Nils Jönsson als einen redlichen und arbeitsamen Mann, dabei als einen der Angesehensten des Kirchspiels und sah ein, daß dieß etwas Wichtiges sein müsse; aber was? Mag man nun aber von Neugierde und Ungeduld geplagt werden, so sehr man will; ist das Geheimniß der Art, daß es enträthselt werden kann, so schlägt doch einmal die Stunde der Enthüllung. Ist aber das Gegentheil der Fall, so kurirt ein Uebel das andere; die Unmöglichkeit ist ein guter Arzt.

Die Uhr schlug eben elf, als der schwere Tritt eines Herannahenden Rabenius in Kenntniß setzte, daß sein Gast angelangt sei. Er eilte die Thüre zu öffnen.

„Willkommen, Nils Jönsson! Bist Du irr gegangen?"

„Irr? Es ist nicht das erste Mal, daß Nils Jönsson in Stockholm ist! Element, wie wohnen Sie aber hier schön!" — Er sah sich neugierig um.

„O ja! Und jetzt komm, laß uns ein Schnäpschen nehmen."

Rabenius schenkte ein, trank dem Alten zu, und füllte ihm dann das Glas.

„Nehmen Sie mir's nicht übel, lieber Vater, daß ich frage: haben Sie wirklich beschlossen, daß der listige Priesterteufel Haken — bald hätt' ich was gesagt — Ihre schöne Katharine haben soll?"

Rabenius stutzte.

„Lieber Nils Jönsson, wie kommt Ihr auf das Kapitel?"

„Ja, sehn Sie, das kömmt auf das hinaus, was ich Ihnen zu sagen habe."

„Ich habe es gerade noch nicht fest beschlossen; das

Mädchen darf in diesem Fall seinem freien Willen folgen. Sie muß sich verheirathen, ich nicht.

„Steht es so? Na, das ist rechtschaffen und vernünftig. Aber wissen Sie was? Gnade Gott dem armen Weibe, die ihn zum Mann bekömmt; sie kriegt die Hölle hier auf Erden; einen größeren Schinder gibt's nicht."

„Was sagst Du? Ihr fuhrt ja selbst nach der Stadt und verlangtet ihn zum Pfarrer?"

„Freilich machten wir die Dummheit und wir und vielleicht unsre Kinder müssen es büßen, wenn Sie uns nicht helfen wollen, lieber Vater!"

„Wie sollte ich das im Stande sein?"

„Sie vermögen sehr viel, lieber Vater! Und für alle Uebel gibt's Arznei, außer für den Tod. Ich war nicht bei der Geschichte, sondern war am längsten dagegen; und wenn sie sagten, daß Erich an den Teufel, an Hexen und mehr solches Zeug nicht glaube, dann sprach ich immer: Urtheilt nicht so hart; jung ist jung; Jugend und Weisheit sind nie bei einander. Steht nicht in der heiligen Schrift, daß selbst die heiligen Patriarchen und sogar David gesündigt haben? — Aber das war tauben Ohren gepredigt. Da schwieg ich und dachte: eine kleine Strafe kann Dir nicht schaden; wenn Widerwärtigkeiten kommen, so wirst Du schon erfahren, daß der Satan unter uns armen Teufeln herumfährt. Das weiß aber der Gukuck, wie sie dazu kamen, den Diakon zum Pfarrer zu verlangen; dahin waren wir gar nicht überein gekommen, und ich fluchte den Teufel zusammen, aber geschehen war geschehen. Vorige Woche mußte ich auf den Pfarrhof gehn. Da kam Mutter Barbara und sagte mir, ich möge zu ihr hineinkommen. Das that ich denn, und Sie können es gar nicht glauben, wie sie da weinte und heulte! Ich stand ganz verwundert da und fragte, was ihr denn ankomme; aber da kam die Wahrheit heraus. Unter lautem Weinen erzählte sie, wie sie jede Nacht träume, daß Erichs Va-

ter, der selige Pfarrer, vor ihr stehe und ihr harte Vorwürfe mache, daß sie sich zum Zeugen gegen seinen Sohn habe brauchen lassen, und ihn unglücklich gemacht habe. Sie sagte, sie habe ihn so deutlich gesehen, als wie er noch auf der Welt gelebt habe. Ja, sie wußte nicht einmal, ob sie geträumt hatte oder wach gewesen war, und Gott der Herr tröste mich, sagte sie, wenn ich verdammt bin, ewig in der Hölle zu brennen. In meiner Angst, sagte sie, ging ich zu Erich und gestand ihm, wie schlecht ich gegen ihn gehandelt, und Du darfst es glauben, Nils Jönsson, sagte sie, er verzieh mir und tröstete mich noch. Nun wissen Sie selbst, lieber Vater, welche Gaben Erich besitzt; sie verglich seine Worte mit Semmel und Honig. Und seit dieser Stunde habe ich weder Rast noch Ruhe, sagte sie, bis ich mein Vergehen wieder gut machen kann. Ich fragte, wer sie verführt habe. Herr Jesus, sagte sie, wer sonst als der verfluchte Diakon? Gleichsam um mich zu trösten, lockte er mich zu sich, beschwatzte mich, Dinge auszusagen, von denen ich sonst nie Etwas hätte reden sollen, so sagte sie; und als ich nun zum Zeugen gegen die Hexe hinein mußte, sagte sie, da kannst Du gar nicht glauben, wie er mir die Worte in den Mund legte. Und ich, wahrhaftig, ich glaubte an ihn, wie an Gott Vater selbst, und jetzt habe ich die Geschichte, sagte sie. Erich habe ich unglücklich gemacht, Katharine habe ich unglücklich gemacht, mich selbst zu einem Höllenbrand gemacht, und das wegen eines — ich will hier auf der Stelle umsinken, wenn der Priesterteufel nicht in Verbindung mit Lene steht und sich dem Satan verschrieben hat. Die alte Magd hat in der letzten Zeit so viel an ihm gemerkt, sagte sie — so ist er Nachts fort gewesen; ja es kam sogar der Magd vor — und warum ist nur der Geistliche auf einmal so entsetzlich bange um seinen Schrankschlüssel geworden, sagte sie; er ging nie mehr an den Schrank, wenn sie im Zimmer wär. Und das kam ihr schrecklich kurios vor.

Nun ist das Mädchen ein neugieriges Stück, sagte sie; sie hatte keine Ruhe mehr, bis sie in den Schrank gucken könnte, und da sah sie denn grade so ein Brett, wie Lene eins hatte, wenn sie wahrsagte, so sagte sie. Nun könnt Ihr denken, sagte sie, wie mir das durch Mark und Bein ging. Endlich sagte ich: Liebe Mutter Barbara, und was wollt Ihr denn, das ich dabei thun soll? Ja, sagte sie, ich wollte — Du fährst ja doch nach Stockholm — daß Du zu Vater Rabenius gehst; er kann gewiß helfen, er ist ja so gut Freund mit dem König."

„Ja, der ist grad der Rechte, sich darum zu kümmern. Das Schlimmste ist, daß Ihr selbst Euch den Diakon ausgebeten habt; wenn ich jetzt Etwas sage, so wird mir das als Eigennutz ausgelegt, und ich kann die alte Barbara nicht zum Zeugen aufrufen."

„Aber ich habe mit Andern geredet, die dasselbe sagen, so daß sie nicht allein dasteht, das dürfen Sie glauben."

„Habt Ihr Euch deßhalb mit Mehreren verabredet?"

„Ich habe nur mit dem Bezirksrichter geredet, und der spricht gerade, wie ich; und soll mich der Henker holen, wenn ich nicht glaube, daß der Teufel selbst in ihn gefahren ist, seitdem er von Stockholm zurückkam. Er ist ein ganz anderer Kerl geworden, das dürfen Sie glauben. Früher nahm er den Hut ab und war so gemein, daß weder der Pfarrer noch Sie so gemein waren; jetzt spricht er aber gerade wie ein Landeshauptmann. Erst vorgestern sagte er zu Mathes Mathsson: solcherlei dulde ich nicht, das muß eine andere Ordnung geben."

„Weßhalb war das?"

„Es war wegen der Zählung der Getreidehaufen. Er ist doch noch nicht eingesetzt und spricht doch von den Rechten des Kirchenherrn und sagt, daß der welcher Nichts opfern wolle, nie könne selig werden. Lieber Vater, nehmen Sie mir nicht übel, was ich sage. Der Pfarrer soll das Seinige haben, verstanden, und das

vom Staate, und was wir mehr geben wollen, das können wir thun oder nicht; aber wir lassen uns deßhalb nicht schinden. Wenn das am grünen Holz geschieht, was soll erst am dürren werden? Und so möchten wir denn wirklich Neukauf geben; denn Erich, der ist kein Schinder. Und dann mit seiner Keuschheit und Züchtigkeit. Nie ist er so den Weibern und Mädchen nachgesprungen, nie hat er solch Teufelszeug mit den Nachbarskindern getrieben, wie es jetzt geschieht. Was Teufel hat es uns geschadet, daß er nicht an Hexen und Zauberei glaubte? Ja, wir haben eben so gethan, als wenn wir Waizen säen: mag man sich anstellen wie man will, so gibt es doch eine Saat der Reue. — Sie antworten nicht, lieber Vater?"

"Ja, wißt Ihr, Nils Jönsson, es ist nicht schwer, darauf zu antworten. Der König hat sein Versprechen gegeben und er hält es, zumal da man für die Sache keine Beweise hat und es eigentlich doch nur Geschwätz ist."

Der Bauer krazte sich hinter den Ohren.

„Können Sie mir denn gar keinen Trost geben?"

„Wenig genug. Könnte ich Euch helfen, ich würde es gerne thun, weniger Erichs oder meinethalben, als wegen Euch. Es thut mir leid um Euch, daß Ihr Euch so dumm angestellt habt; denn der Diakon ist kein braver Mann. Ich glaubte wahrhaftig, daß Euch Lene behext habe, als Ihr ihn zum Pfarrer verlangtet."

„Ja, ist es nicht wie ich sage? Der Priester hat sich dem Teufel verschrieben und ist vielleicht auf einer Ofengabel mit nach Blakulla geritten."

„Die einzige Bedingung, unter der ich versuchen will, Euch beizustehen, ist, daß Du mir versprichst, keinem Menschen, wer es auch sei, Etwas von dem Versprechen meiner Hülfe zu entdecken. Tröste die alte Barbara damit, daß, wenn Erich die Pfarrei Kalbäck nicht bekömmt, er eine andere erhält. Hast Du zufällig gehört, wann meine Frau hierher zu kommen gedenkt?"

„Ich glaube nicht, daß sie eher als heute nach Westeras kommt. — Aber nein, lieber Vater! da sitze ich und verschwatze die Zeit. Ich muß nach dem Wirthshaus gehen und nachsehen, ob sie meinen Jens ordentlich versorgt haben, obwohl er sich nicht so dumm anstellt, wenn er auch schon das erste Mal in Stockholm ist. Also wie gesagt, vergessen Sie Ihr Versprechen nicht, lieber Vater! Es wäre ja so hübsch, wenn Erich in seinem Geburtsort bleiben könnte. Sie können nicht glauben, was wir ihm zu schleppen wollten, ja jeden Sonntag müßte unsere Pfarrmutter Eier, Butter, Lachs und schöne Käskuchen haben; und rechnen könnte sie darauf, daß sie vom lebenden Zehnten das Schönste bekäme."

„Lieber Nils Jönsson, das ist außerordentlich schön, und ich danke im Namen der Pfarrmutter. Aber seht, wie sollen wir es anstellen, daß meine Tochter Eure Pfarrerin wird, wenn sie den Diakon nicht nimmt; das begreife ich noch nicht und es steht noch im weiten Feld. Eins will ich Euch doch rathen: fangt nicht gleich offenen Streit mit Eurem Pfarrer an; denn wenn ihm der König beisteht, so kann Euch das Nichts helfen, und es wäre ja zu übel, mit dem zu zanken und zu streiten, von dem Ihr die Seligkeitsmittel empfangt.

„Können Sie uns denn gar nicht helfen?"

„Ihr habt gehört, daß ich es nicht bestimmt versprechen kann; man muß sich dabei in Acht nehmen, denn, wie gesagt, der Diakon ist ein alter Schelm. Könntet Ihr Beweise schaffen, dann wäre es freilich eine andere Sache."

„Und wenn wir das können, würden Sie uns nicht aus der Klemme ziehen, ehe der Bursche noch so weit gekommen ist?"

„Ich würde es versuchen."

„Na, Topp also! Das müßte doch der Teufel sein, wenn wir keine Beweise schaffen könnten, und fünfzehn Meilen ist auch keine Reise um die Welt."

Endlich sagte der Bauer: „Gott behüte Sie also, lieber Vater! Meinen schönsten Dank für die Bewirthung!“ unter der Thüre fragte ihn Rabinus, wann er heimzureisen gedenke.

„Heute habe ich mein Eisen abgeladen, und weil ich doch einmal hier bin, wollte ich auch Einiges einkaufen. Ich bekomme es doch einige Stüber billiger, als in Westeras.“

„Wenn Du meiner Frau begegnest, so sage ihr, sie soll im Pfarrhof zu Solna *) einkehren. Willst Du das?“

„Freilich, freilich, lieber Vater! Wissen Sie was? Es müßte doch der Teufel sein, wenn Sie uns unsern Magister nicht zum Pfarrer schaffen könnten. Sie sind zu gescheidt, um einen guten Tag vorüber geh'n zu lassen. Er kann freilich noch eine größere Pfarrei bekommen; aber das kann vielleicht lange dauern und besser ein Vogel in der Hand, als zehn auf dem Dach, die man erst schießen muß. Also noch einmal: Gott behüte Sie, lieber Vater! Thun Sie, was Sie können. Wenn Katharine unsre Pfarrerin wird, dann werden Sie wohl auch Schwiegersohn und die Tochter besuchen, dann müssen Sie aber auch zu mir kommen und genießen, was das Haus vermag, und meine Alte muß Ihnen ein Rahmgericht kochen von zuckersüßer Milch, wie sie von der Kuh wegkommt. Das soll was anders werden, als der Rahm hier in der Stadt, der halb Wasser ist, und den meine Alte nicht einmal den Ferkeln geben würde, viel weniger den Leuten.“

Herzlich schüttelte der Bauer Rabinus die Hand und ging. Wenn sich der Leser bei der Weitschweifigkeit des ehrlichen Westmanländers gelangweilt hat, so haben wir leider dafür keine andere Entschuldigung, als daß ein solcher in der Wirklichkeit noch viel weitschweifiger ist.

„Hm!“ sagte Rabinus vor sich hin, „die Menschen

*) Eine Pfarre dicht bei Stockholm. A. d. U.

bleiben sich gleich. Vor sechs Wochen wußten sie nicht, wie sie Erich los werden sollten; nun wissen sie nicht, was sie anfangen sollen, um ihn zu bekommen. Gott tröste den, der von der Volksgunst abhängt! Der kann sicher drauf bauen, seine Fische warm zu bekommen. — Und doch hätte ich freilich Lust, Erich dorthin zu bringen; denn an keinem Ort der Welt kann er sich so wohl fühlen, als in Kalbäck."

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Am folgenden Morgen klopfte es an der Thüre des Oberhofpredigers Wallin. Er saß in einem großen Lehnstuhl vor seinem Arbeitstisch, auf dem ein großer Foliant aufgeschlagen war, in welchem er eifrig studirte. Es klopfte wieder.

„Herein!" rief er, nicht ohne einen kleinen Aerger darüber, daß er so frühe gestört wurde. Die Thüre ging auf und herein trat der Hofprediger Rabenius.

Wallin ging ihm sogleich entgegen.

„Unendlich willkommen, hochgeehrter Herr Bruder!"

„Ergebenster Diener! Wie befinden Sie sich?"

Und nun folgte, nach der Sitte damaliger Zeit, ein Schwall von gegenseitigen Komplimenten; und nachdem dieser Austausch glücklich zu Ende gebracht war, warf Rabenius einen Blick in das Buch, worin Wallin las. Unter dem vielen Guten, was mit der alten Zeit fast ganz verloren gegangen ist, war auch das, daß man studirte, wenn man auch alle Examina durchgemacht hatte, und den armen Plunder nicht da stehen ließ, staubig vergessen und traurig, bis irgend ein neuer Kandidat nothgedrungen kam und die sibyllinischen Bücher öffnete.

Das Gespräch handelte erst von Gegenständen, über welche man Jahrhunderte reden und schreiben mag, so viel man will, ohne dem Ziel nur einen Schritt näher zu kommen. Rabenius rückte allmählig mit der Sprache heraus. Er begann von den entsetzlichen Fortschritten und den beständig neuen Kundgebungen des Teufels zu reden. Dadurch aber veränderten die Herrn nicht die Natur ihres Gespräches, sondern, wenn man so sagen darf, nur dessen Fronte. Es handelt sich von der Möglichkeit oder Unmöglichkeit, einen Clairvoyant zu überzeugen, daß seine Geschichte nur Traumbilder seien, und davon, einen Materialisten zu dem Glauben zu bringen, daß es eine Geisterwelt gebe. In einem Punkt stimmten sie völlig überein, nämlich, daß wenn die Leute mehr an Gott glaubten, der Teufel weniger regieren würde.

„Der unglückliche Glaube an Hexereien hat, auch in unsrer Zeit, manche Märtyrer gemacht," sagte Rabenius.

„Das gebe ich gerne zu," entgegnete Wallin.

„Und gerade deßhalb habe ich mir die Freiheit genommen, in einem hierher gehörigen Fall, bei meinem Herrn Bruder, als einem aufgeklärten Theologen und fühlenden Menschenfreund, für einen Unglücklichen zu sprechen."

„Und für wen denn?"

„Für den Magister Croning." — Wallin wurde finster. Rabenius fuhr fort:

„Ich will es fast auf mich nehmen, zu beweisen, daß dieser Jüngling verkannt und ungerecht verfolgt wurde."

Wallin erwiederte hitzig:

„Herr Hofprediger! Ich will nicht vermuthen, daß vielleicht neue Irrlehren, oder das Verhältniß, worin der junge Mann zu Ihrem Hause steht und das der König selbst aufzuheben befohlen, Sie dahin gebracht haben . . ."

„Herr Oberhofprediger! es ist nicht ketzerisch die Rettung eines Verfolgten zu versuchen; und was das Verhältniß angeht, worin er zu meinem Hause gestanden,

so muß es mir eine Triebfeder mehr sein, einen Unglücklichen nicht zu verleugnen, und, wenn er auf Irrwegen geht, zu versuchen, ihn zurückzuführen und ihn zu retten, nicht aber ihn unwiederbringlich in den Abgrund des Verderbens zu stürzen. Erinnern wir uns seines Vaters, dieses ehrwürdigen Patriarchen unter den Geistlichen: sorgen wir dafür, daß er uns nicht am Tage des Gerichts zur Verantwortung zieht, weil wir seinen Sohn vergessen haben. Gleichen wir dem guten Hirten, der, wenn er eins von seinen Schafen vermißt, neun und neunzig in der Wüste zurückläßt, und geht, um das Hundertste aufzusuchen, und, hat er es gefunden, es auf seine Schultern nimmt, und, wenn es verwundet ist und zerfleischt, es verbindet und heilt!“

Einigermaßen besänftigt, erwiederte Wallin:

„Jetzt sprechen Sie zu meinem Gefühl, und eben wollten Sie meinen Verstand überzeugen.“

„Ja, ich will zu dem einen sprechen und, mit Gottes Hilfe, den andern überzeugen. Haben Sie alle zu dem Prozeß gehörige Akten gelesen?“

„Das habe ich gethan.“

„Haben Sie darin eine einzige Aeußerung des Magisters Erich gefunden, die wider Gottes Wort stritte?“

„Das gerade nicht; aber es verräth sich darin um so mehr Anlage zu einer strafbaren Freidenkerei. Er sagt es ja rein heraus, man könne unmöglich mit Hilfe des Satans Sachen und Dinge verrichten, welche für gewöhnliche Menschen unthunlich seien!“

„Ich will ihn in diesem Punkt nicht zu entschuldigen suchen, darin fehlt er freilich; aber dem dürfte wohl noch bei einem gesetzteren Alter und durch passende Vorstellungen abgeholfen werden können. Ueberdieß weiß ich bestimmt, daß er eigentlich gegen jeden Aberglauben eifert, und daß ihn nur der Eifer in seinen Ausdrücken zu weit getrieben hat. Wollen Sie jedoch diese Ausdrücke etwas näher untersuchen, so dürfte es ihrem scharfsinnigen Urtheil nicht entgehen, daß einige darunter, um mich

aufs gelindeste auszudrücken, mißverstanden wurden; wenigstens kann unmöglich geläugnet werden, daß seine Richter gegen ihn eingenommen waren.“

„Das ist mir nicht entgangen; aber alle Zeugnisse waren gegen ihn — selbst das seiner alten Base?“

„Gerade das beweist am meisten zu seinem Vortheil. Hat man je gehört, daß ein listiger Schelm ein altes abergläubisches Weib zu hintergehen verstanden hätte? Und deßhalb beweint nun hintendrein dieß Weib mit blutigen Thränen ihr Vergehen.“

Rabenius fügte noch die Aussage des Bauern bei, ohne jedoch Etwas von dem Wunsch der Gemeinde, Erich als Pfarrer zu bekommen, zu erwähnen. Wallin erstaunte.

„Das ist ja derselbe Mann, der sich jetzt um ihre Tochter bewirbt?“

„Ja, leider Gottes! es ist dieser unter uns gesagt, da wir von einem Geistlichen reden — es ist dieser alte heuchlerische Schurke, der unglücklicherweise sein verbrecherisches Gelüsten auf meine Tochter geworfen hat, weil ihr von Gott ein schönes Gesicht verliehen wurde.“

Es war Rabenius, der alle Verhältnisse kannte, nicht schwer, einzusehen, welche Kniffe der Diakon angewandt habe, um das Domkapitel zu verleiten und irre zu führen. Dieß Alles legte er nun Wallin vor Augen, machte ihn zugleich auf das mildere Urtheil des Bischofs aufmerksam, und es gelang ihm endlich, ihn zu überzeugen, daß Erich doch nicht so schuldig sei.

„Und was wünschen Sie, daß ich für Ihren unglücklichen Klienten thun soll?“

„Daß Sie es versuchen möchten, dem König eine günstigere Meinung von ihm beizubringen, so daß er, wenigstens für die Zukunft, hoffen darf, irgend eine Pfarrei zu bekommen; denn jetzt ist der König so böse auf ihn, daß es sich der Mühe nicht lohnt, von Kalbäck zu reden. Vor Allem aber wünschte ich, Sie überredeten den König, einen Andern, als Hackenselius auf diese

Pfarrei zu ernennen, indem ich fast sicher bin, daß es zwischen ihm und seinen Pfarrkindern zum offenen Streit kommt.

Wallin versprach es und mit eben so viel Komplimenten, wie bei seiner Ankunft, trennte sich Rabenius von seinem Oberhofprediger.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Das ungewöhnlich schöne Wetter hatte die Königin zu einem Spaziergang in den Hopfengarten hinausgelockt. So gering auch der Luxus war, der sich in damaliger Zeit kund gab, so wurde dieselbe doch von einer schwerfälligen Pracht beherrscht, die zu nichts Anderem diente, als die Langeweile der Großen noch zu vermehren. Nicht wie früher zu Pferde, in einem leichten Reitkleide, mit einem Gefolge von Reitern und Damen, sondern in einem noch größern und ungestalteteren Wagen, als welchen wir bei Fräulein Juliens Rückkunft an den Hof zu Stockholm beschrieben haben, ringsum von Läufern und Pagen umschwirrt, fuhr die Königin Ulrika Eleonora in Begleitung ihr Hofdamen aus. Bei ihr saßen nur die Gräfin Bilje und das Fräulein Marschalk, die andern, uns früher schon wohlbekannten Hoffräulein fuhren in hinterdrein folgenden Wagen.

Das große Gartenthor ging auf; aber das Fuhrwerk konnte nicht hindurch kommen. Die Fräulein hüpften daher aus ihren rollenden Behältern, um bereit zu sein, die Königin nach ihrem Aussteigen zu begleiten, welch' Letztere der dicht beim Wagentritt stehenden Gärtnersfrau, die sich beeilt hatte, das Thor zu öffnen, freundlich zunickte.

„Habt Ihr noch Erdbeeren oder Weintrauben?“ fragte die Königin.

„O ja, Ew. Majestät! Wenn Sie erlauben und befehlen, will ich auf der Stelle einen Teller voll pflücken. Auch die Kirschen sind reif.“

„Das ist schön! Ich danke Dir, Mutter! Wenn auch ich gerade von Deinen schönen Früchten Nichts genieße so bin ich doch gewiß, daß sie bei dieser Wärme meinen Mädchen eine willkommne Erfrischung sein werden.“

Die Königin machte die Runde durch die breiten Alleen, und gönnte sich erst bei dem Rasenplatze auf der andern Seite des Hügels Ruhe, wohin man einen Lehnstuhl brachte, worauf sie Platz nahm. Nun kamen auch der Gärtner und seine Frau mit Früchten und Beeren, die geschmackvoll in blumenverzierten Körbchen geordnet waren. Einstimmig wurde die Geschicklichkeit des deutschen Gärtners in seiner Kunst gerühmt, und dieser nahm dieß Lob als einen ihm gebührenden Tribut auf.

„Ich habe auch keine Mühe gespart, Bäume und Büsche zu verschreiben, und sie Ihro Majestät zu Dank zu pflegen.“

„Wenn ich mich nicht trüge,“ sprach die Königin zu ihren Damen, „so dürfte es Euch mehr Vergnügen machen, in dem wirklich schönen Garten herumzuspazieren, als hier so stille zu sitzen. Ich, für meinen Theil, bin nicht im Stande, weiter zu gehen. Bilje und Marschalk mögen bei mir bleiben.“

„Wenn Ew. Majestät es erlauben, so bitte auch ich um diese Gnade.“

„Sehr gerne, Martha!“

Die jüngeren Mädchen warfen sich Blicke zu.

„Es ist nicht mehr als billig,“ sagte Sophie und warf schnippisch die Oberlippe in die Höhe, „daß Fräulein Martha sitzen bleiben darf. Sie braucht wirklich Ruhe.“

„Wozu?“

„Man sagt ja immer, daß man in einem gewissen Alter wieder zum Kinde wird.“

Sophie hatte diese Worte so leicht dahin zu werfen gewußt und die spöttische Miene, von der sie begleitet wurden, stand dem niedlichen, schelmischen Gesichte so wohl an, daß die Königin, obwohl sie Sarkasmen nicht billigte, doch lachen mußte. Zu gütig und zartfühlend, um mit ihrem Lächeln kränken zu wollen, beeilte sie sich, durch das Lob ihres Verstandes und ihrer Erfahrung, die Bitterkeit aus Marthas Zügen zu verscheuchen und brachte sie am Ende dahin, zuzugeben, es lohne nicht der Mühe, über den Scherz eines jungen Mädchens böse zu werden, das nach einigen Jahren selbst der Gegenstand solcher Anzüglichkeiten sein könne.

Die Mädchen zerstreuten sich nach verschiedenen Seiten in dem Garten. Nachdem Sophie auf gewandte Art Emerentia abgefertigt, nahm sie Ingeborg beim Arme.

„Hu, wie ist es so langweilig hier geworden, seitdem Fräulein Julie fort ist! Wer nur wüßte, was in der letzten Zeit vorgefallen ist! Kannst Du mir sagen, was ihr in den Sinn kam, daß sie so über Hals und Kopf abreiste? Wann war es doch? Ja, laß mich sehn! Uebermorgen ist Montag; das heißt drei Wochen, seitdem der König vor Gericht war, von dem Hedwig immer sagt, es sei das Schrecklichste, wovon man sich einen Begriff machen konne. Weißt Du, im Vertrauen sagte sie mir: es sehe in der That aus, als sei unser König ein König für die Bauern und das Gesindel. Und so ganz Unrecht hat sie gerade nicht. Die Königin selbst scheint . . .“

„Liebe Sophie! Du wolltest ja von Julie reden?“

„Ja, richtig. Nun kam also der König am Dienstag vor vierzehn Tagen nach Hause, und am Freitag in derselben Woche hatte sie, gegen alle Gewohnheit, Vormittags Abschiedsaudienz und Mittags fuhr sie fort.“

„Ja, und wie sah sie an dem Tag aus! Hast Du wahrgenommen, daß sie geschminkt war, sie, die wegen ihres brillanten Teints nie Schminke auflegte? Sicher ist es übrigens: die Leute erzählen entsetzlich Viel von

Julie; mag das aber sein, wie es will, leutselig war sie und seit ihrer Abreise ist es schrecklich langweilig."

„Die Königin trauert ordentlich um sie."

„Das will ich nun ungesagt lassen, ob sie um sie trauert, oder darüber, daß sie sich in ihrer Person getäuscht hat. Ich wollte gern einen Thaler Silbermünze darum geben, wenn ich die Vorfälle der letzten Woche begreifen könnte."

„Und dann Graf Bjelke, der ganz tiefsinnig geworden ist?"

„Ja, liebste Ingeborg, Du, die doch, fast zu sagen, mit den Vornehmsten bei Hofe verwandt ist, hast Du denn von Deinem Bruder oder einem Andern nicht gehört, was vorgegangen ist, wie es sich z. B. mit dem unbegreiflichen Verschwinden des Kammerdieners verhält? Mein Mädchen ist bei seiner Frau gewesen und die hat geheult und gejammert, während sie doch gleich nach seiner Abreise so froh und vergnügt aussah. Reime mir das zusammen, wer es kann!"

„Du weißt, wie verschlossen mein Bruder ist. Daß er täglich zu erfahren sucht, was bei den Königinnen gesprochen und gethan wird, ist das Einzige, was ich gemerkt habe."

„Ach, das ist prächtig! Aber Gott weiß, ich glaube, davon darf ich Nichts reden."

„Ach, liebe Sophie, sprich? Ich schwöre Dir, wie ein Stein zu schweigen."

„Nein, liebe Ingeborg, ich darf nicht!"

Höchst aufgeregt und ärgerlich fuhr Ingeborg heraus: „Es ist recht garstig von Dir, Sophie, daß Du kein Vertrauen zu mir hast; sage ich Dir nicht Alles! Aber warte!"

„Ingeborg! lauf nur nicht weg! Komm nur, Du sollst es wissen!"

„Nun, mein Sophiechen, da bin ich!"

„Ja, siehst Du, mein Vormund sagte mir dieser

Tage — ich hatte ihm geschrieben und Geld verlangt — aber kannst Du rathen, was er wollte?"

„Und was wollte er denn?"

„Erst sprach er ein Langes und Breites darüber, was ich für schlechte Buchstaben mache, dann, daß ich so unortographisch schreibe, wie es allenfalls die adligen Damen in Deutschland und Frankreich machen; dann schlug er mir vor, ich solle zur Uebung ein Tagebuch oder Memoiren schreiben; das müsse ich ihm dann geben und er wolle es korrigiren. Ich begriff ihn anfänglich nicht, sondern fragte ihn, was mir denn Merkwürdiges vorfallen könne, das sich der Mühe lohne aufzuschreiben. „Dir gerade nicht," antwortete er; „aber man erzählt, was geschieht und geschehen ist, macht seine Anmerkungen darüber" u. s. w. Nun versteh' ich es; aber ich danke ergebenst dafür, Herr Vormund! Ich habe gar keine Lust, mir wegen seiner Neugierde die Finger schwarz zu machen und noch dazu, wenn er mich für so dumm oder so kindisch hält, daß man mich auf diese Art anführen kann."

„St! da kommt die gesegnete Jungfer wieder!"

„Warum seht Ihr so tiefsinnig aus, ganz wie die königlichen Räthe, wenn ich fragen darf?"

„Liebe Emerentia! wir sprachen von Rabenius," antwortete Sophie.

„Ja, ja, morgen soll er auf der Kanzel fluchen."

„Wahrhaftig, das Mädchen hat Recht! Na, na, kleine Töpfe haben auch Ohren."

„O ja, ich könnte der Jungfer Vishane Allerlei erzählen, ich!"

Die Aeltern, Ingeborg stand verwundert da; Sophie antwortete:

„Pah! Du weißt Nichts Behalte Deine Weisheit für Dich selbst, meine liebe Emerentia Düben!"

„Ja so, ich weiß Nichts, ich? Ich weiß nicht, daß der König spät Abends, am Tage vor ihrer Abreise, bei Prinzessin Julie war und ihr ganz entsetzlich den Leviten

las? Ich weiß nicht, daß Julie in ihrem Aerger die schönen Porzellanfiguren, die auf dem kleinen lakirten Tisch vor dem Spiegel standen, zerschlagen hat und den Spiegel mit? Ihr glaubt wohl nicht, Ihr, daß ich recht gut weiß, wie es mit dem Schwager der Gräfin Bilje und Fräulein Julie zusammenhängt?"

„Ich sehe wirklich, daß Du mehr weißt, als ich dachte; aber Eins weißt Du nicht: das ist, schweigen zu können und das will ich Dich lehren. Ich werde Deine Entdeckungen alsbald der Gräfin Bilje mittheilen und dann wollen wir sehen, ob nicht die Ruthe der Schülerin . . ."

„Ja, das mag geschehen und dann will ich wieder erzählen von — komm daher Jungfer Sophie — von dem Billet an den Oberstlieutenant — —. Uebrigens komme ich, um die Damen zur Königin zu rufen, die nach Hause fahren will und sich wundert, wohin Ihr gegangen seid und was Ihr miteinander vorhabt."

Nach einer spöttischen tiefen Verneigung sprang das schelmische Mädchen davon.

„Gott sei Dank, Du bist meine Vertraute in dieser Geschichte und weißt, daß wir uns heiraten wollen, obwohl wir für jetzt noch unsre Verlobung geheim halten müssen. Was ist mit dem Mädchen anzufangen?"

„Wir können Nichts als schweigen und ihr auf die erste Gelegenheit passen. Aber komm; wir müssen uns eilen!"

Vierunddreißigstes Kapitel.

Es hätte unserm Rabenius leicht passiren können, daß der Hof ihn, weil er die Wette verloren, als Tanzmeister zwischen Eiern zu Gesicht bekommen hätte, wie er mit verbundenen Augen, als neuer Amor im Chorrock,

unter dem Accompagnement von kratsch! kratsch! und dem Zuruf: Zertreten Sie die Eier nicht, Herr Nils! hübsch Achtung auf die Eier gegeben, Herr Klaus, umherhüpfte, wäre nicht das Glück, diese launischte aller Göttinnen, die sich eben so wenig darum kümmert, ob sie Jemanden Beistand leistet oder ihn zu Grunde richtet, in der Person des Königs ihm zu Hülfe gekommen; denn er selbst hatte seine Wette gänzlich vergessen.

Auch Rabenius wollte, durch die schöne Witterung aufgefordert, einen kleinen Ausflug vornehmen und war gerade in den Schloßhof herab gekommen, als er rufen hörte:

„Herr Hofprediger! Herr Hofprediger!"

„Was gibt's?" fragte er, etwas verdrießlich über den unwillkommnen Störer.

„Seine Majestät sah Sie vom Fenster herab und befiehlt Ihnen, sogleich hinaufzukommen." — Er folgte dem Pagen.

„Rabenius!" sagte der König bei seinem Eintritt, „ich erinnere mich, daß Du einmal gesagt habest, Du kennest die Lene Mathsdotter aus Finnland?"

„Ja, Ew. Majestät! Sie wohnte am Galgenberg im Kirchspiel Kalbäck."

„Erzähle, was Du von ihr weißt!"

„Ich weiß eigentlich sehr wenig Sie gehörte nicht zu dem Kirchspiel, wo ich Kaplan war. Der Pfarrer Croning war die letzten Jahre so kränklich, daß . . ."

„Und sein Sohn, der weder an Gott noch an den Teufel glaubt, kümmerte sich Nichts darum?"

„Es ist freilich möglich, daß er in diesem Punkt fehlte. Sonst sprach er sowohl mit seinem Vater als mit mir von dieser Hexe; sein Vater rieth ihm selbst ab, sich mit ihr zu befassen. „Du bist noch zu jung, zu hitzig," sagte er; „aber wenn mich Gott wieder gesund werden läßt, dann will ich ihre Aufführung untersuchen und verhält es sich, wie man sagt, so soll sie ihrer wohlverdienten Strafe nicht entgehen."

Der König, der diese Antwort nicht erwartet zu haben schien, fuhr fort:

„Sagte der selige Alte wirklich so?"

„Sollte ich es wagen, vor meinem König eine Unwahrheit vorzubringen?"

„Das haben Manche vor Dir gewagt."

„Aber nicht ich und am wenigsten darin, was mein Amt betrifft."

„Wie war es mit ihr, was hielten die Leute von ihr?"

„Was die Leute jederzeit von solchen Sibyllen halten. Das Volk fürchtet das Böse mehr, als das Gute, den Teufel mehr als Gott, opfert einem Abschaum der Menschheit sein letztes Scherflein, in dem Glauben, daß er ihm denn nicht schaden werde und vergißt dabei, Gott um Schutz zu bitten, während ihm der Teufel mit seinem ganzen Anhang nicht ein Haar auf dem Haupte krümmen würde."

Der König lachte.

„Ich glaube, Du willst nicht von der Leber weg reden; Du gehst um meine Fragen, wie die Katze um den heißen Brei. Antworte jetzt kurz und bestimmt: wie beträgt sie sich, was prophezeit sie? Hast Du Etwas gehört, daß sie mit den sogenannten bessern Ständen zu thun hatte?"

„Ich glaube sie prophezeit Menschen aus allen Klassen und Ständen; und kurz bevor Ew. Majestät die Gnade hatte, mich hierher zu berufen, hörte ich sagen, daß eine vornehme Dame sie besucht habe."

„Weißt Du welche?"

„Darüber kann ich durchaus Nichts sagen."

„Von wem hast Du das gehört?"

„Ich bitte um Gnade, Ew. Majestät! Alles was ich sagen konnte, habe ich gesagt."

„Alle versichern, daß sie in einem bewundernswerthen Grade die Zukunft vorhergesagt habe. Unter anderm soll sie auch den Tod der Königin Christina prophezeit haben."

„Ew. Majestät! eine Wahrsagerin hat nur zwei Fälle: entweder lügt sie oder sie sagt die Wahrheit."

Der König runzelte die Stirn.

„Hörtest Du nie, daß sie sich damit befaßt habe, politische Gerüchte in Umlauf zu bringen?"

„Ew. Majestät, es ist eine schwere Wagniß, Alles zu berichten, was über solche Personen verbreitet wird. Es kann eben so gut wahr, als falsch und von der Bosheit und dem Uebelwollen erdichtet sein. Das Einzige von Bedeutung, was ich in dieser Beziehung gehört, ist, daß sie gesagt hat, der Tod der vier königlichen Prinzen sei eine Strafe Gottes wegen der Reduktion und ..."

„Sprich heraus!"

„Daß Ew. Majestät den Thron nicht lange zieren werden."

Der König stand auf, ging einige Mal auf und ab, blieb dann aber plötzlich stehen.

„Ich habe einen anonymen Brief erhalten, worin man mich bittet, vor diesem Weibe auf der Hut zu sein, da sie im Stande sei, mit ihren Hexereien Alles zu verzaubern und zu Grunde zu richten. Steh' jetzt nicht da und mache ein so verdammt dummes Gesicht, als könntest Du nicht drei zählen, Du Schelm!"

„Erlauben Ew. Majestät, aber ohne in Zorn zu gerathen, daß der Dummkopf ein Paar Worte reden darf?"

„Nu — un?"

„Lene ist nicht so mächtig als Gott; und deßhalb wäre es das Beste, ihre Hinrichtung aufzuschieben und sie hierher bringen zu lassen; dann könnte Ew. Majestät selbst sie verhören."

„Meinst Du nicht, daß dieß schon geschehen sei? Als das Urtheil fortgeschickt wurde, schrieb ich sogleich, daß es mit der Vollziehung keine Eile habe; aber durch eine unverzeihliche Nachlässigkeit kam der Brief nicht mit. Sobald ich das erfuhr, sandte ich einen Courier mit dem Befehl ab, die Strafe einzustellen, und dieser Letztere mußte wenigstens vier und zwanzig Stunden vor

der Exekution eintreffen. Nach meinem Befehl muß sie also übermorgen Abend hier sein; auf einen Sonntag wollte ich sie nicht transportiren lassen. Höre! Morgen ist ja auch der Tag, an dem Du auf der Kanzel fluchen sollst? Wollen einmal sehen, wie Du Dich da herausziehst! Du kannst glauben, daß Deine Hofdamen schon im Voraus nicht wenig Vergnügen haben! Und sag' mir, wo hattest Du Deinen Verstand, als Du Dich in so Etwas einließest?"

Nur mit der größten Mühe vermochte Rabenius sein Erstaunen und seine Verlegenheit zu verbergen; er hatte, wie gesagt, seine Wette durchaus vergessen. Seine mannigfachen Sorgen und Geschäfte während der letzten Wochen hatten sie ganz und gar aus seinem Gedächtniß verdrängt.

„Ei, ei, mein lieber Klaus Narr! Wie soll das werden? Du gibst es ja sehr klein!"

„Zur Reue ist's zu spät, sagt das Sprüchwort; und überdieß: der hat sich selbst dem Teufel in die Hände geliefert, der den Klaus in Versuchung führt."

Der König lachte und Rabenius entfernte sich. In der That war derselbe nicht so ruhig, als er es scheinen wollte.

„Donnerwetter," sagte er zu sich selbst, als er die Treppe hinuntergekommen war, „geht es mir nicht, wie der Ratte in der Falle, und davor sitzt nicht eine Katze oder ein verrücktes Weibsbild, nein, alle heimtückischen Katzen, die es nur gibt, lauren auf Rabenius, um zu sehen, was er für Sprünge machen wird. Aber, gehe es nun wie es wolle, daran muß ich. Wahrscheinlich wird mich der König nicht reimen lehren. Er reimt bei der geringsten Veranlassung, mag es sich nun schicken oder nicht. Wenn ich nun — ja, ich würde, ja — eine Dummheit! — Aber auf der andern Seite sind sie nicht so scharfsinnig, wie sie aussehen, und im Nothfall wird es schon gehen."

Aber Rabenius wollte sich mit einem Nothbehelf

nicht begnügen. Frühe am Sonntagsmorgen, ehe noch der Hahnenruf die Schatten der Nacht in's Grab gezwungen, war Rabenius wie gewöhnlich schon auf.

„Wer hat noch keine schlaflose Nacht gehabt? Selbst der große Axel Oxenstjerna, der zu sagen pflegte: „mit meinen Kleidern lege ich auch allen meinen irdischen Kummer ab," hatte ja deren zwei!"

Er ging auf und ab, blätterte in der Bibel und in der Konkordanz; vergebens! Es ging ihm, wie es der Ungeduld immer geht; es glückte ihm nicht. Endlich wurde es lebhaft im Schlosse und unruhig sah Rabenius nach der Uhr; es waren ihm nur noch zwei Stunden übrig.

„Es wäre doch der Teufel, wenn ich heute mit Schande bestehen sollte! Ich glaube, sie haben sich mit dem Satan zu meiner Demüthigung verbündet. Das geht nicht. Ich muß hinaus und mir Bewegung machen; ich werde mich irgendwo zu einer Tasse Kaffee einladen! Vielleicht, daß ein glücklicher Zufall..."

Er wollte sich zum Küchenmeister verfügen. Um nicht über den Schloßhof zu kommen, beschloß er, durch das Innere des Schlosses zu gehen und der nächste Weg führte ihn durch einen dunkeln Gang, auf dessen beiden Seiten, fast wie in einem Kloster, beinahe Thüre neben Thüre sich befand. Kaum hatte er diesen Korridor betreten, als er dachte: „Sieh, sieh, da bin ich ja mitten in das Wespennest gerathen; hier wohnt ja das ganze Weibervolk beisammen. Da wohnt Sophie — still wie eine Mauer. Hier Ingeborg — — auch still. Die müssen schlafen, sonst könnten sie unmöglich schweigen. Was! Welch' laute Stimme! Hier wohnt ja das vornehme Fräulein Hedwig? Was kann das sein? Da muß man lauschen!" Und nun hörte er jedes Wort, welches Hedwig in ihrem Zorn ausstieß.

„Wie hast Du nur so rasend dumm sein können? Meinst Du, Rindvieh, das Kleid hier soll mir passen? Dann müßte ich ja so dick wie Martha sein!"

„Ha, ha," dachte Rabenius, „hier gibt's ein Donner-

wetter; das wird noch lustig vor dem Schluß." Er konnte die Antwort des weinenden Kammermädchens nicht recht verstehen und unterschied nur die Worte: „Ich werde auftrennen . . . da einnähen . . ."

„So, so, alle tausend Teufel!" schrie Hedwig wüthend. „Jetzt hast Du mein funkelneues Kleid zu Grunde gerichtet!"

Er hörte ein Paar Ohrfeigen klatschen. „Das war ein ordentlicher Schlag! Hm! hm! geschah auch nicht das erste Mal, wahrhaftig; das merkt man am Schall." Wie ein Pfeil eilte er den Korridor hinaus; er fürchtete, daß Hedwigs gellende Stimme mehr Zuhörer herbeirufen werde. Ganz vergnügt, so unvermuthet aus seiner Verlegenheit gerissen zu werden, schmerzte es ihn doch, daß er sich über die Leiden einer armen Dienerin freuen konnte.

„So ist der Mensch hier auf der Welt," sagte er vor sich hin; „des Einen Tod, des Andern Brod; des Einen Leid, des Andern Freud. Aber warte nur, mein liebes Fräulein! Du sollst schon erfahren, wo Barthel den Most holte!"

Er ging schleunig zum Küchenmeister, trank dort mit behaglicher Ruhe seine zwei Tassen Kaffee und murmelte, während er fortging:

„Ah, das war eine schöne Konkordanz!"

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Die Glocken ertönten von allen Kirchthürmen Stockholms. Das Glockenspiel in St. Gertrud*) klang so rein und klar, daß es von den Leuten damaliger Zeit mit

*) Die deutsche Kirche, welche das einzige Glockenspiel in ganz Schweden hat. A. d. U.

eben so großem Vergnügen gehört wurde, als von uns das von Tamino in der Zauberflöte; es war seiner Zeit das **Non plus ultra** in der schönen Kunst. An diesem Tage war die Schloßkirche ungewöhnlich stark besucht. Der König mit seiner Gemahlin, Herren und Damen, der ganze Hof hatte sich eingefunden.

„Ich bin wirklich neugierig," flüsterte Sophie zu Ingeborg. „Ich will nur sehen, wie's gehen wird."

„Ja, das sage ich," fiel Hedwig ein, „kann sich der Pfarrer hier herauswickeln, dann hat er den Teufel selbst im Leibe!"

Jetzt war es keine Zeit zu weiterem Zischeln; der Gottesdienst begann. Je näher es rückte, desto größer wurde die Neugierde, einen Priester auf der Kanzel fluchen zu hören. Mit Falkenaugen sahen die Hofdamen nach der Sakristeithüre. Jetzt ging sie auf und sie reckten die Hälse hervor; Manche dachte nicht einmal daran, daß, wenn der ihrige auch so lang wäre, wie der eines Schwans, er doch dessen Rundung und Weiße ermangelte. Mit würdigem Schritt und ernster Haltung trat Rabenius einher.

„Herr Gott, er sieht gar nicht verlegen aus," sagte Sophie fast laut.

Auch der König hatte mit einer gewissen unruhigen Neugierde seinen Günstling betrachtet. Er nahm so sehr für seinen Hofprediger Partei, daß es ihm leid gethan hätte, wenn derselbe besiegt aus dem Streite hervorgegangen wäre; aber die sichre Haltung beruhigte ihn. Er wandte sich zu seinem Hofstallmeister:

„Du wirst sehen, Hard, daß er sich aus der Klemme zieht."

„Das wäre der Henker!" meinten einige Offiziere hinter dem Stuhl des Königs, die den Fräulein in der Neugierde Nichts nachgaben.

Inzwischen war Rabenius auf die Kanzel getreten; der Psalm war zu Ende. Er beugte den Kopf zu einem kurzen Gebet, dann erhob er sich wieder und mit lauter

Stimme, den Blick fest auf die Stühle der Hoffräulein geheftet, begann er:

„So, so, alle tausend Teufel! — So fangen die Hoffräulein die Feier ihres Sabbaths an; wir dagegen wollen den unsrigen anfangen im Namen des dreieinigen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!"

Die Fortsetzung glich dem Anfang. Er nannte Hedwig — die damalige Sitte gestattete es, Personen von der Kanzel herab anzureden — und hielt der Schuldigen mit strengem Ernste ihre Fehler und Gebrechen vor; aber auch ihre Gesellschafterinnen bekamen ihren gehörigen Theil in seiner Strafpredigt, die er mit Beispielen aus der weltlichen und geistlichen Geschichte belegte.

Als er seinen, wahrscheinlich noch in keiner Kirche früher gehörten Eingang ausgesprochen, richtete sich der König unwillkürlich in seinem Stuhle auf. Alle betrachteten einander mit erstaunten Blicken und wunderten sich, was jetzt kommen werde. Nur Fräulein Hedwig, die sich des Vorfalls am Morgen erinnerte, fühlte, daß ihr Blut nach dem Kopfe stürme und Gesicht, Hals und Brust mit Scharlach übergoß. Alle blickten auf sie. Eben so wüthend, wie am Morgen, aber tief geschlagen, beugte sie sich auf die Bank herab und verfluchte in ihrem Herzen Priester und Predigt, am meisten aber ihr Kammermädchen, die ihr diesen Schimpf zugezogen.

So hatte denn Rabenius nicht nur seine Wette gewonnen, sondern auch die Fehler und Laster der Großen gerügt, die ihm, dem ungekünstelten Landgeistlichen, natürlich ärger vorkommen mußten, als sie von denen betrachtet wurden, die von Jugend auf die Lehre eingesogen hatten, daß ein Laster, welches man bei Armen und Geringen grausam bestraft, groß sei wie ein babylonischer Thurm — bei den Reichen und Vornehmen, wo es höchstens insgeheim ein wenig belacht, bei dem Einen aber durch Titel, bei dem Andern durch Geld verdeckt wird, daß es dort klein sei, wie ein Senfkorn.

Zur Mittagszeit wurden Rabenius durch einen Pagen zehn Dukaten vom König überbracht.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Etwas früher als gewöhnlich hatte Rabenius heute zu Mittag gespeist, Gott inniglich dankend, daß er in Zukunft sein Mahl nicht mehr einsam zu verzehren brauche.

„Schmeckt es mir,“ sagte er, „so habe ich Niemand dafür zu danken, und schmeckt es mir nicht, so — aber Maria setzt mir niemals etwas Unschmackhaftes vor.“

In seiner Freude ließ er sich eine Flasche Wein kommen, und in jedem Glas, das er leerte, trank er seiner Frau und seiner Tochter Gesundheit; nach und nach verbreitete sich über sein ganzes Wesen eine so lebhafte Zufriedenheit, daß Alle, die ihn an diesem Tage sahen, ihn betrachteten und sich wunderten, was wohl vorgefallen sei oder noch vorfallen werde.

„Könnt Ihr mir sagen, was mit Klaus Narr vorgegangen ist? Ich begegnete ihm auf dem Gange und stellte ihm dort lustigerweise ein Bein, so daß der geistliche Herr auf ein Haar die Nase als drittes Bein benutzt hätte. Aber, war das nicht der Teufel? Er sagte kein Wort, sondern hob nur lächelnd den Finger gegen mich,“ so sagte der Kammerpage des Königs, Baron Sparre, ein Jüngling von siebzehn Jahren, der gerne als Mann gelten wollte, obschon sein Bart noch mit den Gänsen im Prozesse lag, und die Stimme zwischen Tenor und Alt schwebte.

„Donnerwetter! wißt Ihr das nicht, Jungen?“ antwortete eine Baßstimme, die einem wachthabenden Offizier angehörte. „Wißt Ihr nicht, daß heute seine Frau

und seine Tochter, welch' Letztere verdammt hübsch sein soll, in die Stadt kommen? Seht, Musjös, jetzt könnt Ihr treppab und treppauf springen, um einen Blick von dem schönen Kinde zu erschnappen; jetzt könnt Ihr hierhin und dorthin springen, um mit Confekt und Backwerk, das man sich da oder dort verschafft hat, irgend einen armen Poeten um Liebeslieder zu ersuchen."

„Wenn sich nur Keiner, der nicht so leicht herumspringen kann, so Etwas einfallen ließe!" entgegnete der Kammerpage. „Alte Katzen naschen auch Milch, obwohl sie größtentheils von den Jungen verjagt werden. Ich glaube, wir können uns Alle zusammen den Appetit vergehen lassen; sie soll sterblich in den jungen Geistlichen verliebt sein, der nahe daran war, abgesetzt zu werden, weil er der Hexe beistand."

„Ach, Possen! Der König ist fuchswild auf ihn, und bekömmt er keine Pfarrei, so bekömmt er auch kein Mädchen. Der alte Klaus ist meiner Seele zu klug, um sie einem, so zu sagen, abgesetzten Priester zu geben."

„Na, na, wir werden ja sehen! Und doch hörte ich den König gestern sagen: „Vielleicht steht es mit dem Magister Erich doch in der That nicht so schlimm; und legt er seine Freidenkerei ab, so —— Sein Vater war ein Ehrenmann; ich hielt Viel auf ihn!""

„Bah!" erwiederte der Offizier. „Ein schönes Mädchen verliebt in einen Schwarzrock! Verliebt in Einen, der sich nicht einmal kleidet, wie andere Leute! Ich würde ihr es noch verzeihen, obschon es auch eine Tollheit wäre, wenn sie sich in einen jungen, zierlichen Pagen verliebte."

„Bewahre mich, wie ist doch der Herr Kapitän so bescheiden, die Uniform nicht zu erwähnen!"

Während dieser Unterredung zwischen dem Kammerpagen und dem wachthabenden Offizier, wanderte Rabenius die Königinstraße hinauf nach dem Nordthore. Er hatte sich sorgfältiger, als gewöhnlich gekleidet; es ge-

schah, um seine Marie ein wenig zu verblüffen. Noch nicht vor dem Thore, hörte er das Gerassel eines Wagens.

„Sollten sie vielleicht schon kommen?"

Es war ein Packwagen von Karlberg.

„Wie konnte ich auch so dumm sein? Es ist ja erst ein Uhr, sie können unmöglich schon kommen. Aber ich will mich eilen, damit ich noch vor ihnen Solna erreiche."

Binnen Kurzem war er an Ort und Stelle. Er wurde von dem dortigen Pfarrer, Bengt Perelius und seiner Frau herzlich bewillkommt."

„Das soll einmal eine Freude sein," sagte die Letztere, „Marie wiederzusehen und zu umarmen! Es ist jetzt einige und zwanzig Jahre, daß ich sie zum letzten Male gesehen; damals war ich so jung, wie jetzt meine Beate." Damit zeigte sie auf ihre Tochter, ein siebzehnjähriges dickes und rundes Mädchen.

„Hören Sie," fuhr sie fort, „zu der Zeit war Marie unendlich schön; hat sie sich gehalten?"

„Nicht so gut, als Sie," antwortete Rabenius gerührt. „Marie hat leider ein anderes Schicksal erfahren, als auf einer reichen Pfarrei sitzen zu können."

„Mit dem Reichthum ist es so arg nicht," fiel der Pfarrer ein. „Haben Sie zu Mittag gespeist?"

„Ja, ich denke."

„Aber, liebe Mutter, ich denke, Du machst uns einstweilen eine Tasse Kaffee; Du kannst ja den Topf so lange beisetzen, bis unsre andern lieben Gäste kommen."

„Um Vergebung, wenn Sie Kaffee trinken wollen, so kann ich Nichts dagegen haben; ich für meinen Theil war heute Mittag so froh darüber, daß ich zukünftig nicht mehr allein zu essen brauche, daß ich gelobte, keinen Bissen anzurühren, bis meine Alte da ist."

„Na, das gestehe ich," sagte die Pfarrerin, „das ist einmal ein Ehemann, das!"

„Aber eine Pfeife haben Sie doch nicht verschwo-

ren?“ fiel Perelius etwas sauersüß ein, weil er vielleicht später eine Gardinenpredigt fürchtete.

Sonst, in Parenthese gesagt, beurtheilen und rühmen die Menschen sehr häufig Sachen und Dinge, ohne das geringste Nachdenken. Sie, die jetzt diese Aeußerung ächter Liebe bis zu den Wolken erhob, was würde sie wohl gesagt haben, wenn ihr Mann es ihr nur einen Tag an dem hätte fehlen lassen, was Marie Jahre lang zu entbehren genöthigt war?

Die Pfeife im Munde, stand Rabenius da und sah die Straße entlang. Da zu der Zeit Niemand eine Brille trug, der es nicht benöthigt war, so gab es sehr Wenige, die nicht bis zum Alter ein scharfes Gesicht hatten; Rabenius gewahrte daher schon in weiter Entfernung einen Bauernwagen mit zwei Frauenzimmern herankommen.

„Dort sind sie!“ rief er, sprang hinaus, und war schon auf dem Wege, als der bejahrte Pfarrer sein Vorhaus noch nicht verlassen hatte.

Nun nahm die Pfarrerin das Wort, indem sie sich an den Adjunkt wandte, den man allgemein als künftigen Pfarrer betrachtete, und hielt eine Predigt, deren Eingang, Text und Anwendung über die ächte Liebe handelte, und wie alle ordentlichen Männer Rabenius gleichen müßten.

Dieser war inzwischen so weit gekommen, daß er seine Frau deutlich erkannte; ja, er sah, wie sie ihm mit der Hand winkte, und wie sie sich zu dem Fuhrmann herunterbeugte, wahrscheinlich um ihn zu bitten, schneller zu fahren, denn er trieb seine Pferde stärker an. Rabenius stutzte und blieb stehen:

„Sieh, sieh, was Tausend! Wie lange war Adam im Paradies? Oder sollte es möglich sein, daß das Mädchen ...“ denn hinter dem Wagen wurde er noch einen Karren gewahr, worauf ein Einzelner fuhr, und der war, zu Rabenius großem Aerger, kein Anderer, als

der Diakon. Nun hörte er dicht hinter sich Perelius keuchende Stimme:

„Na, na, das konnte ich mir wohl denken, daß Sie es nicht lange aushalten würden, wie ein Füllen dahin zu laufen."

Diese Anrede trug dazu bei, Rabenius wieder völlig zu sich zu bringen. Aber während er sich Mühe gab, seiner Gemüthsbewegung vollkommen Herr zu werden, hatten die Pferde nicht still gestanden; sie waren schon ganz nahe. Beim Anblick von Mutter und Tochter vergaß er das unglückliche Anhängsel und sprang vorwärts. Mutter und Tochter hüpften herunter, Marie lag in den Armen ihres Mannes, und Katharine küßte ehrerbietig die Hand ihres Vaters. Er ließ seine Frau los, um seine Tochter zu umarmen, und gewahrte jetzt ihr verweintes Aussehen.

„Meine liebe Katharine, was ist das? Gib Dich zufrieden: nach Leid folgt oft Freud!"

„Das sind gerade meine Worte, mein hochverehrter, zukünftiger Herr Schwiegervater," ließ sich des Diakons widrige Stimme vernehmen. Katharine wandte sich mit Abscheu weg, und Marie wollte gerade erzählen, daß der Diakon ihnen durchaus habe folgen wollen, daß er gesagt habe, es sei dieß der ausdrückliche Wille ihres Mannes, als ein lautes Gelächter von Rabenius sie unterbrach; denn jetzt erst konnte er den Begleiter gehörig betrachten.

„Wie, zum Teufel, sehen Sie aus? Wie eine Schlange in der Haut eines Regenwurms! Zum Henker, schickt sich das auch für Einen, der auf Freiersfüßen steht, wie eine geleckte Katze auszusehen? Es wundert mich meiner Seele nicht, daß — — wäre ich ein Mädchen, so . . ."

Der Diakon wollte reden.

„Still, lieber Bruder; ich weiß schon, das geschah, als Sie den Teufel besuchten, und er sich bloß mit dem

Rock begnügte. Aber zum — wie können Sie reisen und so aussehen?"

„Ich glaubte, meine ehrerbietige Sorgfalt für meine Braut und meine liebe Schwiegermutter werden mein Aussehen entschuldigen; aber so ist es — die Menschen urtheilen nach dem Aeußeren, der Herr allein sieht auf's Herz," antwortete der Diakon mit der größten Ergebenheit und Frömmigkeit, obwohl etwas stammelnd, da ihm jeder Blutstropfen vor Zorn kochte.

Rabenius hatte keine Zeit zu antworten; denn rundum — die Pfarrerin, Beata und der Adjunkt waren auch angelangt — rief es:

„Braut, Braut — ist Jungfer Rabenia Braut?"

„Auf die Art, wie alle Mädchen Bräute sind: sie wünschen sich einen Mann," antwortete Rabenius.

Der Diakon wußte nicht, was er sagen sollte; er stand ganz verblüfft da, und es ist auch in der That gar nicht angenehm, mit seiner Figur zum Gelächter zu dienen, zumal wenn man sich als Freier zu erkennen gibt. Obwohl er, durch einen bei seinem Stand ungewöhnlichen Geiz, ein ziemlich bedeutendes Vermögen zusammengescharrt hatte, so konnte er es doch nicht über's Herz bringen, sich mehr als einen Priesterrock anzuschaffen; und da jetzt, nach Rabenius Ausdruck, der Teufel diesen geholt hatte, so befand sich unser Diakon in Hemdärmeln und ohne Hoffnung, Katharinen nach Stockholm begleiten zu können. Alle, die er in Westeras kannte, waren mit ansehnlichen Pfarrersbäuchen versehen; es blieb ihm daher nichts Anderes übrig, als einen Rock von einem Schüler zu entlehnen, dessen Farbe unbestimmt, der an den Ellenbogen zerrissen und so klein war, daß er für den Diakon, so dürr dieser auch sein mochte, doch ausgewachsen schien. Zu eng zum Zusammenknöpfen, wurde er von einem schwarzen Band zusammen gehalten. Beschämt und verlegen über das Lächeln, das er auf allen Gesichtern gewahrte, wagte er es nicht, theils aus natürlicher Feigheit, theils um Ra-

benius nicht zu mißfallen, zu antworten, daß er nur dem Beispiel seines werthesten Schwiegervaters folge, der auch sein Glück in einem gelehnten Rocke gemacht habe. Die Pause, welche dadurch entstand, daß man die Verwandlung des nicht mehr jungen Geistlichen zu einem Schüler beschaute, wandte die Pfarrfrau dazu an, ihre alten Bekannten zu bewillkommen.

„Das ist aber schön, daß ich Dich noch einmal zu Gesicht bekomme, ehe ich sterbe, meine liebe Maria! Gott, wie sieht Deine Tochter Dir ähnlich! Ich meine gerade, Dich selbst in ihren Jahren zu sehen! Die Jungfer erlaubt wohl, daß ich sie aus alter Bekanntschaft dutze?"

Katharine verbeugte sich und küßte ehrerbietig die dargereichte Hand.

„Das ist vermuthlich Deine Tochter?" entgegnete Frau Rabenia.

„Ja, liebe Freundin! Beate geh und küß der Base die Hand!" sagte sie zu ihrer Tochter, die sich inzwischen, als ein vermögendes Pfarrerskind, das in einem Flecken nächst der Stadt wohnte, als eine Stockholmerin ansah, und sich in Bezug auf Bildung der Landpomeranze weit überlegen dünkte. Sie betrachtete den Diakon unter heimlichen Blicken auf den Adjunkten, und beeilte sich, dem Befehle ihrer Mutter nachzukommen, als Frau Rabenia die Bemerkung machte, Beate gleiche mehr ihrem Vater, als ihrer Mutter. Endlich wurden die gegenseitigen Artigkeiten von dem Pfarrer unterbrochen, der sich nach seinem Kaffee sehnte.

„Nein, Mutter, wir können doch nicht in Ewigkeit hier auf dem Wege stehen."

„Da hast Du Recht, Vater. Maria und — und . . ."

„Katharine," ergänzte Frau Rabenia.

„Na, und Katharine sind gewiß hungrig und durstig. Ich kann mit Etwas aufwarten, was in dieser Jahreszeit nicht so gewöhnlich ist: mit Biestmilch."

Und nun wurde der Rückweg nach dem Pfarrhofe angetreten, wobei sich der Diakon zu seinem Karren zurückschlich und sich gemächlich nach Stockholm begab, um dem Spott der Gesellschaft zu entgehen.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

In der wüthendsten Gemüthsstimmung kam der Diakon in seinem alten Logis am Heumarkt an. Seine Bemühung, unter einem glatten und honigsüßen Aeußern seinen Zorn zu verbergen, steigerte noch seine Wuth, zumal da er nicht umhin konnte, das unterdrückte Lächeln zu bemerken, womit auch hier Alle den engen Schülerrock betrachteten. Seine Augen glichen fast auf ein Haar einer Sonnenfinsterniß, die man durch ein geschwärztes Glas betrachtet; selbst sein Haar schien zu glühen; und als er mit seiner gewöhnlichen Bibelsprache seine Wirthin anredete, schauderte diese unwillkürlich vor dem unnatürlichen Gegensatz zwischen Gesicht und Stimme zurück. Kaum sah er sich allein, als er unter den gräßlichsten Flüchen den unglückseligen Rock abwarf, und in Hemdärmeln im Zimmer auf und ab lief.

Je länger er herumging und bedachte, welche Figur er diesen Nachmittag gespielt habe, desto klarer sah er ein, daß Rabenius seinen Scherz mit ihm treibe, und dieser Gedanke war gerade nicht geeignet, ihn zu beruhigen. Seine Wuth flammte von Neuem auf; er schwur, eine glänzende Rache an Rabenius zu nehmen. Am meisten ärgerte er sich darüber, daß er ausgelacht wurde, statt beklagt zu werden.

„Aber — aber,“ sagte er, „noch ist es nicht vorgekommen, daß der nicht gefallen wäre, den ich zu stürzen beschlossen hatte. Er soll fallen!“ rief er ganz

laut; „oder auch .... ich ....“ schien es ihm aus der Tiefe seiner Seele herauf zu schallen. Der Laut seiner eigenen Stimme hatte ihn erschreckt; wie aus einem schweren Traume erwacht, blickte er umher; es kam ihm vor, als hefte Lene brennende Blicke auf ihn, kalter Schweiß bedeckte seine Stirne, und er war außer Stand, sich von der Stelle zu rühren, als sich ein klagendes Miau von dem Gespenste hören ließ, das sich gerade in seiner rechten Gestalt zeigte, indem eine große, schwarze Katze von dem im Zorneswuth auf einen Stuhl geschleuderten Rock herunterhüpfte.

„Wie hat die verdammte Kreatur mich erschreckt!“ sprach er und jagte die Katze hinaus. „Ich glaube, das ist eine Hexerei mit den schwarzen Katzen; wo ich gehe oder stehe, sind gewiß solche Bestien bei der Hand.“

Um seine Unruhe gänzlich zu verscheuchen, beschloß er, sein Orakel um Rath zu fragen. Er öffnete den Koffer und suchte sein Buch; aber wie groß war nicht sein Schrecken, als er es nicht fand? Er suchte Alles aus, aber es war und blieb weg! Alles, was er sich erinnern konnte, war, daß er es in seinem Zimmer in Kalbäck hervorgeholt hatte, um nachzusehen, wie seine Reise ablaufen werde. Er zweifelte nicht länger, daß er es dort vergessen habe.

Außer sich vor Angst, saß er vor dem geöffneten Koffer, dessen ganzer Inhalt auf dem Tisch und den Stühlen umher lag. Und er hatte wirklich Grund zu seiner Angst; denn zu der Zeit war es keine Kleinigkeit, als Eigenthümer eines solchen Buches befunden zu werden. Zum ersten Mal schlich sich der Gedanke bei ihm ein: vielleicht hätte ich besser gethan, die Satanshexe entwischen zu lassen. Aber geschehen, war geschehen. Dieser Gedanke brachte ihn auf einen andern: „Aus einer Gefahr, die man voraussieht, kann man sich noch herausziehen.“ Er beschloß, mit Ruhe seine bedenkliche Stellung zu überlegen.

„Es ist nicht so gefährlich, wie es aussieht!“ hob

er an; „wahrscheinlich habe ich den Plunder zu Hause liegen lassen. Aber auch im schlimmsten Fall, wer sollte es wagen, mich anzuklagen? Mein Ruf und mein Ansehen sind fest begründet. Aber was sind das für weiße Fetzen, die da auf der Erde herum liegen?“ Er bückte sich und hob sie auf. „Ha, was habe ich da gemacht? Meinen besten Priesterkragen zerrissen? Ja, das habe ich, im Aerger über die Betrügerei des boshaften Rabenius....“ Er war nahe daran zu weinen.

Wenn gewisse Menschen in ihren Berechnungen dem Bauermädchen gleichen, die zur Stadt ging, um einen Schock Eier zu verkaufen, und sich durch den Gewinn daraus endlich als Eigenthümerin des ganzen Dorfes träumte, bis sie in ihrer Freude den ganzen Eierkorb fallen ließ, so können die Geizigen auch ihre Verluste so hoch anschlagen. Der Diakon hatte in seinem Kragen wenigstens eine ganze Gemeinde verloren, ja, der Schaden drohte, fast unberechenbar zu werden.

„Ja, mein Kragen, drei ganze Thaler! Die ganze Rabenische Familie ist nicht so viel werth! Wenn nur Katharine nicht so schön wäre — hi, hi, hi! Aber wie soll ich meine drei Thaler wieder bekommen? Ha, still; ich bin doch genöthigt, Brautgeschenke zu machen, und da will ich meine drei Thaler schon einbringen; und bekomme ich sie zur Frau, so soll sie jeden Tag eine Stunde länger arbeiten, bis sie bezahlt sind. Ich bin freilich rasend verliebt in das verfluchte Kind — hi, hi, hi! — aber sie soll ja nicht glauben, mich je unter den Pantoffel zu bringen.“

Er hörte Tritte, schnell raffte er den zerrissnen Kragen zusammen, steckte die Stücke zu sich, und ging dem Besuche entgegen. Es war niemand Anderes, als des Grafen Bjelke erster Kammerdiener.

„Ach, mein werthester und geneigtester Gönner,“ sagte der Diakon in weinlichem Tone, „Sie sehen hier einen höchst betrübten Mann; aber Gott der Herr wendet

sein Auge auf die Betrübten und was man mit Thränen säet, wird man mit Freuden ernten."

„Was ist denn vorgefallen?" fragte der Kammerdiener bestürzt.

„Was vorgefallen ist? Ach, ich war nahe daran, ein Märtyrer zu werden für meinen Glauben, für meinen Eifer . . ."

„Ach, ich weiß," antwortete der Kammerdiener. „Wie sollte auch einem so hochbegabten Priester ein solches Mißgeschick begegnen können, ohne daß es gleich Alles erfährt? Mein gnädigster Herr und Graf erfuhr das Unglück in der Rathssitzung; und da ich, wie Sie wohl wissen, in Allem sein völliges Vertrauen besitze, erzählte er mir sogleich den ganzen Zusammenhang. Aber, mein bester Diakon, wie Teufel konnte es Ihnen einfallen, die verdammte Hexe so ohne Umstände zu verbrennen? Der König ist unversöhnlich aufgebracht."

„Ach, hochgeehrter Freund, fragen Sie doch einen armen Diakon nicht nach dem Thun und Lassen der Großen! Ich erhielt nur den Befehl, sie vorzubereiten, und sie schien so freudig zum Tode zu gehen, in so gottseliger Stimmung zu sein! Aber wer kann das Innere der Menschen durchschauen, außer der, welcher die Herzen erforscht und die Nieren prüft? Der Satan erhielt wieder Macht über sie."

„Ja, Herr Gott!" entgegnete der Kammerdiener, und faltete in vollem Ernste die Hände, „wo soll das noch hinaus? Wenn eine Hexe sich das bei einem geistlichen Herrn untersteht, was soll sie sich dann nicht mit uns andern armen Sündern herausnehmen!"

Andächtig sagte er einige Gebete her, worein der Priester laut einstimmte. Nachdem die Gebete zu Ende waren, fuhr er fort:

„Ich war gerade beim Herrn Grafen, der sich nicht ganz wohl befindet, als Ihr Bote ankam, und der Graf befahl mir sogleich, hierherzugehen, Sie von Seiner Gnaden zu grüßen, und Ihnen zu sagen, daß er den

Unfall, welchen die boshafte Hexe verursacht, sehr beklage, dabei auch noch zu erwähnen, wie froh der gnädige Herr Graf darüber sei, daß kein weiterer Schaden geschah, und daß Sie, mein Freund, so entschlossen gewesen — na, na das eignet und gebührt auch einem Priester im Glauben — daß Sie vor Schrecken nicht krank wurden."

„Ach, welch erquickliche Tropfen sind nicht Seiner hohen Gnaden, des Herrn Grafen, und auch Ihre, meines werthen Freundes, Theilnahme in dem bittern Kelch meiner Betrübniß! Aber der Herr schlägt Wunden und der Herr heilt sie; gesegnet sei der Name des Herrn!"

„Amen!" erwiederte der Kammerdiener.

Ein augenblickliches Stillschweigen entstand, worauf der Diakon fortfuhr:

„Sie erwähnten eben, mein hochgeehrter Freund, daß Seine hohe Gnaden, der Herr Graf krank sei; darf es einer seiner geringsten Klienten wagen, nach seinem Befinden zu fragen, und nach der Ursache, wodurch dasselbe eine Störung erlitt?"

Aus alter Gewohnheit sich umzusehen, bevor er sprach, damit nicht ein ungehöriger Lauscher sich in der Nähe finde, machte es der Kammerdiener auch jetzt so; er näherte sich dem Diakon und flüsterte dicht, dicht an an seinem Ohre:

„Seit Fräulein Juliens Ungnade und Abreise . . ."

Der Diakon sprang zurück.

„Fräulein Julie in Ungnade und abgereist?"

„Wie? Sie wissen nicht? Freilich, es ist wahr, Sie auf dem Lande konnten es nicht erfahren, obwohl die Neuigkeit so alt ist, daß kein Mensch mehr davon spricht. Aber, mein bester Diakon, Sie nahmen sich ja diese Nachricht entsetzlich zu Herzen! In welcher Verbindung können Sie wohl mit der Prinzessin Julie stehen?"

Der Diakon sah sich jetzt gleichsam in einer Falle,

und die Katze, welche davor lauerte, war eine von den Besten; aber — die Kinder der Welt sind schlau in ihrer Art.

„Ich hatte von der großen Güte des Fräuleins reden gehört; ich hielt um Audienz bei ihr an und sie hatte die Gnade, mir ihr Fürwort zuzusagen; deßhalb schmerzt mich ihr Unglück in doppelter Beziehung.

Es ist merkwürdig und in gewissen Fällen interessant, zwei Menschen miteinander reden zu hören, welche nach der gewöhnlichen Sprechweise, wo nicht Schurken, doch wenigstens Schelme heißen. Beide kennen einander vollkommen, und doch erheucheln sie die edelste Denkungsart, obschon sie gar nicht hoffen können, einander zu betrügen; sie betrügen einzig sich selbst und die Unerfahrenen.

„Ja so," entgegnete der Kammerdiener, „das war recht zu bedauern. Ihre Ungnade soll aus politischen Gründen herrühren, und Alle, welche sie empfehlen wollte, werden . . ."

Da saß der Diakon, blaß wie eine Leiche. „Was Teufel!" dachte der Kammerdiener, „steckst Du auch in dem politischen Gewebe, mein Alter? Da haben wir die Ursache zu der gnädigen Nachfrage!" und er wurde dessen gewiß, als der Diakon ausrief:

„Glauben Sie nicht, mein hochgeehrter Freund! daß ich mit unter den Plänen der Vornehmen stecke? Was sollten die mit mir, armen Teufel? Nein, durchaus nicht!"

Aber das Zittern seiner Stimme, die ungewöhnliche Unheimlichkeit seines Blicks und die Blässe seines Gesichts widerlegten seine Worte auf bestimmte Weise. Es kam dem Kammerdiener in den Sinn, den Beichtvater zu spielen; aber sein Beichtkind zeigte ein so eigenthümliches Geschick, Nichts zu bekennen, obwohl er ihm die Hölle durch eine schreckliche Schilderung von dem Zorn des Königs in Bezug auf Fräulein Julie heiß genug machte, daß, hätten sich die Beiden nicht so

genau gekannt, der Kammerdiener darauf geschworen haben würde, sein erster Verdacht sei ungegründet gewesen, und der Diakon, er habe denselben zerstreut. Da inzwischen von beiden Seiten keine eigentliche Aufklärung zu erlangen war, fragte endlich der Kammerdiener:

„Worin kann ich Ihnen dienen, mein Freund? Sie haben nach mir geschickt."

Der Diakon erzählte nun, wie bei dem Auto da Fe sein Priesterrock verbrannt sei.

„Herr Gott! das funkelneue Kleid.

„Ja!" seufzte der Diakon, „nur zwei Jahre war es alt; war nie auf meinem Körper, als bei feierlichen Anläßen. Ich muß meinen hochgeehrten Freund um Rath fragen; ich bin in einer schrecklichen Verlegenheit. Obwohl ich der Einwilligung der Eltern sicher bin, so hat sich doch meine Braut in den jungen Laffen, den Magister Erich, vergafft, und, Sie verstehen mich wohl, es läuft viel Wasser fort, wenn der Müller schläft."

„Allerdings! Deßhalb denke ich nach, ob ich Ihnen im glücklichen Fall nicht helfen könne. Sie wissen, daß der Hausgeistliche Seiner gräflichen Gnaden letzten Winter starb; er hatte ungefähr Ihre Figur."

„Ach, mein edelster, mein bester Freund! Ich bin Ihnen für mein ganzes Leben verbunden. Was geht über einen Freund?" rief er pathetisch, indem er ihn umarmte.

„Aber," entgegnete der Andere, „ich muß Sie auf etwas Unangenehmes vorbereiten."

Der Diakon blickte auf.

„Er hinterließ allerdings einen Chorrock, den er nicht so lange hatte, als Sie den Ihrigen; aber da er genöthigt war, ihn fast täglich zu tragen, so . . ."

„Ach, das thut Nichts; Hochmuth ist meine Sache nicht."

„Sehr wahr; aber die Sache verhält sich folgen=

dermaßen. Der Chorrock fiel als Erbstück dem Bruder des Verlebten anheim, und der wollte, aus Anhänglichkeit an den Todten, das Kleid nie veräußern."

Der Diakon machte ein langes Gesicht.

„Gleichwohl hat er das Geld noch lieber, und ich weiß aus sicherer Quelle, daß, wenn ihm Jemand den Chorrock für neu bezahlt, er denselben haben soll."

Noch länger wurde das Gesicht des Diakons, ein tiefer Seufzer arbeitete sich aus seiner Brust, die Arme hingen ihm matt und kraftlos herab.

„Nun wie ist es? Wollen Sie den Rock haben?"

„Ein abgetragenes Kleid bezahlen, wie ein neues!"

„Na, abgetragen kann man es wohl nicht nennen; aber etwas abgenutzt ist es freilich."

„Ach, liebster Freund!" hob der Diakon weinerlich an, „können Sie es denn dem Juden, dem Schinder, nicht vorstellen, was er für ein Sündengeld für einen alten Fetzen haben will. Das Geld wird ihm einmal heiß auf der Seele brennen. Mit dem reichen Mann im Evangelium wird er im Fegfeuer sitzen und seufzen und seinen Finger nicht einmal in einen Tropfen Wasser tauchen können."

„Das glaube ich schon; aber was fragt der Geizige nach der Hölle, wenn er nur Geld bekommt?"

Der Diakon war nahe daran, in Thränen auszubrechen.

„Das Unangenehmste," fuhr der Kammerdiener fort, „ist, daß, bevor noch die Folgen von Fräulein Juliens Ungnade über sie hereinbrechen, Sie sich müssen zeigen können, damit nicht ein Anderer . . ."

Das hieß ihm das Messer an die Kehle setzen.

„Ha! könnte die Pfarrei in die Hände eines Andern kommen?"

„Das wäre nicht unmöglich."

„Aber das Versprechen des Königs?"

„Ach, mein Freund, wenn Sie nur Vertrauen zu mir hätten, so wollte ich vielleicht versuchen, Ihnen

beizustehen; aber jetzt, da man keinen Glauben an meine Ehre hat, da man meiner warmen Freundschaft mit Kälte begegnet, so . . ."

„O, mein Gott, helfen Sie mir nur, und ich will der Ihrige sein auf Tod und Leben!"

Nun hatte der Kammerdiener endlich den Fisch an der Angel, und er war ein zu guter Fischer, um seinen Fang wieder loszulassen. Ehe er von dem Diakon wegging, hatte er ihn, versteht sich, unter dem Gelübde heiliger Verschwiegenheit, gezwungen, Alles zu erzählen, was er zu wissen wünschte. Das Einzige, was der Priester verschwieg, war das Bündniß, was er mit Lene bei dem Fürsten der Finsterniß eingegangen hatte. Den Chorrock erhielt er zum Geschenk.

So ungünstig auch der Wind beim Eintritt des Diakons in Stockholm zu wehen schien, so drehte er sich doch, nach seinen Gedanken, auf's Günstigste für ihn.

„Hi, hi, hi!" lachte er und rieb sich vergnügt die Hände. „Einen funkelneuen Chorrock, und umsonst!"

Und doch versank er nach und nach in tiefe Gedanken, wenn er die möglichen Folgen des Vertrauens überlegte, das er sich hatte abzwingen lassen, und er konnte es sich nicht verhehlen, daß er in den Händen des Kammerdieners war, wie der Vogel in den Klauen der Katze.

„Hi, hi, hi! Bagatell! er hat keine Beweise. Mein Nein ist so gut, wie sein Ja! Das weiße Pferd auf dem Süderelmsmarkt und der Jungfernkuß beim Rosenbad" *) ein eisiger Schauer lief ihm über den Rücken — „haben verdammt schöne Namen, aber Gott bewahre uns! — Na, und dann? Hi, hi, hi! Ich müßte ein recht dummer Teufel sein, wenn ich es nicht verstehen sollte, meine Worte so zu stellen, daß die Andern gestraft werden, und ich belohnt. Im Spiel keine Brü-

*) Namen von damals gebräuchlichen Martergefängnissen.
A. d. U.

derschaft, mein hochgeehrter Herr Graf und dito Kammerdiener! Küßt Eure Jungfrauen, so viel Ihr wollt; ich küsse Katharinen. — Verflucht, daß ich das Buch vergessen habe! Hätte ich es jetzt, dann wüßte ich genau, wie es gehen sollte."

Er merkte jetzt erst, wie dunkel es geworden war. „Es ist schon Schlafenszeit," dachte er, „und das Klügste, was ich thun kann, ist, mich zur Ruhe zu begeben; morgen will ich dann weiter darüber nachdenken. Ich will nur zuerst die Thüre verschließen. Dieses Stockholm, dieses Stockholm — hu! das ist so voller Diebe und Schelme, wie die Straßen voller Steine."

Als er die Thüre öffnete, um sich zu vergewissern, daß auf dem Gange Alles in Ordnung sei, stand ein Mann, gänzlich in einen dunkeln Mantel gehüllt, Angesicht in Angesicht vor ihm. Aufschreien, die Thüre loslassen, in das Zimmer zurücktaumeln und auf alle Viere niederfallen, war für ihn das Werk eines Augenblicks.

„Gnädigster Herr Dieb, ich bin nur ein armer Landgeistlicher, arm wie eine Kirchenmaus! schonen Sie mein erbärmliches Leben!"

„Wer um tausend T— will Euch etwas zu Leid thun! Nur ruhig, sage ich Euch; Ihr habt Nichts zu befürchten. Wollt Ihr nur aufrichtig sein, so will ich, weit davon, Euch zu berauben, Euren Mammon noch vermehren."

Diese Worte hatten eine magische Wirkung. Er stand auf und murmelte etwas von Mammon, Armuth und Rettung, was der Fremde Alles nicht zu hören schien, sondern fortfuhr:

„Wo ist das Kind, welches Ihr Fräulein Julie wie ein Vater zu pflegen verspracht?"

Der Diakon, der nicht den mindesten Grund zur Unwahrheit hatte, nahm keinen Anstand, diesem Begehren zu willfahren, erzählte, wo der Knabe zu finden sei, setzte weit und breit auseinander, wie schwer es

ihm gewesen, das Kind bei ehrlichen Leuten unterzubringen, nachdem es bei einer Hexe auferzogen worden sei; fügte aber hinzu, daß er weder Mühe noch Kosten gescheut habe.

„Die Kosten sollen Euch überflüssig ersetzt werden!" antwortete der Mann und übergab ihm zwanzig Dukaten. „Gebt mir nur eine Vollmacht, den Knaben abzuholen."

„Herr," rief der Diakon, „wollen Sie den jungen Herrn jetzt gleich abholen? Es ist ja für ein ganzes Quartal bezahlt, das wäre hinausgeworfenes Geld."

Der Mann lächelte und meinte, daß dieß gerade Nichts zu bedeuten habe. Könne der Diakon von dem ausgeleyten Gelde Etwas wieder bekommen, so stehe es ihm frei; er selbst wolle nur das Kind haben.

Der Diakon schrieb sogleich ein Billet, das er dem Unbekannten übergab, welcher, indem er sich entfernte, ihm noch die Warnung hinterließ:

„Kömmt Euch noch einmal Einer vor, den Ihr für einen Dieb anseht, so verliert nicht gleich die Besinnung, und redet nicht auf der Stelle von Eurer großen Armuth; das könnte ihn auf wuuderliche Gedanken bringen."

Der Diakon sah ihm eine lange Weile nach.

„Auf keinen Fall war das Einer von den Abgesandten des Fräuleins! Dann hätte er mir gewiß kein Geld mehr gegeben; sie gab mir doppelt so viel im Voraus. Das war sicher der Vater — hi, hi, hi! — Was geht's mich an? Aber wie soll ich es anstellen, um das Geld wieder zu bekommen von dem Gesindel, dem ich den Knaben übergab? Ich habe keine Ruhe mehr, wenn die für Nichts und wieder Nichts das Geld behalten dürfen."

Gleich nach seinem Erwachen am folgenden Morgen kam ein Bote, der ihm den Chorrock brachte. Ein kalter Schauder lief ihm über den Rücken, als er bedachte, für welchen Preis er ihn bekommen habe.

„Bah," meinte er, „es ist gerade nicht so gefährlich! Dieß Geheimniß betrifft den Grafen mehr, als mich, und seinetwillen muß der Diener schweigen. Gott gebe nur, daß der Chorrock in gutem Stande sei!"

Er schlug ihn auseinander, und — wer kann seine Freude schildern? Mit einem Sprung war er aus dem Bette; der Rock war fast ganz neu.

„Und wie er so schön genäht ist! Das ist etwas Anderes, als von den Pfuschern auf dem Land."

Er hatte keine Geduld, sich anzukleiden; so wie er da stand, fuhr er mit den Armen in den Rock, eilte zum Spiegel, und spielte fast dieselbe Rolle, wie Narzissus bei der Quelle, so entzückt war er über seine eigene Person.

„Hi, hi, hi! Unmöglich kann Katharine anders, als sich in mich verlieben, wenn sie mich hier in dem neuen Chorrock sieht. Ich — hi, hi, hi! sehe eben so schön aus, wie ihr Korydon, und habe wenigstens das voraus, daß ich ein Mann bin — hi, hi, hi! — und nicht ein Knabe, wie der Erich."

Aber Betrachtungen von ganz anderer Natur unterbrachen diese Freudenscene. Es kam über ihn, wie ein Geist. Er nahm sein gewöhnliches Aussehen wieder an, seine Miene wurde wieder düster, er seufzte tief.

„Wäre es möglich," sagte er, „daß ich, wie ein anderes Weltkind, dem Leichtsinn und der Faulheit anheimfalle, dann — leb wohl dann mein sauer erworbenes Geld! Wie bald verschwindet das, wovon man nur nimmt und Nichts hinzulegt! Nein, sparen, sparen! Man muß die Güter dieser Welt so brauchen, als brauche man sie nicht, und diese Reise kostet mich ohnehin ein schönes Stück Geld."

Zitternd vor Freude besah er seine schönen, blanken Dukaten, die er Stück für Stück auf den Boden seines Koffers hinzählte.

Als er den letzten Dukaten niederlegte, erinnerte er sich der schönen Augen und des Mundes von Katharine

und stellte bei sich einen ganz ernsten Vergleich zwischen diesen und den Goldstücken an.

„Wenn ich sollte — wenn ich müßte auf Etwas Verzicht leisten — ihre Augen glänzen wie Sterne; aber — des Goldes Glanz — ihr Mund!“ — Er küßte die Dukaten. — „O, warum kann ich euch Beide nicht in Eins verwandeln?“ rief er. „Katharinens Mund — hi, hi, hi! — sieht aus wie eine überreife Kirsche.“

Nun kam der Heldenmuth in seiner größten Stärke über ihn.

„Ich will ihr diesen Dukaten schenken; daraus mag sie auf die Größe meiner Liebe schließen. Ja, es ist das Beste, ich schenke ihr diesen Dukaten. Wollte ich Etwas kaufen, so müßte ich ihn wechseln; jetzt gebe ich ihr ihn; sie hebt ihn auf.“

Sorgfältig wickelte er das Geldstück in ein Papier und steckte es in die Tasche, zog sich dann eilends an, und bestellte sich in seiner Freude ein Stückchen Käs zu seinem Butterbrod, eine Ueppigkeit, deren er sich auf eigne Kosten noch nie schuldig gemacht hatte. So bereitete er sich vor, zu Rabenius zu gehen und verzeichnete in sein Tagebuch:

„Bis ich mit dem Mädchen vor dem Altar stehe, muß ich der Mutter schmeicheln; höflich sein, höflich sein! Damit kommt man am weitesten.“

Achtunddreißigstes Kapitel.

„Gott bewahre mich, wie bleibt Ihr hier in Stockholm so lange liegen! Es ist schon halb sechs; so lange habe ich in meinem ganzen Leben wohl nicht im Bett

gelegen!" so sprach Frau Rabenia am ersten Morgen in der Stadt.

„Ja, Du mußt wissen, daß Du jetzt eine Städterin geworden bist; jetzt geht's nicht mehr so wie bei dem Landvolk, das magst Du glauben."

„Das ist ein Gebrauch, mit dem ich mich nicht befreunden kann; der halbe Tag ist ja herum!"

Nun kam Katharine herein.

„Na, das ist jetzt recht, Mädchen, daß Du heute nicht mehr so traurig aussiehst, wie gestern; Du hast wohl einen guten Traum gehabt, denke ich? Deine Mutter und Du zählten gestern Abend mit nicht geringer Sorgfalt die Bodendiehle, die Bretter an der Decke und die Fensterscheiben."

„Ja, Du siehst aber auch Alles, Vater!"

„Hättet Ihr es nur nicht so verstohlen thun wollen, so hätte ich nicht Acht auf Euch gegeben; aber was hast Du geträumt, Mutter?"

„Mein Lieber, ich träumte, wir schafften unser Heu nach Hause; Du führtest gerade das letzte Fuder ein, und das war ein Heu so schön, so schön; ja, es roch gerade wie eine Apotheke."

„Sieh, das kann ich einen guten Traum nennen, Mutter und mit Gottes Hülfe hoffe ich, er soll wahr werden; denn ich glaube wirklich, daß ich meine Angelegenheiten in's Trockene gebracht habe. Und Du, Katharine? Du träumtest wohl, daß Du mit dem Diakon vor dem Altar stehest?"

„Liebes Kind, was ist Dir? Du wirst ja todtenbleich!" fragte Maria erschrocken.

„Alle Tausend, Du wirst doch das nicht am Ende geträumt haben?" setzte Rabenius hinzu und schob die Kaffeetasse weg.

„Nein, Gott sei Dank!" antwortete Katharine, nun vollkommen über den Schrecken beruhigt, den ihr der Scherz ihres Vaters eingejagt hatte. „Lieber Vater, das habe ich nicht geträumt."

„Träumtest Du, daß Du den Brautstaat angelegt habest?"

„Gott im Himmel, wie Du mir sprichst, Vater! Willst Du, daß Katharine sterben und mit dem Brautkranz im Haare begraben werden soll?"

„Ach nein, liebe Mutter! Ich glaube nicht, daß mein Traum das bedeutet. Ich träumte, der Diakon sei todt."

„Um so länger lebt er," entgegnete Frau Maria.

„Meinethalben mag er schon leben," setzte Rabenius hinzu, „wenn ich ihn nur nicht zum Schwiegersohn bekomme! Und mit Gottes Hülfe will ich es schon so einrichten. Aber jetzt, Mutter, müssen wir ein Bischen von weiblichen Affairen reden! Ich habe gestern Abend wohl gemerkt, daß Ihr vier Frauenzimmer davon schwatztet, wie es hier mit Dem oder Jenem gehalten werde; und ich gewahrte sogar, Katharine, daß Du, Deiner Betrübniß ungeachtet, willig Dein Ohr diesem Gegenstande liehst. Du hörtest, Mutter, daß ich sie ersuchte, heute Morgen bei uns einzusprechen. Siehst Du, Verelius hat viel vermögende und angesehene Verwandte hier in der Stadt, mit denen seine Familie oft umgeht; deßwegen wissen es seine Frauenzimmer sehr genau, wie Alles sein soll, und diese sollt Ihr nun in Bezug auf Eure Kleider zu Rathe ziehen. Hier hast Du Geld, das Nothwendigste einzukaufen. Ich könnte es nicht verschmerzen, wenn die Herren hier und die Hoffräulein, die Alle ein scharfes Auge auf mich haben, sich über die Frau und Tochter des Hofpredigers Rabenius lustig machen würden. Du weißt, daß mein Geschlecht eigentlich von altem Adel ist, der bis in's Jahr 1400 reichte, und daß ich unter meinen Vorvätern auch Olof Björnsson Rabbe zähle, der unter Christian dem Tyrannen enthauptet wurde und das war damals keine Schande. Und da Euch nun Gott ein angenehmes Aeußere verliehen hat, so — —. Ich meine damit nicht, Katharine, daß Du hochmüthig auf Deine Schönheit werden sollst, die Du Dir nicht selbst gegeben

haſt, und welche Gabe Gott wieder nehmen kann, wann es ihm beliebt, ſondern daß Du mit Geduld ausharren mögeſt, bis die unerbittliche Zeit ihre Hühnerfüße um Augen- und Mundwinkel zieht; noch weniger will ich Dich den Müſſiggang lieben lehren und Flitterſtaat und Prunk, weßhalb, wie Du mir glauben kannſt, die Hoffräulein ihre tüchtige Lektion von mir bekommen — ſondern ich will, daß Alles anſtändig ſein ſoll — verſteht Ihr mich?"

Neununddreißigſtes Kapitel.

Frau Rabenia und Katharine waren mit Frau Perelia und Beate noch vor der Ankunft des Diakons ausgegangen. Als die Magd, bei ſeinem Eintritt in den Hausgang durch die Küchenthüre ſchaute, fragte er nach dem Hofprediger.

„Der Schlüſſel ſteckt nicht in ſeiner Thüre, er iſt gewiß ausgegangen," antwortete ſie; „aber wollen Sie nicht nebenan in das Zimmer treten und ein wenig warten? Der Herr Hofprediger kommt ſicher bald nach Hauſe."

Der Diakon war müde und nahm mit Vergnügen den Vorſchlag an. Bei ſeinem Eintritt in das einfache Zimmer, welches jetzt zu armſelig für eine Bedientenkammer wäre, war er eben ſo verblüfft, wie etwa ein Menſch, der, vom Lande hereingekommen, ſeinen vor Kurzem noch dürftigen Nachbarn in einer großen, zierlichen Wohnung in der Königinſtraße oder bei der Schiffbrücke wiederfände. Er ergoß ſich in eine entſetzliche Philippika gegen die Eitelkeit der Welt und der Zeit, freute ſich aber in Gedanken darüber, daß er bald Katharinen die Hochmuthsgrillen aus dem Kopfe treiben werde. Eine volle Stunde ließ ihm hinlängliche Zeit zu Betrachtungen, bis er durch das Fenſter Frau Rabenia wieder-

kommen sah; aber sie war leider ganz allein. Bei diesem Anblick fühlte der Diakon seinen Zorn aufflammen; aber die Gluth wurde durch die glückliche Eingebung seines Genies gedämpft. „Bis ich mit dem Mädchen vor dem Altar stehe, muß ich der Mutter schmeicheln; höflich sein, höflich sein; damit kommt man am weitesten.“

In Folge dieses Grundsatzes, begrüßte er mit der größten Ehrerbietung Frau Rabenia, die ihrerseits nicht wenig überrascht war, ihn in einem so feinen Rock zu sehen.

„Ich war so glücklich,“ sagte er, als er ihre Verwunderung gewahrte, „Jemanden zu finden, der sich meines unverdienten Leidens erbarmte. Seine hohe Gnaden, Graf Bjelke, erfuhr kaum mein Mißgeschick, als er mir sogleich diesen Rock sandte.“

Dieß verfehlte nicht, auf seine Zuhörerin zu wirken, die in vollem Ernste glaubte, daß die Vornehmen ein gutes Stück über andern Menschen ständen. Nach einer kleinen Pause fragte er schüchtern, als ob er nur sechszehn Jahre zähle:

„Wo ist Katharine?“

„Sie ist mit Frau und Jungfer Perelia nach Solna gegangen und bleibt den ganzen Tag fort.“

Wieder eine kleine Pause, wonach er sich vornahm, den Angriff auf das Mitleiden der Mutter zu beginnen.

„Ach!“ sagte er, „warum kann meine hochgeehrte Frau und, wie ich hoffe, bald Schwiegermutter, nicht in meinem Herzen lesen und sehen, wie es blutet aus Theilnahme für den Kummer dieses Meisterstückes Gottes, der schönen Katharine? Ich rufe Gott zum Zeugen, wie ich in jeder Stunde bereit wäre, meine zeitliche Glückseligkeit aufzuopfern, nämlich die, eine gute, gottesfürchtige, häusliche und, wie sie, liebenswürdige Hausfrau zu besitzen, mit der ich, nach Gottes Gebot, ein Leib und eine Seele sein könnte, wenn ich nur dadurch im Stande wäre, sie glücklich und zufrieden zu machen. Ohne die geringste Eifersucht würde ich, unwürdiger

Diener des Herrn, sie selbst mit dem einsegnen, für welchen sie eine so große Zuneigung gefaßt hat, daß sie ihn, was ihr zu großem Ruhme gereicht, in seinem Unglück nicht verlassen will, wenn ich nur eine Möglichkeit sehe, daß er nach vielen Jahren eine Hausfrau nehmen könnte; denn er ist beim König in tiefe Ungnade gefallen. Wenn nun das nicht geschehen kann, warum dann nicht mich erhören, der ich sie so innig liebe? Und wie kann ich anders? Die Tochter einer so vortrefflichen Mutter — hi, hi, hi! — von welcher sie alle Tugenden und auch körperliche Schönheit geerbt hat, welch' letztere, obschon Leute unsers heiligen Standes daraus keine Hauptsache machen dürfen, doch eine Gabe des Herrn ist, wenn sie mit Tugend und Gottesfurcht in Verbindung steht! Ach ich würde sie auf den Händen tragen, den Staub würde ich ihr von den Füßen blasen! Weit entfernt, ihr auch nur mit einem einzigen bösen Worte ihre verfl— frühere Neigung vorzuwerfen, würden all' meine Bemühungen dahin gerichtet sein, mir durch mein Benehmen am Ende noch ihre Liebe zu erwerben!"

Das Krokodil weint ja auch; aus des Diakons Augen strömten die Thränen. Frau Rabenia, selbst ohne Falsch, glaubte seinen süßen Worten und wurde gerührt. Es ist ja die Erbsünde des Weibes, sich durch Schmeicheleien bethören zu lassen! Keine konnte weniger Ansprüche auf ihr Aussehen gründen, Keine weniger darauf eitel sein, als sie; und doch verfehlte die Aeußerung, daß er Katharine um der Mutter willen liebe, ihre Wirkung nicht. Sie suchte, so gut es sich thun ließ, einige Trostgründe anzuführen, war aber dabei unvorsichtig genug, Katharinens Entschluß zu erwähnen, „jedem Schicksal zum Trotz, nur Erich anzugehören; und er —" ist hier, wollte sie schon hinzusetzen, als sie sich an das strenge Verbot ihres Mannes erinnerte, vor irgend Jemand auch nur mit einem Worte von Erichs Ankunft in Stockholm zu reden. Als der Diakon sie erröthen sah, als sie plötzlich schwieg, ahnte er fast, wie sich die Sache ver-

halte; aber aus Furcht, sein Wild zu erschrecken, fragte er nicht, sondern antwortete statt dessen:

"Ja, ich sehe, wie es steht — mein Schicksal ist entschieden. Aber, tugendsame Frau, die ich jetzt kaum mehr Schwiegermutter zu nennen wage, obwohl ich mich auf das Versprechen meines Freundes Rabenius verlasse, bedenken Sie selbst: Leben und Tod steht in der Hand des Herrn. Sie verschmäht mich, Erich kann sie nicht bekommen; wenn nun, was Gott gnädig abwende, ihrem Vater etwas Menschliches zustößt, wäre es dann nicht besser, für die Eine, in ihrem Schwiegersohn, für die Andere, in ihrem Mann eine Stütze zu haben, als um einer thörichten Liebe willen, schutzlos und der Verführung preisgegeben in dieser gräulichen Stadt zu sitzen, der es vielleicht, wie Tyrus und Sidon, am Tage des Gerichts ja noch schlimmer ergehen kann, als Sodom und Gomorrha? In einem solch' unglücklichen Fall würde es mein eifrigstes Bestreben sein, meiner verehrten Schwiegermutter sorgenfreie Tage zu bereiten und sie durch die liebevollste Aufmerksamkeit ihren Verlust vergessen zu machen."

Frau Rabenia, die ihren Mann innig liebte, konnte von seinem möglichen Tode nicht reden hören, ohne in Thränen auszubrechen. In ihrer tiefen Rührung übersah sie es, daß der, welcher ihr einen Wink von dem Tode ihres Mannes gab, nicht jünger war, als Rabenius selbst. Sie betrachtete blos ihren Kummer und ihre verlassene Lage, wenn dieser Fall einträte; und der Diakon wurde wirklich etwas verlegen, als er ihre Thränen gewahrte, die zu hemmen, ihm nicht so leicht fiel, als sie auszupressen. „Der Teufel hole die Maulhängerin!" dachte er. „Was sollte ich anfangen, wenn zufällig Rabenius jetzt nach Hause käme?" Endlich gelang es ihm, ihren Kummer zu stillen; und als er sie ruhig sah, bat er sie, Katharinens Leiden nicht durch das Drängen auf ihre eheliche Verbindung zu vergrößern.

„Wir wollen der Zeit das Beste überlassen," sagte er; und erwähnen Sie bei meinem Freunde Rabenius

nicht das Mindeste von dem, was ich gesagt habe. Ich habe oft gesehen, daß die Nachricht von solchen Unterredungen böse Ahnungen geweckt hat, die später zur Wirklichkeit wurde; und Schweigen macht ja Nichts schlimm? Mir ist ein schwerer Stein vom Herzen gewälzt; ich glaube jetzt der Einwilligung meines Freundes Rabenius sicher zu sein, und wenn ich auch so glücklich bin, die der tugendedlen Mutter erlangen zu können, dann ist alle meine Furcht verschwunden. Ach! wir werden ein Herz und eine Seele ausmachen; ein solches Geschlecht soll in Israel nicht haben gefunden werden können. Hi..."

Auf diese Art sah sich Frau Rabenia, ohne zu wissen wie, in heimlichem Einverständniß mit einem fremden Mann. Sie war äußerst abergläubisch und Nichts machte auf sie einen tieferen Eindruck, als die Vorstellung: „wenn ich bei meinem Mann davon rede, daß er sterben könne, kann er es sich so sehr zu Herzen nehmen, daß es eintrifft." — Der Diakon rieb sich unter seinem hi, hi, hi! die Hände vor Vergnügen, daß es ihm gelungen war, das einfältige Weib in dem Grad anzuführen. Keine warnende Stimme verrieth ihm den herannahenden Sturm; fern stand noch die Wolke und sog die finstern, giftigen Dünste ein, die er in solchem Ueberfluß aus der Hölle heraufbeschworen hatte.

Rabenius hatte in der Ferne den Diakon kommen gesehen; aber um nicht mit einem Mann reden zu müssen, der ihm so unerträglich war, zog er den Schlüssel aus seiner Thüre. Nur eine dünne Wand schied den Saal, worin die Unterredung seiner Frau mit dem Diakon stattfand, von seinem Studirzimmer, wohin er sich eingeschlossen hatte und deßhalb hörte er jedes Wort. Ein paar Mal war er nahe daran, loszubrechen; aber er schwieg, um seinen Mann besser kennen zu lernen. Endlich sagte er zu sich selbst:

„Es gibt Erzschüler, Erzbischöfe und Erzherzöge auf Erden, im Himmel trifft man Erzengel; es wäre Schade,

wenn der Böse nicht auch ein Erzurtheil für Dich in Bereitschaft hätte."

Alle Tage kam der Diakon wieder; und wie jeder Mensch immer dem Unglück, was ihn trifft, hülfreiche Hand leistet, so that es Katharine auch. Aber für dießmal blieb es bloß bei einer kleinen Widerwärtigkeit. So oft sie den Verhaßten kommen sah, eilte sie fort und ließ dem Diakon freies Feld, sich bei der Mutter einzunisten, welche nach wenig Tagen anfing, sich für den Diakon in's Mittel zu schlagen, und ohne die geringste Ahnung davon, die Reden zu wiederholen, die er ihr in den Mund legte. Er brachte es so weit, daß sie ernstlich bei sich überlegte, inwiefern sie nicht Strenge anwenden müsse und ob, da Katharine ihr eignes Beste nicht verstehe, man nicht Grund habe, sie zur Entkenntniß desselben zu zwingen. So waren Haß, Zwietracht und Mißtrauen nahe daran, sich schlangenähnlich in eine Familie einzuschleichen, die sich bis dahin durch die größte Liebe und Einigkeit ausgezeichnet hatte. Daß der Friedensstörer seinen Zweck verfehlte, kam auf der einen Seite daher, daß Frau Rabenia weiches Herz unmöglich Thränen in Jemandes Augen sehen, oder Kummer auf Jemandes Stirne lesen konnte und auf der andern Seite von ihrem Mann, der, obwohl er Alles wußte, doch seinen Grund hatte, die Sache stillschweigend ihren Gang geben zu lassen.

Frau Rabenia und Katharine waren schon ungefähr eine Woche in Stockholm und hatten während dieser Zeit sowohl die Haushaltung als ihre Kleidung vollständig in Ordnung gebracht. Die Geschäfte hatten schon ihren regelmäßigen Gang angenommen, wie der Pendel in einem Uhrwerk. Wenn Katharine in der Küche fertig war, ging sie hinein zu ihrer Mutter, die sich inzwischen damit beschäftigte, von einem Pack Leinwand Hemden zuzuschneiden.

„Na, Katharine, wie steht's mit dem Braten; Du erwartest ja Beate auf heute Mittag?"

„O, der wird prächtig, liebe Mutter; aber sie haben ja die Hemden schon zugeschnitten.“

„Ja, das habe ich, Kind! Hier habe ich gehörig jedes Hemd für sich zusammen gelegt. Es ist freilich wahr, man soll seine eigne Arbeit nicht loben; aber es ist doch eine sehr schöne Leinwand. Wollte ich — ja, wollte selbst der Diakon solche in dieser gesegneten theuren Stadt kaufen, es würde sie Keines von uns unter einem Thaler die Elle bekommen.“

Bei dem bloßen Worte: „Diakon,“ fühlte Katharine ihre Brust zusammengeschnürt; doch beschloß sie das Gespräch von ihm abzulenken.

„Ja, es ist eine prächtige Leinwand! Gott weiß, wie Sie es anfangen, daß Alles, was Sie unter die Hände nehmen, so schön ausfällt!“

„Ja, das will ich Dir sagen, mein Kind! Ich bin mit meinen Gedanken dabei. Ich hatte Deinen Vater, wie ich es auch jetzt noch thue, das soll Gott wissen, herzlich lieb, als wir noch jung waren; aber ich weiß nicht, daß ich je seinethalben das geringste Geschäft versäumt hätte. Ich kann nicht begreifen, wie ich das hätte anfangen sollen. — Na, na, Katharinchen, sieh nicht so leidmüthig aus! Du gibst schon noch eine wackere Hausfrau, mit der Zeit wenn Du Dir diese unglücklichen Heiratsgedanken aus dem Kopf geschlagen hast. — — Sieh, wirst Du jetzt nicht wieder leichenblaß! Liebes Kind! ich will Dich ja nicht zu dem Diakon zwingen; aber Du mußt auch einmal Deinen Verstand brauchen und einsehen, daß es mit Dir und Erich nie Etwas werden kann: er wird's nie zu Etwas bringen.“

„So sprachen Sie auf dem Lande nicht, liebe Mutter,“ antwortete Katharine mit unterdrückter Stimme. „Denken Sie noch daran, daß Sie zu mir und Erich sagten: Die, welche sich einander von Herzen lieben, denen hilft der Herr sicher am Ende noch?“

Frau Rabenia war gerührt und streichelte ihre Tochter.

„Liebe Katharine! das sagte ich freilich; aber bedenke selbst: Der König und das ganze Kosistorium sind wüthend auf Erich. Zehn Jahre können vergehn, bis er angestellt wird; unterdessen wirst Du alt und häßlich. Du glaubst wohl, wie alle jungen Leute jetzt, Du würdest niemals alt werden; aber ich versichere Dich, die Schönheit wird wie ein Hauch dahin sein, ehe Du Dich's versiehst, und dann wirst Du als eine alte Jungfer dasitzen. Ich sage Dir, Kind! ich würde mir die Augen aus dem Kopf schämen, nur eine einzige Tochter zu haben, und die sollte sitzen bleiben. Nein, liebe Katharine, sei vernünftig und nimm den Diakon, wenn er Kalbäck bekommt!"

„Liebste, beste Mutter, um Gotteswillen!" sagte Katharine und faltete flehentlich die Hände.

„Liebe Katharine, laß Dir die Dummheiten vergehn; Du verstehst ja Dein eignes Beste nicht. Ich glaube, Du bist närrisch, Mädchen, daß Du einen solchen Mann ausschlägst, der so wohlwollend ist, so dienstfertig, daß er Alles thäte, was er uns an den Augen absehen kann. Wie gefällig war er mir nicht bei der Einrichtung meiner Haushaltung zur Hand? Er hat weder Mühe, noch Weg gescheut, um mir, weil ich unbekannt war in der Stadt, die besten und wohlfeilsten Waaren zu verschaffen. Sparsam ist er freilich, aber geizig — nicht im Geringsten. Stand ich doch selbst dieser Tage am Fenster, und sah, wie freundlich er mit einem armen Greise sprach und ihm ein Allmosen gab? Ich begreife gar nicht, wo ich meine Augen hatte, daß ich ihn für so schlimm hielt. Es ist eine Schande, daß es mich erst in meinen alten Tagen lehren muß, nichts Uebles von seinem Nächsten zu denken oder zu reden, ohne erst zu prüfen. Ich versichere Dich, daß ich manches Mal nahe daran war, ihn unter Thränen um Verzeihung für mein Unrecht zu bitten. Nein, Katharine, sei vernünftig und nimm den Diakon, wenn er Kalbäck bekommt! Du kannst anfangen, an den Hem-

den zu nähen, wenn Du willst, Katharinchen. Ich muß ein wenig ausgehen; die Frau des Laufers war hier und bat mich, nach ihrem kranken Mädchen zu sehen. Vergiß nur nicht, auf den Braten Acht zu geben."

Frau Rabenia ging und ließ Katharine in der tödtlichsten Unruhe zurück. Sie konnte die Sinnesänderung ihrer Mutter weder begreifen noch erklären. Bald wurde sie jedoch in ihren Betrachtungen durch Jemand gestört, der an der Thüre klopfte. Sie öffnete und vor ihr stand ein Knabe mit einem Brief.

„Wohnt der Hofprediger Rabenius hier?" fragte er.

„Ja! Was willst Du?"

„Hier ist ein Brief." Er gab ihn Katharine und sprang fort.

Sie wollte den Brief auf ihres Vaters Schreibpult legen, als sie Erichs Hand erkannte und sah, daß die Adresse an sie war. Zitternd vor Freude, riß sie das Kouvert herunter und schlug den Brief auseinander; aber sie konnte ihn nicht zu Ende lesen, fast besinnungslos sank sie auf einen Stuhl, die Buchstaben schwammen ineinander. Aus diesem verworrenen Zustand wurde sie durch Beatens Stimme aufgeweckt, die sie erschrocken fragte, was vorgefallen sei.

„Nichts weiter, als daß mein Schicksal entschieden ist, und ich ewig unglücklich bin."

Die beiden Mädchen hatten während der kurzen Zeit ihrer Bekanntschaft, nach ächter Mädchenart, eine unauflösliche Freundschaft geschlossen. Beate besaß keine in die Augen fallenden Eigenschaften; sie war ein schlichtes angenehmes Mädchen. Aber eine, bei Frauenzimmern so seltene Tugend war ihr eigen: sie war nämlich frei von allem Neid. Bevor sie noch Katharine gesehen lachte sie, die vermögende, durch ihre Mutter mit den Stockholmer Honoratioren verwandte Pfarrerstochter, insgeheim ein wenig über die Figur, welche die Landpomeranze in der Hauptstadt spielen würde; aber kaum hatte sie sie gesehen, als sie die Erste war, die

ihre großen Vorzüge erkannte. Alle Menschen können nicht so schön sein, wie Katharine, meinte sie, und bemerkte nicht allein ohne Aerger, sondern sogar ohne alles unbehagliche Gefühl das Aufsehen, welches Katharine erregte, wo sie sich nur zeigte. Heute hatte sie ihre Mutter zur Stadt begleitet und die Erlaubniß erhalten, bei Katharinen sein zu dürfen, statt bei ihrem Oheim, der stolz auf sein Geld und sein Haus, Beate immer etwas schief ansah, weil sie, seiner Meinung nach, so häßlich war. Wie erschrack sie nicht bei ihrem Eintritt über Katharinens fast besinnungslosen Zustand! Sie stellte sich vor, ihre Eltern hätten ihr angekündigt, daß sie am Sonntag mit dem Diakon sollte aufgeboten werden.

„Liebste, beste Katharine, können Deine Eltern so hart sein und Dich zwingen, den unerträglichen Kerl zu nehmen, den ich nicht möchte und wenn er gleich Bischof wäre? Nein, lieber wollte ich mein ganzes Leben lang ledig bleiben.“

Außer Stand zu antworten, gab ihr Katharine den Brief. Sie las:

„Meine ewig geliebte Katharine!

Mit tiefem, innigem Schmerz schreibe ich diese Zeilen: jede Hoffnung ist für mich verloren: und um Dich und Deine Eltern nicht mit in mein Unglück zu ziehen, muß ich Deiner Hand entsagen. Katharine, urtheile, was ich gelitten! Ich war vier Tage hier, und habe es nicht gewagt, zu versuchen, ob ich Dich sehen könne, bevor mein Schicksal entschieden sein würde; und jetzt, da es so ist, wage ich es noch weniger: ich würde den Muth verlieren, meinen Entschluß auszuführen. Katharine, wir haben uns vor Gottes Angesicht einander Treue zugeschworen; ich werde meinen Eid halten, aber Du bist frei! Täglich soll mein Gebet für Dein Wohlergehen zum Himmel dringen! Ich ver-

mag es nicht, weiter zu schreiben; die Feder fällt mir aus der Hand. Leb' wohl!

Auf ewig Dein
Erich.

Thränen des Mitleids traten dem guten Mädchen in die Augen. Sie umarmte Katharine, deren Schmerz stumm war; keine wohlthätige Thräne netzte die brennenden, fieberheißen Augen. Beate rang die Hände vor Angst beim Anblick ihrer Freundin, welche ihre Gegenwart nicht einmal zu bemerken schien. Sie war so sehr mit Katharine beschäftigt, daß sie den Eintritt der Frau Rabenia nicht eher gewahr wurde, als bis diese vor ihnen stand und mit einer Stimme, so streng, wie man sie früher von dieser gütigen, liebenden Mutter nie gehört hatte, rief:

„Katharine, was hast Du auch gedacht? Der Braten ist ja total verbrannt! Schon im Hausgang roch es brandig; das sind die Früchte Deiner Heiratsgedanken! Mein schöner Schafsbraten!“

Noch nie brachte wohl die harte, strenge Stimme einer Mutter eine so wohlthätige Wirkung hervor, als es dießmal der Fall war; sie weckte Katharine aus ihrer Betäubung. Gemüthsbewegungen haben die Aehnlichkeit mit Giften, daß sie einander aufheben; Bestürzung und Schrecken hemmten für einen Augenblick die Verzweiflung, und als sie wieder an den unglücklichen Brief dachte, hatte sie — Thränen.

Rabenius kam nun auch nach Hause; sein Blick suchte Katharine. Der Zorn der Hausfrau hatte sich gelegt: sie wußte Nichts von dem Briefe, glaubte, die Thränen der Tochter rühren von Reue her, und suchte sie deßhalb auf die beste Art zu entschuldigen. Rabenius hingegen, der den wahren Sachverhalt besser kannte, wollte mit Katharinen unter vier Augen reden. Den Brief hatte Beate versteckt, weil sie das innige Vertrauen zwischen Katharine und ihren Eltern nicht kannte, und Katharine war noch zu schwach, Etwas davon zu

erwähnen. Als Rabenius und seine Tochter wiederkamen, blickte wohl noch der Kummer aus ihren seelenvollen Augen; aber seine liebevollen Vorstellungen hatten das Zermalmende ihres Schmerzes entfernt.

„Komm jetzt, liebe Maria!“ sagte Rabenius, „und laß die Mädchen in Ruhe! Thränen und Unterhaltung verjagen den Kummer, und zu Beiden hat Katharine in Beatens Gesellschaft überflüssig Gelegenheit.“

Des Einen Tod, des Andern Brod; des Einen Leid, des Andern Freud': das ist so der Gang der Welt. Erich verlor sein Amt, der Diakon hoffte es zu bekommen; Katharine trauerte, der Diakon freute sich. Alles gelang ihm ja auch so gut. Graf Bjelke stellte ihn öffentlich als seinen Schützling hin, und das einzige Unglück bestand darin, daß er es nicht wagte, ihn dem König zu präsentiren. Karl hatte den Diakon von Kalbäck wegen seines glatten, falschen, fuchsschwänzerischen Wesens nie leiden können; aber da die Leute so eifrig drauf bestanden, so wollte er ihnen den Seelsorger nicht vorenthalten, den sie selbst gewählt. Der Graf fürchtete, daß wenn der König den künftigen Pfarrer etwas näher durchschaute, es ihm einfallen könnte, zu sagen: „Nein, die Leute verstehn ihr eignes Beste nicht; der Bursche soll niemals Kirchenhirt werden.“ Daher mußte er es bei Andern vermitteln. Und wer war nicht gerne dem Grafen Bjelke willfährig, der beim König in so hoher Gunst stand? Rabenius war äußerst höflich, theils weil er nicht offen mit einer mächtigen Partei brechen wollte, theils auch weil er den Diakon unter seine eigne Zuchtruthe zu nehmen gedachte.

„Du hast meine Frau hinter's Licht geführt, Schurke!“ sagte er zu sich selbst. „Eine glatte, gleißnerische Zunge hat eine entsetzliche Aehnlichkeit mit der Riesenschlange, welche mit ihrem Geifer den Raub, den sie zermalmt hat und verschlingen will, zu Gelée verwandelt. Deine Schmeicheleien, Schurke, haben ja meine Frau so durch-

aus bethört, daß sie ganz ernstlich glaubt, Katharinens einziges Glück beruhe darauf, Dich zum Mann zu bekommen!“

Vierzigstes Kapitel.

In Folge ihrer verlornen Wette war Sophie eifrig damit beschäftigt, ihre Priesterkrägen zuzuschneiden. Sie hatte zu viel Verstand, um sich deßhalb verdrießlich zu zeigen; im Gegentheil lachte und scherzte sie darüber, daß sie arbeiten und thätig sein müsse, als ob sie eine arme Pfarrerstochter wäre.

„Apropos,“ sagte sie, „es ist unbegreiflich, woher der garstige Rabenius, der eigentlich doch nichts Anderes ist, als ein Bauernkaplan, seine schöne Frau und Tochter bekommen hat.“

Hedwig schüttelte verächtlich den Kopf.

„Na, das muß ich gestehn! Das Mädchen ist eben eine Landschöne.“

„Landschöne! Das magst Du freilich sagen. Am ganzen Hofe ist keine Einzige, die so schön wäre wie Katharine Rabenia; das ist genug, das. So schöne, glänzende und schmachtende Augen zugleich, habe ich noch nie gesehen außer an den Porträts von Ebba Brahe und Ebba Sparre; oder hast Du vielleicht schon ein Landmädchen gesehn mit solch feiner Nase, solch edler Stirne? Und ich will drauf schwören, daß ihr Haar bis an die Wade reicht, wenn sie es herunterhängen läßt. Und wie ist sie gewachsen — — ihre Mutter muß in ihrer Jugend eben so schön gewesen sein; sie sieht jetzt noch recht gut aus.“

Hedwig wurde an ihrer Antwort verhindert durch eine andere Dame, die sich so vernehmen ließ:

„Welchen Schönheiten hältst Du eine solche Lobrede, Sophie?“

Hedwig und Sophie sprangen von ihren Tabourets auf.

„Sitzt ruhig bei Eurer Arbeit, Mädchen; Ihr wißt, daß ich Euch so am liebsten sehe! Sag mir nur, wo Du diese Schönheiten gesehen hast, Sophie?“

„Ew. Majestät, wir sprachen von Rabenius Frau und Tochter“

Hedwig, die ihren Verdruß nicht verbergen konnte, wenn sie Etwas loben hörte, was der ärgerliche Geistliche sein nennen durfte, setzte hinzu:

„Sophie spricht mit einer Wärme, als wäre sie ein verkleideter Page.“

„Sophie hat, nach meinem Dafürhalten, ganz richtig gesprochen. Es wird ja behauptet, daß wir Damen nie irgend ein Verdienst bei einem Andern unsers Geschlechtes anerkennen wollten, insbesondere was Schönheit angeht, und es freut mich, Sophie, daß Du eine Ausnahme von der Regel bist. Du hast mich indessen sehr neugierig gemacht,“ fuhr die Königin nach kurzem Schweigen fort. „Ich werde Rabenius den Befehl zustellen, mir seine Frau vorzuführen.“

Hedwig freute sich schon im Geiste über die lächerliche Figur, welche die Pfarrmutter vom Lande spielen würde, und erzählte:

„Grade jetzt ging Rabenius über den Schloßhof. Ach, wenn mir Ew. Majestät erlauben wollten, einen Pagen nach ihm zu schicken!“

Die Königin nickte Beifall und nach wenig Augenblicken stand der Hofprediger sich verbeugend vor der Königin und fragte in aller Unterthänigkeit, was Ihro Majestät zu befehlen geruhen.

„Nichts Anderes, als daß Sie sich an den Befehl erinnern, den ich am Ulrikatage gab, mir ihre Frau vorzustellen. Hat sie auch ein so frohes, scherzhaftes Gemüth, wie Sie?“

Hedwig lachte verächtlich. „Nein," dachte Rabenius, „Du sollst kein Wasser auf Deine Mühle haben," nahm eine dumme, verlegene Miene an, drehte seinen Hut und stammelte:

„Ew. Majestät, diese Gnade hätte ich mir gewiß schon ausgebeten, wenn — wenn — wenn nicht . . ."

Die Königin sah ihn fragend an.

. . . „wenn meine Frau nicht das Unglück hätte, so entsetzlich harthörig zu sein, daß ich fürchte, Ew. Majestät . . ."

„Hat Nichts zu sagen; ich will schon laut genug reden. Führ sie heute Nachmittag hierher."

Rabenius verbeugte sich und ging.

„Ei der Tausend," sagte Sophie, „es ist doch Sünde und Schade, daß eine so hübsche Frau taub sein muß!"

Die Gegenwart der Königin hielt Hedwigs Zunge im Zaum; sie ließ es dabei bewenden, in's Fäustchen zu lachen. „Das wird ja immer besser — taub und unbeholfen! Endlich werde ich an dem verdammten Priester Rache haben!"

Statt fort zu gehen, wandte sich Rabenius wieder nach seinen Zimmern. „Hm!" dachte er, „Du willst eine alte Rechnung ausgleichen! Nein, danke schönstens! Du sollst keine Freude davon haben! Du glaubst wohl nicht, daß ich es bemerkte, wie Deine Augen darüber stralten, daß Du Dich über die Bauernkaplansfrau lustig machen könntest? Aber Du sollst Nichts profitiren; wenigstens sollt Ihr nicht über sie allein lachen."

„Bist Du schon zurück, Vater?" fragte Frau Rabenia ihren Mann, als er in's Zimmer trat. „Dann will ich gleich in die Küche gehen und das Mittagsessen anrichten. Katharine, eile Dich und decke den Tisch!"

„Es pressirt nicht so mit dem Essen, liebe Alte! Warte! Ich komme mit einer Botschaft an Dich von der Königin."

„Von der Königin? Was kann sie mit mir wollen? Hat sie vielleicht von meinen schönen Geweben sprechen gehört?"

„Nein, Alte!" antwortete Rabenius lachend. „Sie will sehn, ob meine Frau eben so eine Narrenlaune haben kann, wie ich; das ist die ganze Sache."

„Herr Gott tröste mich, ich darf nicht mit der Königin sprechen!"

„Wie so? Meinst Du nicht, sie sei eben so geschaffen, wie Du?"

„Behüte, wie sprichst Du! Sie ist ja Königin?"

„Weg damit! Sie ist so gut ein Mensch, wie Du! Unser Herr Christus hat sowohl Dich erlöst, als sie. Uebrigens ist unsre Königin die edelste und gütigste Frau, die man sehen kann. Du darfst nicht glauben, daß unsre Könige und Königinnen für gewöhnlich so aussehen, wie die Könige und ihre Gemahlinnen in der hübschen Bilderbibel, mit Krone, Szepter und Schleppkleid. Nein, meine Liebe, sie sind wohl gut, aber schlicht und einfach gekleidet."

„Ja, das wäre schon recht, liebe Katharine, wie soll ich mich aber anziehen?"

„Wie es sich für eine ehrbare und sittsame Pfarrersfrau schickt und gebührt," antwortete Rabenius schnell, „ohne allen unnöthigen Zierrath und Prunk. Du nimmst Deinen neuen schwarzen Rock und Leibchen, Dein Spitzentuch und Deine weiße Seidenhaube."

„Aber tröste mich der Herr, mein Gott!" entgegnete Marie und rang die Hände vor Angst. „In alle Ewigkeit wage ich's nicht mit der Königin zu reden!"

„Liebe Mutter, wie darfst Du dann zum Abendmahl gehen? Die Gewaltigen der Erde sind doch wohl noch keine Götter! Wast ist das für eine kindische Furcht? Hast Du Dein Christenthum so schlecht gelernt und bist doch die Tochter und Frau eines Geistlichen? Fürchte Gott und scheue Niemand! Du hast ja nichts Böses gethan; im Gegentheil, die Königin will Dir eine

Gnade erweisen. Ueberdieß, Maria, sind die Großen nicht weniger als wir dem gemeinsamen Loose der Welt unterworfen; dem Kummer und dem Leiden. Unsre Königin ist eine der edelsten Frauen auf Erden; Du, Maria, hast viel Schlimmes erfahren, aber darunter nicht die Hälfte des herzbrechenden Kummers, wie sie, und doch hat ihr königlicher Herr kein einziges Laster. Erinnere Dich nur, was ich Dir von der Gemahlin des Königs Hans erzählte, und daß eins ihrer Fräulein sowohl sie, als den König und das Land beherrschte. Sie wurde hier in Schweden gefangen gehalten, während Jungfrau Edela mit dem König auf Jagden und Festen umherfuhr. Die unglückliche Christina von Sachsen mußte wohl denken: was kümmert sich mein Gemahl um meine Freiheit; vielleicht ist er froh, daß er mich los ist? Und das Schlimmste von Allem ist, daß sie ihren königlichen Titel damit bezahlen mußte, die Mutter Christians des Tyrannen zu sein. Nein, meine Liebe, sei Du unverzagt und freimüthig! Der ganze Unterschied besteht darin, daß Du die Gemahlin des Königs Ew. Majestät nennst, wie die Frau eines Pfarrers liebe Mutter, und zu beiden Titeln machst Du den Mund gleich weit auf. Ganz recht," fügte er nach einer kleinen Pause hinzu. „Fast hätte ich vergessen, Dir zu sagen: die Königin ist fast taub, so schlecht hört sie.

„Herr Gott, taub ist sie? Davon habe ich früher nie Etwas gehört; wann ist sie denn das geworden?"

„Seit — seit ihrem letzten Wochenbette."

„Was sind wir, arme Weiber, doch Uebeln unterworfen, wovon die Männer Nichts wissen!" seufzte Maria.

„Ja, wer hieß Euch auch von dem Apfel essen und Euch und uns unglücklich machen?"

„Und wer hieß Euch mitspeisen; Ihr konntet ja Nein sagen?"

„Nein sagen! Das wäre eine Sünde, eine große

Sünde um Eva gewesen. Es war reines Mitleid, daß Adam davon aß."

„Mitleid? Ja, schönes Mitleid!" murmelte sie.

„Ueberdieß, liebe Alte, habt Ihr Euch gar nicht darüber zu beklagen. Unser Heiland ließ sich von einem Weibe zur Welt bringen, und Ihr könnt in keine so unglückliche Lage kommen, daß Euch diese Erinnerung nicht zufrieden stellen müßte!"

Einundvierzigstes Kapitel.

Alle Ermahnungen und Trostworte, die Rabenius anwandte, waren nicht im Stande gewesen, die Angst seiner Frau vor dieser Vorstellung bei einer irdischen Majestät zu verscheuchen. Nur ein einziges Mal früher, als sie mit der Brautkrone in ihren blonden Locken, die an Glanz mit ersterer wetteiferten, zum Altar geleitet wurde, hatte sie solch heftiges Herzklopfen empfunden; aber nie hatte sie früher, wie heute, das Mittagessen versäumt. Katharine mußte sie fast ganz ankleiden.

„Liebe Mutter," bat sie und trocknete ihr die noch weiße und klare Stirne ab, von welcher die Schweißtropfen herabperlten, „haben Sie doch, um Gottes willen, keine solche Furcht. Es handelt sich ja hier nicht um den Kopf. Die Königin sieht ja so mild und gütig aus."

„Liebes Kind, das verstehst Du nicht. Wollte Gott, ich wäre wieder zu Hause!"

„Es hat drei geschlagen; bist Du fertig, Mutter?"

Sie konnte nicht antworten; Katharine mußte es statt ihrer thun. Nachdem Rabenius seine Frau eine Weile betrachtet, rief er:

„Wahrhaftig, liebe Alte, Du siehst noch so hübsch aus, wie damals, als Du noch ledig warst. Laß jetzt

einmal sehen, daß Du Dich flink hältst, und denke vor Allem daran, daß die Königin fast taub ist, und daß es eine Unhöflichkeit ist, eine königliche Person zweimal fragen zu lassen."

Um ihr nicht unnöthigerweise noch mehr Angst einzujagen, vermied er die große Treppe und die königlichen Säle; er führte sie den sogenannten Garderobeweg. Endlich öffnete sich die letzte Thüre, und sie sah die Königin auf dem Sopha sitzen. Sie blieb gleich bei der Thüre stehen, Alles lief vor ihren Blicken durcheinander, bewußtlos verbeugte sie sich so tief, daß ihre Knie fast den Boden berührten. Rabenius nahm sie bei der Hand, um sie näher zur Königin zu führen; aber sie kam nur drei Schritte vorwärts, als ein wo möglich noch tieferer Bückling ihren Gang unterbrach. Er sah, wie sich der Mund der Hofdamen zum Lachen verzog; aber was war zu thun? Die Königin, welche ihre Verlegenheit bemerkte, stand auf, ging ihr entgegen, nahm sie bei der Hand und sagte fast schreiend:

„Willkommen, Mutter Rabenia! Es freut mich, Sie kennen zu lernen!" Sie sah Rabenius fragend an, als ob sie sagen wollte: "Spreche ich laut genug?" Er verneigte sich mit dem Kopfe zum Zeichen der Bejahung.

Seine Frau konnte nicht antworten; sie verbeugte sich wieder, so tief sie es vermochte, und küßte der Königin den Saum des Kleides. Die Königin beugte sich zu ihr herab und schrie:

„Wie gefällt's Ihnen in Stockholm, Mutter Rabenia? Wie lange sind Sie schon hier?"

Frau Rabenia hatte sich inzwischen aufgerichtet und schrie, so stark sie nur konnte, der Königin in's Ohr:

„Ungefähr eine Woche, Ew. Majestät!"

Rabenius schöne Antagonistinnen, die Hoffräulein, sprangen von ihren Tabourets auf, und die Königin hielt, aus Furcht das Trommelfell möge platzen, beide Hände vor die Ohren, schrie aber fast noch lauter:

"Meine liebe Frau, ich bin nicht taub!"

„Ich eben so wenig!“ schrie Frau Rabenia aus allen Kräften.

Jetzt entstand eine augenblickliche Todtenstille.

Die Königin hob lächelnd und drohend den Finger gegen Rabenius, und begann mit ihrer gewöhnlichen Zartheit in der Stimme:

„Ich sehe, wie das zusammenhängt, liebe Mutter! Es hat Ihrem Mann beliebt, uns Beide zum Narren zu halten. Ich möchte gern wissen, wie Sie es mit einem solchen Herrn haben aushalten können?“

„Ich habe gelacht, Ew. Majestät,“ antwortete Maria mit ihrer schönen, natürlichen Stimme, „ich habe über seine frohe, glückliche Laune gelacht, die nur scherzen will, aber nie Jemanden kränken oder beleidigen.“

Diese Antwort gewann ihr die ganze Gunst der Königin. Sie ließ sich mit ihr in ein sehr ernsthaftes Gespräch über Landwirthschaft ein; und wenn sie auch nicht dieselbe gründliche Kenntniß darin besaß, wie die Königin Margaretha Löwenhaupt, so entwickelte sie doch so viel Einsicht in dieser Sache, daß Frau Rabenia, als sie wieder zu ihrer Tochter kam, zu derselben sagte:

„Herr Gott, das ist ja gar nicht gefährlich, mit der Königin zu reden: sie ist ja gerade wie ein anderer Mensch; und weißt Du, Katharine, sie ist so geschickt, sie könnte jedem Landgute vorstehen.“

Beim Abschied gab die Königin der Frau Rabenia einen sehr schönen Ring, mit der gnädigen Bemerkung, sie möge ihn als ein Andenken an sie tragen.

Zweiundvierzigstes Kapitel.

Des Diakons Gesicht glänzte von einer unglückverkündenden Freude, als man ihn an dem Morgen, an welchem er des Grafen Bjelke ausdrückliche Versicherung erhalten hatte, der König werde am folgenden Tage sein Dekret unterzeichnen, den Schloßberg hinunter gehen sah. Aufgebläht von seinen stolzen Hoffnungen hatte er Rabenius in der Absicht besucht, eine ordentliche Verlobung zu verlangen, und glaubte sich jetzt, als ernannter Pfarrer, der Freundschaft des Mannes eben so sicher, wie der der Hausfrau.

Es gibt Menschen, welche für unerwiederte Liebe einen Ersatz in der Qual finden, die sie dem unglücklichen Gegenstand ihrer zärtlichen Flamme verursachen können, und zu diesen gehörte der Diakon. Da er Katharinens Widerwillen zu überwinden nicht hoffen konnte, so freute sich sein Herz ihrer Todtenblässe, ihrer Verzweiflung, und der Vorstellung, wie sie, als seine Frau, gezwungen sein würde, seine despotische Behandlung und seine noch abscheulicheren Liebkosungen zu dulden.

„Hilft Nichts! — hi, hi, hi! — hilft Nichts! Sie muß mich küssen, ob sie will oder nicht, und das an demselben Ort, in demselben Zimmer, wo sie — hi, hi, hi! — Erich zu schmeicheln und zu küssen gedachte! Es ist nur Schade, daß er nicht dabei stehen und zusehen kann, hi, hi, hi!"

Unter diesen und ähnlichen Gedanken war er über den Nordmalmsmarkt und durch die Königinstraße gekommen. Der Schall eines Posthorns traf sein Ohr.

„Sieh, wie das Gesindel springt, wenn es nur das Mindeste hört, hi, hi, hi!" flüsterte er vor sich hin. „Diese Einrichtung der königlichen Majestät mit der Post ist doch hübsch; wie leicht kann man jetzt nicht seine

Sachen besorgen, gegen früher!" In der Heumarktstraße, wo der blasende Postillon dicht an ihm vorbei fuhr, murmelte er beim Anblick des gefüllten Felleisens:

„Ach, wenn ich das Geld alles hätte, was da drinn liegt! Ich meine, wer einen rekommandirten Brief bekömmt, der soll eine Freude haben!"

Weder ein guter, noch ein böser Geist warnte ihn, daß versiegelte Briefe auch das Verderben in sich tragen können. Gleichgültig schwenkte er um die Ecke, mehr und mehr erstarb das Gerassel des Wagens, immer schwächer tönte das Posthorn; aber er ahnte nicht, daß die Post, der er begegnete, sein endliches Schicksal enthalte. Schon an demselben Abend erhielt er eine Vorladung, sich am folgenden Morgen bei dem Oberhofprediger Wallin einzufinden.

„Viktoria!" rief er. „Hi, hi, hi! jetzt habe ich's sicher; das Dekret ist unterschrieben, und ich soll dem König danken. Ich glaube wirklich, daß ich mir einen frohen Abend machen kann; ich will einen ganzen Thaler aufwenden und ein Quart süßen Weines trinken. In einigen Wochen, meine liebe Katharine — hi, hi, hi! — Prosit dann, mein theurer hochgelehrter Magister Erich! Prosit die Mahlzeit, hi, hi, hi!"

Dreiundvierzigstes Kapitel.

Sobald der Diakon fortgegangen war, rief Frau Rabenia:

„Herr Gott, welch ein Unglück ist es, daß die Mädchen ihr eigenes Beste nie verstehen! Ich sage, was ich schon so oft gesagt habe, Du stehst Dir selbst im Licht. Ein so herzlich guter und angenehmer Mann; Du könntest ihn ja um den Finger wickeln!"

Katharine legte ihre Arbeit weg; Seufzer erstickten ihre Stimme.

„Liebes Kind," fuhr ihre Mutter fort, „weine und seufze doch nicht so schrecklich! In einigen Jahren wirst Du mir für das danken, was Du jetzt einen unerträglichen Zwang nennst. Oder glaubst Du wirklich nicht, daß ich Dich liebe, daß ich Dein Glück und Wohlergehen innig wünsche?"

„Das weiß ich, und gerade der Gedanke ist es, der dazu beiträgt, mein Unglück zu vergrößern und mir alle Kraft zum Widerstand nimmt. Und doch fühle ich es, der Tag, an dem ich gezwungen werde, dem Verhaßten meine Hand zu reichen, ist der letzte meines Lebens. O, geliebte Eltern, habt Erbarmen mit Eurer einzigen Tochter; und da es der Wille der Vorsehung, dem ich mich ohne Murren unterwerfe, zu sein scheint, daß ich dem Einzigen, den ich geliebt habe und immer lieben werde, nicht angehören soll, so erlaubt mir wenigstens, mein Leben einsam und bei Euch zuzubringen; gestattet mir, durch Verehrung, Liebe und Sorgfalt einigermaßen die Zärtlichkeit zu vergelten, die mir von Euch zu Theil wurde!"

So fein und listig hatte der Diakon durch seine Schmeichelei diejenige einzunehmen gewußt, die noch vor anderthalb Wochen ihn in seinem wahren Lichte betrachtete und ihn verabscheute, daß Frau Rabenia, obschon sie sich von dem Kummer und den Sorgen ihrer Tochter ergriffen fühlte, doch diese Rührung bekämpfte, und daß sie, die sonst nicht ohne Betrübniß eine Thräne in Katharinens Auge sehen konnte, sich jetzt zwang, kalt und gleichgültig zu scheinen. Katharine faßte die Hand ihrer Mutter und bedeckte sie mit Küssen und Thränen; da sie aber ihre erzwungene Kälte gewahrte, erbleichte sie und flüsterte bewußtlos:

„O Gott! meine Mutter liebt mich nicht mehr!"

„Doch," antwortete ihr Vater, der bis dahin still und in sich verschlossen da gesessen, „Deine Mutter liebt

Dich so innig als je; gerade das Uebermaß ihrer Liebe erscheint Dir als Kälte."

Katharine blickte in ihres Vaters Auge; sie hatte es nie so liebevoll auf sich geheftet gesehen. Ein schwacher Stral von Hoffnung dämmerte in ihrem Herzen; sie eilte zu ihrem Vater.

„O, mein geliebter Vater! kann ich noch zu hoffen wagen?"

Rabenius schloß sie gerührt in die Arme. Dieser Anblick schmelzte endlich das Eis, mit dem Frau Maria sich so sorgfältig umschanzt hatte. Es zerriß ihr das Herz, sehen zu müssen, daß Katharine beim Vater Schutz gegen die Mutter suche. Sie stand auf, näherte sich dem Gatten und der Tochter, und drückte ebenfalls Katharine ans Herz.

„Dein Vater beurtheilt mich richtiger, als Du."

Rabenius, der wirklich ganz richtig im Innersten der Frau und Tochter las, beschloß einen Streit zu enden, der das liebevolle Verhältniß, welches bis dahin zwischen Mutter und Tochter geherrscht, zu zerreißen drohte.

„Ja," hob er wieder an, „Niemand wird Dich zu einer Verbindung zwingen, die Du verabscheust. Ist das nicht so, Alte? Es ist ja Katharine, die heiraten soll, und nicht wir?"

Frau Rabenia machte große Augen.

„Du hast es ja selbst gewollt, Rabenius?"

„Das kann so scheinen; aber" — er mäßigte sich — „siehst Du, Maria, wenn nun Katharine bestimmt Nein sagt, so ist das eine Sache, bei der ich nicht helfen kann, und dann bin ich meines Versprechens quitt."

Frau Maria wollte sich jedoch nicht so bald fügen. Die größten Feinde werden die wärmsten Freunde; sie hatte den Diakon nie leiden können; mit zuckersüßen Worten war ihr Herz überwunden; sie stellte sich vor, welches Engelsleben Katharine in Kalbäck führen werde, und es fiel ihr schwer, sich von diesem Lieblingsgedanken

loszureißen. Deßhalb machte sie noch einige Einwürfe und hob besonders das Versprechen ihres Mannes hervor.

„Liebe Alte!" erwiederte er, „vor allen Dingen war mein Versprechen bedingungsweise gegeben, und ich glaube noch nicht, daß ihn der König zum Pfarrer ernennt; aber sollte das auch möglichenfalls durch seine hinterlistigen Kniffe geschehen, so — wenn nun Katharine Nein sagt — was will ich machen? Nein, Maria! höre auf mit Deinem gutgemeinten Zwang gegen Deine Tochter! So viel will ich Dir nur sagen, daß weder ein Fuchs, noch eine Schlange falscher und giftiger ist, als Dein gepriesener Diakon. Laß uns das Sprichwort nicht bestätigen: daß das Glück auf Erden nicht gedeihe! Als wir noch arm waren, umdämmerte nie ein Seelenkummer unser Auge; sollen wir jetzt, da wir der Dürftigkeit entgangen, Thränen dem Auge unserer einzigen Tochter erpressen?"

Es klopfte an die Thüre. Rabenius öffnete und empfing ein kleines Billet von dem Oberhofprediger Wallin, das nur folgende Worte enthielt:

„Ich ersuche den Herren Bruder, mich sogleich zu besuchen. Dinge von der höchsten Wichtigkeit sind vorgefallen.

Ihr ergebener Diener
Göran Wallin."

„Sag, ich würde auf der Stelle kommen!" Der Bote ging. Er überlas das Billet noch einmal.

„Hm!" murmelte er. „Was kann das sein? Uebrigens kommt das Briefchen gerade recht; eben wollte ich zu ihm. So lange das Dekret nicht unterschrieben ist, lebt die Hoffnung. — Mutter! gib mir schnell reine Krägen, und Du, Katharine, reich mir meinen Chorrock!"

Vierundvierzigstes Kapitel.

Bei Bischof Karlsson in Westeras trank man nach einem größern Mittagsmahl Kaffee. Bei Tische hatten die Herren größtentheils über gelehrte Gegenstände gesprochen; beim Kaffee erzählte man Neuigkeiten. Unter Anderem wurde auch die von mehreren Seiten angelangte Nachricht einer Feuersbrunst erwähnt, die gestern den, durch das letzte Auto da Fe merkwürdig gewordenen Diakon betroffen, von dem man glaubte, er werde sicher die Pfarrei Kalbäck bekommen. Zufällig befand sich eine entfernt wohnende Frau in der Gesellschaft, die nach der Ursache des Unglücks fragte.

„Ach," erwiederte die Bischöfin, „er ist Junggeselle und hat verheiratete Leute in den Dienst genommen. Die Frau wollte brauen, trug Stroh ein, legte es auf den Boden, und ging dann hinaus — sie wollte nach einigen kleinen Ferkeln sehen, sie sind nicht mehr so ganz klein; es war gerade eins davon, was wir heute Mittag auf dem Tische hatten. Inzwischen war wahrscheinlich eine glühende Kohle in das Stroh gesprungen, und als sie wieder hinein kam, stand das ganze innere Haus schon in lichten Flammen. Zu allem Gottesglück war der Mann zu Hause und unter dem Geschrei der Magd konnten sie noch den Schrank und die Kiste des Diakonus heraustragen."

Hier wurde das Gespräch durch die eilige Ankunft einer Hausjungfer unterbrochen; sie theilte dem Bischof mit, daß des seligen Pfarrers von Kalbäck alte Barbara nebst dem Glöckner und dem Schöppen aus demselben Orte in einer höchst wichtigen Angelegenheit mit ihm zu sprechen wünschen. Er befahl, sie in sein Studirzimmer zu führen, und stand auf, um sich dorthin zu verfügen, als ihm seine Frau nachrief:

„Sag der alten Barbara, daß sie hernach hereinkommt, sie soll eine gute Tasse Kaffee haben.“

Die drei Fremden waren schon in des Bischofs Zimmer, als er dorthin kam. Der Glöckner sah bleich und niedergeschlagen aus und betrachtete mit Entsetzen einen zugedeckten Korb, den der Schöppe neben sich auf den Boden gestellt hatte. Barbaras Gesicht glühte heftiger, als das Kaminfeuer am Weihnachtsabend, und die Gluth, welche das Alter in ihren Augen ausgelöscht, knisterte unter der Asche hervor. Bestürzt über das Aussehen der Leute, sagte der Bischof:

„Guten Tag, liebe Freunde! Was führt Euch hierher? Ihr seht so wunderlich aus.“

„Gnädiger Herr Bischof!“ hob der Glöckner mit einer Stimme an, die zwischen Weinen, Gesang und gewöhnlicher Sprache die Mitte hielt.

„Ja, ich kann es nie glauben . . .“ ließ sich die Baßstimme des Schöppen vernehmen.

„Herr Jesus tröste mich, daß ich mich so habe verführen lassen!“ erinnerte Barbara.

Da der Diskant alle Stimmen durchdringt, so vernahm der Bischof Barbaras Worte am deutlichsten. Er maß sie von Kopf bis zu Fuß, und ein unterdrücktes Lächeln flog über sein Gesicht.

„Der Teufel geht wieder umher wie ein brüllender Löwe, suchend wen er verschlinge,“ sprach halb singend der Glöckner.

Barbara ergoß sich in Thränen und Seufzern; der Glöckner fuhr fort:

„Wenn Solches am grünen Holze geschieht, was soll dann mit dem dürren werden?“

„Am grünen?“ entgegnete der Bischof. „Ich denke, meiner Seele, es sei dürr genug! Was hat denn die Alte angefangen, daß Ihr sie so daher schleppt? Ist sie auch auf einer Ofengabel gen Blakulla geritten?“

Die beiden Männer sahen sich einander verwundert an. Barbaras Thränen hörten sogleich zu fließen auf.

„Herr Jesus! Was sagen Sie, hochwürdigster Herr Bischof? Ich nach Blakulla geritten? Ich, die täglich und besonders in der Walpurgisnacht, innig zu Gott gebetet habe, er möge nicht zugeben, daß der Teufel Macht über mich bekomme, und möge mich sieben, wie man den Waizen siebt! Gott im Himmel! Daß ich den Tag erleben mußte ...“

„Was hat sie denn sonst angefangen?“

„Sie?“

„Ja, weßhalb schlepptet Ihr sie denn sonst hierher, wie eine Verbrecherin?“

„Ich bin gekommen, um zu klagen und anzuklagen!“

„Wir auch!“

„Liebe Leute, dann sprecht Einer nach dem Andern! — Mutter Barbara, fangt Ihr an!“

„Ach, hochwürdigster Herr Bischof, ich soll anfangen? Ich? Ich soll meine Schande aufdecken, daß ich, mit grauen Haaren und schon mit dem einen Fuß im Grabe, mich so habe hintergehen und verführen lassen?„

„Freilich sind der Teufel, die Welt und unser eignes Fleisch starke Versucher; aber daß Ihr, eine alte, ehrwürdige Matrone, Euch solltet verführen lassen zur Sünde gegen das sechste Gebot ...“

Kaum hatte der Bischof diese Worte gesprochen, als er einsah, wie sehr er sich geirrt habe. Des Erstaunens ungeachtet, von dem sie ergriffen schienen, brachen die Männer in ein lautes Gelächter aus; Barbara schlug über diese ehrenrührige Beschuldigung die Hände zusammen, rasch vertrockneten die Thränen in ihren Augen und sie vermochte nicht ein einziges Wort hervorzubringen.

Der Glöckner, der sich zum gelehrten geistlichen Stande rechnete, nahm jetzt das Wort:

„Es ist eine **Causa mortificalis**, Ew. Hochwürden! Das will sagen, daß unser Diakon die Mutter Barbara verführt hat zu ...“

„Sprich heraus!“ sagte Barbara.

„Zu einer Sünde wider das achte Gebot.“

„Falsches Zeugniß!"

Barbara stürzte dem Bischof zu Füßen.

„Ja, Gott tröste mich! Das habe ich gethan und will gern die Strafe erleiden, die ich verdient habe."

Ohne zu bedenken, daß der Bischof von dieser Sache gar Nichts wisse, sprang sie auf und schrie mit durchdringender Stimme:

„Hier sehen Sie den Beweis!" dabei riß sie mit dem Muthe der Verzweiflung den Deckel vom Korbe, und erpreßte dem Bischof einen Ruf des Entsetzens bei dem scheußlichen Anblick, der sich ihm darbot: ein blutiges, entstelltes Haupt mit starren, glasigen Augen und geschorenem Haar.

„Bedeckt den Korb, redet vernünftig und erzählt, was geschehen ist! Das ist ja der Kopf eines Enthaupteten?"

„Ja, sehen Sie, hochwürdiger Herr Bischof," sagte der Schöppe, „alle Bosheit und Schlechtigkeit muß am Ende an's Tageslicht kommen, wenn Gott sie auch eine Zeitlang gewähren läßt. Sie will eingestehen, wie sie der Diakon in Kalbäck verführt habe, in dem Prozeß gegen die Hexe, welche in der vor'gen Woche verbrannt wurde, gegen unsern jungen, braven Magister falsches Zeugniß abzulegen. Lange hat man davon gemunkelt, daß es mit dem Diakon nicht ganz richtig, und daß unser Magister unschuldig sei, und nun hat Gott der Herr die Wahrheit an den Tag kommen lassen. Als man gestern bei der Feuersbrunst den Schrank heraustrug, zerbrach die eine Thüre und es fiel das Buch hier heraus." Er gab es dem Bischof, der das berüchtigte, sogenannte Schwarzbuch erkannte.

„Die Leute dort," fuhr der Schöppe fort, „verstanden Nichts von dem Inhalte, bis der Vater Glöckner ihnen sagte, was es sei; und einige Weiber, die sich wegen Menschen und Vieh bei Lene Raths erholt hatten, wollten darauf schwören, sie hätten dasselbe Buch bei ihr gesehen. So wurde man neugierig, den Schrank zu

untersuchen; aber dort fand sich Nichts und Mutter Barbara schrie unaufhörlich: „Jetzt seht Ihr selbst, daß der Diakon mit dem Teufel im Bunde steht.“ Ein kleiner Knabe, der in der Asche wühlte, zog hier das sonderbare Messer heraus“ — er nahm ein Messer aus dem Korbe, auf dessen Heft wunderliche Figuren eingeschnitten waren. — „Der Knabe zeigte uns, wo es gelegen hatte, gerade vor dem Kamin in dem eignen Zimmer des Diakons. Da beschloß ich, die Stelle näher zu untersuchen und nahm einige lose Steine aus dem Kamin weg, während ich andächtig die Glaubensartikel, das Vaterunser und den Segen betete. Alsbald fand ich hier diese Trommel, deren sich die Finnen und Lappen bei ihren Zaubereien zu bedienen pflegen; darauf grinste mir dieser Kopf entgegen. Ich läugne es nicht, Ew. Hochwürden, daß ich entsetzlich erschrack; in der Angst rief ich: „Alle gute Geister stehen uns bei!“ Da sprach ein Weib, das in der Nähe stand: „Das ist gewiß der Kopf des Burschen, der verwichenes Frühjahr enthauptet und auf's Rad geflochten wurde, ich erkenne es deutlich; der Diakon hat gewiß den Nagel gestohlen, mit dem der Kopf angenagelt war.“ Nun müssen Sie wissen, hochwürdigster Herr Bischof, daß Jeder, der einen solchen Nagel hat, in den Besitz aller irdischen Güter gelangt, obschon die Seele dann einmal zum Teufel fährt, und daß, wenn man den Nagel stiehlt, der Kopf hintendrein kommt; denn der muß nothwendig da sein, wo der Nagel ist. Nun kamen Mehrere herbei und suchten und bald fanden wir auch den. Nach mancherlei Hin- und Herreden sagte Mutter Barbara: „Laßt uns zum Bischof gehen; das ist das Beste — er und der selige Pfarrer waren gute Freunde — dann kann ich auch mein Gewissen erleichtern und er hilft sowohl uns als Erich, den zu verläumden mich der Satanspfaffe verführte.“

„Gnädigster Herr Bischof, kann ich je Gnade erhalten, die ich so schlecht gehandelt habe?“ fiel Barbara ein.

„Keine Sünde ist so groß, daß eine aufrichtige Reue sie nicht versöhnen könnte.“

„Ach, hochwürdiger Herr Bischof, sie hat sich vielen und schweren Kummer über ihre Sünde gemacht,“ fügte der Glöckner hinzu.

„Warum hat sie dann nicht durch ein aufrichtiges Bekenntniß ihr Gewissen zu erleichtern gesucht?“

„Ach, gnädigster Herr Bischof, das wollte ich freilich thun, und Erich habe ich schon Alles eingestanden und die gute Seele hat mir auf der Stelle verziehen; aber als ich davon reden wollte, wie der Teufel in den Diakon gefahren sei, bat er mich zu schweigen und sagte: „Das versteht Ihr nicht,“ und da wurde ich so beschämt. Zu derselben Zeit sollte Nils Jönsson nach Stockholm fahren, da schickte ich ihn zu Rabenius mit der Nachricht, wie sich Alles verhalte, und bat um seinen Rath und Hülfe,“ — in dem, was Barbara weiter sagte, kann man sehen, wie leicht sich Verschmitztheit und Klugheit mit Einfalt vereinigen läßt; sie hatte kaum den Namen Rabenius genannt, als sie einsah, wie sehr sie dadurch dem Bischof, als dem Vorgesetzten des Stifts zu nahe trat — „denn,“ fuhr sie fort, „denn, wer konnte mehr Antheil daran nehmen, als er wegen seiner Tochter? Als nun Nils Jönsson nach Hause kam, erhielt ich wenig oder gar keinen Trost. Das Einzige, was er sagte, war, daß wir Beweise schaffen und dann mit dem höchwürdigen Bischof reden sollten. Aber unterdessen hatte der Herr schon gesprochen und seine Missethaten aufgedeckt...“

„Ruhig nun, Mutter Barbara! Ich muß erst hier diese Sache untersuchen; dann will ich mit Euch reden. Aber es wird Euch wohl zu schwer werden, still zu schweigen, versteht sich. Ihr könnt zu meiner Frau hineingehen und Kaffee trinken.“

So willkommen der Alten auch diese Einladung war, so erforderte es doch der Anstand, noch ein wenig Komplimente zu machen.

„Ach, hochwürdiger Herr Bischof, wie könnte ich in

diesem Aufzug zur Frau Bischöfin gehen? Ich lief ja fort, wie ich ging und stand und setzte mich auf den Wagen, um hierher zu fahren und meines Erichs Unschuld zu offenbaren. Herr Gott! laß es nur nicht zu spät sein — besonders wegen Katharine! Lieber Vater — hochwürdiger Herr Bischof, Sie können gar nicht glauben, wie die beiden Kinder einander lieb haben; sie sind ein Leib und eine Seele. Der liebe alte Rabenius wird doch wohl Katharine noch nicht aufgeboten haben mit dem — Pfui! mit dem verdammten Diakon — Gott verzeih mir, mir, daß ich fluchte!"

Wer weiß, wie lange die Alte noch fortgeschwazt, hätte sie der Bischof nicht beim Arme genommen, um sie zu seiner Frau zu führen. Er dachte, wie es auch die Wahrheit ist, es lohne sich nicht der Mühe, eine Sache zu verheimlichen, die schon so Vielen bekannt ist. Durch dieß Verfahren stellte er alle Parteien zufrieden; seiner Gesellschaft machte er ein Vergnügen damit, sie eine ganz frische Neuigkeit hören zu lassen, Barbara dadurch, daß sie erzählen durfte, und ihm selbst kam es gelegen, auf diese Art in Ruhe und ohne Unterbrechung die Untersuchung in einer damaligen **Cause célèbre** fortsetzen zu können.

Fünfundvierzigstes Kapitel.

Mit den glänzendsten Hoffnungen im Herzen und einem vor Vergnügen so stralendem Gesichte, daß selbst die Augen einen großen Theil ihrer Falschheit verloren, obschon er dieß Alles unter dem demüthigsten Aeußern zu verbergen suchte, stand der Diakon Morgens Schlag sieben in Wallins Studir- und Bibliothekzimmer. Rabenius und der Gefängnißprediger waren herzugerufen und war-

teten bereits in der Nebenstube. Ein düstrer, fast trauriger Ernst ruhte auf Wallins hoher, kahler Stirne. Aber so wenig ahnte der Diakon die Ursache dieses Ernstes, daß er statt dessen mit theilnehmender Stimme und Miene fragte, ob es ihm vergönnt sei, die Ursache der tiefen Bekümmerniß zu erfahren, die er auf dem Gesichte seines hohen Oberen lese? Dieser heftete einen durchbohrenden Blick auf ihn, und erst jetzt fühlte er sich von Unruhe ergriffen. Er wechselte die Farbe und senkte die Augen, die vergebens einen Ruhepunkt suchten. Da fuhr ihn Wallin mit einer donnernden Stimme an, gleich als ob er in der Hauptkirche predige:

„Sünder! Elender Bube, unwürdig Deines Standes und des heiligen Berufes, den Du auf Erden bekleidest! Kennst Du dieses?"

Und dabei nahm er ein Tuch weg, das den Tisch bedeckte, und klar und offen lagen vor dem erschreckten und vernichteten Priester sein Verbrechen und sein Wahnglaube. Beim Anblick des scheußlichen Hauptes und der übrigen Gegenstände, womit er sein irdisches Glück zu gründen gedachte, stockte dem Diakon das Blut vor Entsetzen und er sank besinnungslos zu Boden.

„Was!" rief Wallin, „hat Gott schon gesprochen und ihn in seinen Sünden zur Hölle gesandt?"

Bei dem Gepolter des Falles kamen Rabenius und der Gefängnißprediger heraus; aber so groß war der Abscheu vor seinem Verbrechen, daß Keiner hülfreiche Hand anzulegen sich getraute. Der Oberhofprediger bedeckte schnell den Tisch, rief zwei Kirchenwärter herein und befahl ihnen, dem Diakon beizustehen. Ein Glas Wasser rief seine fliehende Lebensgeister zurück; er gelangte jedoch nur langsam zum Bewußtsein; dunkel schwebte es ihm vor, daß er verrathen sei. Seine Verrätherei gegen Lene fiel ihm ein, seine Einbildung führte ihm ihre halbverbrannte Gestalt entgegen, vor seinen Ohren sauste ein dämonisches Flüstern: „Dein Schicksal ist das meinige!" Er stieß unartikulirte Laute hervor, unter

denen nur die Worte: „Teufel“ und „Lene“ vernehmbar waren. Wallin und der Gefängnißprediger wurden von Entsetzen ergriffen; und obwohl Rabenius großtentheils frei von dem Aberglauben seiner Zeit war, so flößte ihm doch der Diakon Abscheu ein; denn wenn auch das Verbrechen, in der rohen Beziehung, wie es die Andern nahmen, unausführbar war, so lag doch die Absicht dazu klar am Tage. Endlich kam der Diakon wieder völlig zur Besinnung; und führte ihn das Gewissen auch gerade nicht in die Hölle, so brachte es ihn doch wenigstens an deren Pforten, denn er sah seine Schande in ihrer ganzen Nacktheit entschleiert und vor sich die entsetzlichste Strafe, ohne Hoffnung sein Verbrechen bemänteln zu können. Er erröthete und erbleichte abwechselnd; er schielte unter den zusammengezogenen Brauen hervor und gewahrte den düstern, unglückverkündenden Ernst in Wallins Blicken und dumme, gaffende Verwunderung in denen des Gefängnißpredigers, wie bei Einem, der nicht recht weiß, wie die Sache zusammenhängt; aber sonderbar genug, nicht ein einziger seiner irrenden Blicke wagte sich zu Rabenius. Er sah seine Niederlage, den Sieg seiner Feinde, alle seine Verbrechen vergeblich begangen und sich von dem Geist überlistet, den er zu betrügen glaubte; denn immer hatte im Grund seiner Seele die Hoffnung gelegen: „Habe ich mein Schäfchen im Trocknen, dann Adieu, Herr Satan!“ — Er barg sein Gesicht in die Hände; und hätte er wirklich in diesem Augenblick die Macht eines Nekromanten gehabt, er würde sicher dem Geiste des Abgrunds die ganze übrige Dienstzeit nachgelassen haben, wenn er sich dadurch Rache an seinen Feinden hätte verschaffen können. Schweigend folgte er dem Pedellen, der aus Achtung vor seinem Stand, ihn in ein besonderes Gefängniß führte.

Sechsundvierzigstes Kapitel.

Als Rabenius bei seiner Heimkunft diesen Vorfall erzählte, mußte er alle Beredsamkeit aufbieten, um seine Frau zu trösten, welche unaussprechlich bei dem Gedanken litt, daß sie sich von dem Bösewicht so hatte können bethören lassen, und daß sie so nahe daran gewesen, ihre Tochter nicht nur in zeitliches, sondern vielleicht auch in ewiges Verderben zu stürzen. Weinend warf sie sich Katharinen an den Hals. Die große Abhängigkeit, in welcher die Kinder damals zu ihren Eltern standen, hielt sie ab, ihre Tochter um Verzeihung zu bitten. Aber ihre Verzweiflung sprach für sie.

„Liebe Maria, warum weinst Du? Alles miteinander war ja nur meine Veranstaltung!"

„Deine Veranstaltung?"

„Ja, gerade meine und keines Andern."

Bei diesen Worten fiel eine Decke von Katharinens Augen, ihr Blick suchte fragend nach dem ihres Vaters und sie glaubte die Bestätigung ihrer Ahnung in dem Beifallslächeln zu lesen, das sie auf seinen Lippen schweben und in seinen Augen glänzen sah.

„Katharine," sprach er mit weicher Stimme und schloß seine Tochter in die Arme, „sagte ich Dir nicht: Der Kummer darf nie so viel Macht über uns bekommen, daß wir uns von ihm niederbeugen lassen? Damals hörtest Du auf meine Worte; laß sehen, ob Du auch heute die Freude zu besiegen weißt!"

In dem Zittern, das sie befiel, in der Röthe und Bläffe welche abwechselnd ihre Wangen bedeckte, sah Rabenius, daß er tauben Ohren predigte.

„Nun wohl, willst Du mir nicht gehorchen, so sollst Du auch weiter Nichts hören."

„Liebster Vater, ich will ja gehorchen!" rief Katharine.

„Wenn ich doch auch nur ein einziges Wort verstände," sagte Maria. „Erst machst Du mich neugierig,

Vater, und dann willst Du fortgehen. Aber, Katharinchen, was ist denn mit Dir? Herr mein Gott, man wird sehen, daß das Mädchen krank wird, und das habe ich dann für meine unzeitige Strenge! Liebe Katharine, trink ein Glas Wasser!"

„Ja, ja, Mutter, das war das Gescheidteste, was Du reden konntest! Dir zum Trost will ich Dir sagen, daß Du Dich wegen Katharinens Gesundheit nicht beunruhigen darfst, durchaus nicht, sage ich! Hör', Katharine, ein Mensch, der von einer Leidenschaft beherrscht wird, gleicht einem Betrunkenen; das willst Du doch nicht sein? Nun gut, um darzuthun, daß Du es nicht bist, mußt Du Dich derselben Probe unterwerfen, womit die Trinker beweisen wollen, daß sie nüchtern sind. Sei so gut, mein Jüngferchen und tanze auf dem Seile, das heißt, geh' auf den Riß zwischen den beiden Bodendielen drei Mal hin und her, ohne auf die Seite zu wanken!"

Es half keine Einwendung; Katharine mußte sich dazu bequemen, wollte sie anders die Nachricht erfahren, wonach ihr Herz so eifrig verlange. Und ihr Vater hatte richtig geurtheilt; während ihrer Wanderung wurde sie ruhig, wenigstens äußerlich; und als sie dann zu ihrem Vater ging, seine Erzählung anzuhören, gelang es ihrer Bemühung, jede Rührung zu unterdrücken. So sehr fürchtete sie, ihr Vater werde abbrechen und sie in Ungewißheit über ihr Schicksal lassen.

„Schon mehrere Tage vor Eurer Ankunft hier, kannte ich das Verbrechen, dessen der Diakon angeklagt ist, und die Gerüchte, die über ihn in Umlauf waren. Aber für den Augenblick mußte ich der Sache ihren Gang lassen. Die Gemeinde hatte sich ihre eigne Ruthe so fest gebunden, daß es nicht leicht war, sie aufzulösen. Ich versprach inzwischen Alles zu thun, was in meiner Macht stehe; ich bat sie, Beweise zu schaffen, dann wollte ich, mit Hilfe von Freunden und Freundesfreunden, die Ernennung hinauszuschieben suchen. Aber der Erzschelm begleitete Euch selbst hierher, um seine Ange-

legenheit mit eben so großem Eifer zu betreiben, als ich sie zu hindern suchte. Er war noch nicht vierundzwanzig Stunden hier, als er anfing, mir zu mißtrauen; Deine Ruhe und sowohl Dein als Deiner Mutter unverstellter Abscheu veranlaßten ihn hierzu. Beim ersten Schein davon fürchtete ich, er werde vielleicht durch seine hohen Gönner einen Befehl des Königs auswirken, Dich unverzüglich mit ihm zu trauen. Was sollte ich da anfangen? Es ist wahrhaftig nicht sehr gut mit den Großen Kirschen essen, das wirst Du sehen; sie werfen einem Geringen gar leicht die Kerne in's Gesicht. Ich ließ ihn daher seine Ueberredungsgabe an Deiner Mutter versuchen, half ihm dabei noch durch mein Stillschweigen, und binnen zwei Tagen hatte er sie umgekehrt, wie man eine Hand wendet. Na, Alte, Du mußt nicht schon wieder bös werden! Klügere und erfahrnere Menschen als Du haben sich schon von glatten Zungen bethören lassen. Du weißt gewiß, liebe Katharine, daß ich an Erich schrieb und ihn bat, hierherzukommen, uns aber nicht zu besuchen, und entwickelte zugleich die verdrießliche Lage, in die wir Alle gerathen waren. Er schrieb Dir in einem Anfall von edelmüthiger Liebe oder einfältiger Eifersucht. Grade als er den Brief abgeschickt, kam ich zu ihm und war bestürzt über sein trostloses Aussehen. Ich brachte ihn dazu, die Wahrheit einzugestehen; und nachdem ich ihm wegen seiner Heftigkeit, die sich so wenig mit der Würde seines Berufs vertrage, ziemlich stark den Leviten gelesen, eilte ich nach Hause, um die Folgen dieses unüberlegten Briefes niederzuschlagen. Als uns gestern der Diakon besuchte und damit prahlte, daß Graf Bjelke den König bewogen habe, heute die Bestallung zu unterzeichnen, drängte mir die augenblickliche Verlegenheit ein wenig kalten Schweiß aus; aber ich beschloß, durch einige meiner Freunde Aufschub zu bewirken. Dessen bedurfte es nicht; die Vorsehung hatte schon die Offenbarung seiner Missethaten zugegeben; von ihm haben wir weiter Nichts zu fürchetn."

Frau Rabenia faltete die Hände, hob ihre klaren Augen zum Himmel, und konnte Gott nicht genug danken, daß Alles so glücklich abgelaufen sei.

„Katharine,“ fuhr Rabenius mit einem schalkhaften Lächeln fort, „hast Du nicht Lust, den alten Ekeroth zu besuchen? Er hat Dich ja so gern.“

Das staunende Mädchen, die gehofft hatte, ihr Vater werde ihr es jetzt erlauben, mit Erich zusammenzutreffen, erröthete, als sie sich getäuscht sah.

„Als Du zuletzt bei ihm warst, bekamst Du ja so viel schöne Zeichnungen und Bilder zu sehen, die er aus Deutschland mitgebracht hat.“

Katharine schlug die Augen nieder und schwieg.

„Er kann Dir Dein Horoskop stellen, wenn Du es haben willst; er kann Dir das ganze Glück Deiner Zukunft zeigen.“

„Lieber Vater, laß uns warten, bis . . .“

„Liebe Katharine, laß uns gleich zu dem alten Ekeroth gehen und zu — Erich, der dort wohnt!“

Siebenundvierzigstes Kapitel.

Der Erste, der bei der Nachricht von der Verhaftung des Diakons, ihn nicht bloß verließ, sondern sein Verbrechen noch vergrößerte, war Graf Bjelke. In einer geheimen Unterredung mit dem König, der ihn etwas heftig fragte, wie er es habe wagen können, einem solchen Mann sein Fürwort zu schenken, schützte er natürlicherweise die größte Unkenntniß vor, und führte zu seiner Entschuldigung an, daß er ihn durch die stärksten Zauberkünste behext habe. Der Glaube, daß Menschen mit Beistand des Teufels übernatürliche Dinge zu bewerkstelligen vermöchten, war, wie wir gesehen haben, zu der Zeit so allgemein, so tief eingewurzelt, daß es

Niemand dem scharfsinnigen König selbst verdenken kann, wenn er nicht das geringste Mißtrauen in die Wahrheit von Bjelke's Angabe setzte. Und wer weiß, ob nicht auch der Graf, obwohl er den Freidenker spielen wollte, an die vorgegebene Verbindung des Diakons mit dem Satan glaubte; „denn,“ so dachte er, „wie sollte sich sonst ein älterer, unbedeutender Landgeistlicher so rasch in die Höhe bringen und sich in den Besitz der Geheimnisse und Intriguen des Hofes setzen? Das ist nicht mit rechten Dingen zugegangen!“ Von diesem Gedanken ist nur ein Schritt zu einem andern: gegen einen solchen ist Alles erlaubt; er ist ja schon verdammt.

Der Hof und das Publikum, die weder Theater noch sonstige Sehenswürdigkeiten, mit einem Wort, die keine oder nur höchst wenige Zerstreuungen hatten, nahmen die Neuigkeit von dem Abenteuer des Diakons mit der lebhaftesten Aufmerksamkeit auf. Es war dieß etwas Neues, Etwas, worüber sich reden ließ. Ein Theil behauptete, er werde, wie die verdammte Hexe in Westeras, lebendig verbrannt werden; Andere, milder Gesinnte, wollten, er solle erst gehängt und dann verbrannt werden, als der Diakon plötzlich alle Berechnungen zu Nichte machte, indem man ihn an demselben Morgen, wo er vor Gericht geführt werden sollte, todt im Gefängnisse fand. Der Gefangenwärter hatte während der Nacht ein schauderhaftes Gepolter daselbst gehört, wilde Ausrufungen, die fast zum Geheul ausarteten, ferner das Donnern von Würfen und Stößen, aber in der Einbildung, der Teufel halte dort ein außerordentliches Gericht, hatte er sich durchaus nicht bewogen gefunden, dorthin zu gehen. Ein paar Mal, da er auf dem Sprung stand, den Schloßprediger zu rufen, versicherte ihn seine Frau, er würde sie bei seiner Rückkunft todt finden, wenn er sie in einer solchen entsetzlichen Nacht allein ließe. Ueberdieß gab sie ihm zu bedenken, ob man denn ihr Leben nur im entferntesten mit dem eines verdammten Menschen vergleichen könne. Gegen solche

Gründe war natürlicherweise Nichts einzuwenden. Der Gefangenwärter zögerte, der Lärm in dem Arrestlokal ließ mehr und mehr nach, und bald herrschte daselbst eine Grabesstille. Sobald die Sonne am Himmel erglänzte, Alles wach und Handel und Wandel wieder in vollem Gange war, hatte die Frau Nichts mehr dagegen, daß ihr Eheherr zum Geistlichen ging.

In der Kirchenbrinke begegnete er Rabenius, der ihn alsbald erkannte und sich darüber wunderte, daß er sich ihm so bleich und demüthig, mit dem Hut in der Hand, nahe.

„Was wollt Ihr, lieber Wachtmeister?"

Erschreckt und fast athemlos antwortete er:

„Ich glaube, der liebe Gott selbst hat mich Ihnen entgegen geführt, hochwürdiger Herr Hofprediger!"

„Was steht zu Diensten?" fragte Rabenius, der sowohl aus der ungewöhnlich unterthänigen Titulatur, als aus der Aufgeregtheit des Mannes den Schluß zog, es gelte eine Sache von Wichtigkeit.

„Gott tröste uns! Der Teufel hat sich heute Nacht selbst in das Gefängniß gewagt, und der Herr weiß, ob er den Diakon von Kalbäck nicht geholt hat!"

„Was will das heißen?"

„Ja, daß der Teufel heute Nacht leibhaftig sich mit dem gefangenen Geistlichen herumgebalgt hat. Ohne die Begleitung eines geistlichen Herrn wagte ich es nicht, die Thüre zu öffnen, und — und — ich beschloß, den Morgen abzuwarten. Nun bin ich ausgegangen, um zwei Priester zu suchen: aber ich habe keinen angetroffen, und war wirklich ein wenig in Verlegenheit, als ich von weitem Sie kommen sah. Wollen Sie mit mir gehen?"

Statt aller Antwort begab sich Rabenius sogleich nach dem Gefängnisse. Wenn er auch grade die Aussage des Gefangenwärters nicht buchstäblich nahm, so erschien ihm der Vorfall doch unheimlich und schauerlich, besonders da der Mann, der unterwegs den ganzen Ver-

lauf umständlich erzählte, am Ende die grabesähnliche Stille erwähnte. Er ahnte einen gräßlichen Auftritt und beeilte seine Schritte. Bald waren sie an Ort und Stelle. Die Frau kam ihnen aus der Küche entgegen.

„Hast Du vielleicht noch weiteren Lärm gehört, Sara?"

„Nein, ich war dreimal dort und habe gelauscht, aber habe nicht das Geringste gehört. Wäre es ein gewöhnlicher Gefangener, ja sogar der schlimmste Mörder gewesen, den es nur geben kann, ich wäre gewiß hinein gegangen; aber da soll mich Gott bewahren!"

„Oeffnet schnell die Thüre!" befahl Rabenius.

Schweigend nahm der Mann die Schlüssel und man begab sich fort.

Die Gefängnisse in unsern Zeiten könnte man, in Vergleich mit denen, die sich unter der Regierung Karls XI. fanden, wahre Salons nennen; gewöhnlich lagen sie tief unter der Erde. Aus Gnade und Gunst, und weil er noch nicht überführt war, hatte man den Diakon in eins der wenigst abscheulichen gebracht. Eine ziemlich dicke Maner schied es von dem Zimmer des Gefangenwärters; aber um dahin zu gelangen, mußte man erst einen langen, halbzirkelförmigen Gang durchwandern. Der Gefangenwärter bildete den Vortrab, Rabenius das Hauptcorps und Sara, die in solcher Gesellschaft ihren Heldenmuth wieder bekommen, die Nachhut. Aber, sonderbar genug! sie trug das Licht, das den Vorausgehenden leuchten sollte. Der Gefangenwärter besaß Rask's unverzagte Natur nicht und wagte es im Nothfall nicht, selbst einen Kampf mit bösen Geistern zu bestehen; seine Furcht nahm im Gegentheil zu, je näher man der Thüre kam. Er zitterte, er sah das Schloß nicht, er fühlte nicht einmal die Schlüssel, die er in der Hand trug.

„Sara!" rief er, „was stehst Du mit dem Licht dort hinten? Komm und leuchte mir!"

„Warum seid Ihr so ängstlich, Wachtmeister?"

fragte Rabenius. „Seid Ihr Gefangenwärter und so furchtsam? Wer ein gutes Gewissen hat und in seinem Berufe ist, kann sich auf Gottes Schutz verlassen und braucht sich auch ,vor einer Legion Teufel nicht zu fürchten."

Ob der Mann nun ein gutes Gewissen hatte, oder nicht, lassen wir dahingestellt sein; gewiß ist nur, daß ihm seine Frau helfen mußte das Schloß aufschließen. Endlich drehte sich die schwere Thüre in ihren Angeln und Rabenius nahm zu seinem und seiner Begleiter großem Glück das Licht, denn bei dem Anblick, der ihnen hier aufstieß, hätte der Schrecken den Letzteren unbezweifelt dasselbe aus den Händen geworfen und Rabenius wäre allein geblieben. Der Diakon lag auf der Erde, das Gesicht nach der Thüre gekehrt; es war schwarz und aufgeschwollen; die Augen, welche bei seinen Lebzeiten tief im Kopfe stacken, standen nun herausgedrängt weit offen; seine heftigen Schmerzen hatten ihm Blut aus Mund und Nase gepreßt. Mit Gewalt mußte Rabenius den bebenden Gefangenwärter zurückhalten, während er nachsah, ob menschliche Hilfe möglich sei — es war zu spät. Er konnte nichts Anderes, als ein Gebet für den Unglücklichen zum Himmel senden. In solchen Fällen zeigt sich die Ungleichheit zwischen guten und schlechten Menschen am Auffallendsten. Als der Tod des Unglücklichen der Familie Rabenius und Erich zu Ohren kam, opferten sie ihm gerne und aus aufrichtigem Herzen Thränen des Mitleids, und ein andächtiges Vaterunser für seine Seele tönte von ihren Lippen. Hätte der Diakon an Erichs Sarg gestanden, er würde sich im Gegentheil gefreut, und je unglücklicher der redliche Jüngling geendet hätte, desto mehr würde er gejubelt haben.

Bald kreuzten sich die sonderbarsten Gerüchte. Man behauptete, der Teufel habe dem Bösewichte zuerst im Gefängnisse den Hals umgedreht, dann habe ihn eine Feuerflamme in Lenens Gestalt bei den Haaren ergriffen

und sei mit ihm davon gefahren, und Belzebub in eigner Person sei als Uhu hintendrein geflogen und habe mit einer Ofengabel dabei geschossen.

Alle Aufklärung, die sich Wallin und Rabenius über den wahren Sachverhalt verschaffen konnten, bestand darin, daß der Kammerdiener eines vornehmen Herrn am Abend vorher bei dem Diakon gewesen sei und mit ihm gegessen und getrunken habe.

Und doch sah es aus, als ob der Diakon noch herumspucke. Noch hatte sich des Königs Erbitterung gegen Erich bei weitem nicht gelegt; denn als Wallin einige Tage später, in Rabenius Gegenwart, fragte, ob Seine Majestät nun in Gnaden die Pfarrei zu Kalbäck dem Magister Erich Croning zu verleihen gedächten, da dessen Unschuld nun am Tage sei, schlug es der König ab. „Die Pfarrei," sagte er, „muß ein Mann haben, auf den ich mich verlassen kann. Er kann noch einige Jahre warten, damit ich sehe, weß Geistes Kind er ist."

Eben so erbittert wie der König, verließ Rabenius das Zimmer und murmelte: „Der Priester ist so hartnäckig, wie der Narr, und der Narr wie Seine Majestät selbst. Erich wird die Pfarrei bekommen, König Karls hartnäckigem Schädel zum Trotz! Er und kein Anderer!"

Achtundvierzigstes Kapitel.

Bei zunehmender Dämmerung ging ein junger Herr, in dem glücklichen Alter, welches Knospen, Blüthen und Früchte auf ein Mal, ohne irgend ein welkes oder absterbendes Blatt, sein eigen nennen will, in einem kleinen, viereckigen, räucherigen, nur mit einer Pritsche meublirten Zimmer, mit großen, mannhaften Schritten

umher. Seine tiefsinnigen Gedanken wurden durch das Geknarre der schweren Thüre unterbrochen, und es trat ein Mann in einem weiten Mantel herein, unter dem er Etwas zu verbergen schien.

„Was Teufel denkst Du, verfluchter Lümmel, daß Du mich so lange auf Licht warten läßt?“ rief unser junger Freund, der Kammerpage des Königs, Baron Sparre, schwieg aber plötzlich; denn der Eintretende hatte kein Licht bei sich und zog die Thüre ganz leise hinter sich zu.

„Aha, Gott sei Dank!“ murmelte Sparre, „ein Unglücksgefährte!“

Er ging näher.

„Was Teufel, Du bist es, Axel? Was hast Du angefangen, daß Du in das verfl . . .“

„Gar Nichts! Ich komme aus freiem Willen.“ Er stellte den Pack ab, den er unter dem Mantel trug.“

„Behalte Deinen Mantel um, Axel; es ist hier kalt, wie in einem Hundsstall.“

„Das merke ich.“

„Aber,“ hob Sparre wieder an, „wenn Du von freien Stücken daher gekommen bist, wie hast Du den alten, knurrigen Bären dahin gebracht, Dir aufzuschließen?“

„Ja, der Oberst meinte, es sei Schade um Dich, daß Du wegen einer solchen Lumperei so lange im Arrest bleiben sollst; er sagte zu mir: „„Es thut mir Leid um den armen Teufel, den Sparre, daß er dort so allein sitzen muß. Du kannst eine Flasche Wein und etwas Backwerk nehmen und den Abend bei ihm zubringen. Aber ruhig müßt Ihr sein, versteht Ihr!“

Sparre hatte nicht Zeit, die letzte Phrase zu hören; er schoß auf den Korb zu, wie der Falke auf eine unschuldige Taube.

„Oho, Kamerad!“ rief Biljehök, der eben Eingetretene, und hielt ihn zurück; „wir wollen mit den Fragen nach der Reihe zu Werk gehen. Was Tausend?

Kannst Du das Backwerk nicht stehen lassen? Höre, Du bist ja ärger auf Süßigkeiten, als ein zahnloses Fräulein, und willst ein Mann sein! Nein, wir wollen uns erst hübsch ordentlich hinsetzen und dann mit Genuß essen und trinken. Das ist aber ein verdammt wackeliger Tisch! Ich begreife nicht, wo ich da die Flasche hinstellen soll — zum Teufel, laß die Pastete stehen! Du kömmst mir gerade vor, wie ein Kind."

„Ja, lieber Bruder, das kannst Du freilich sagen! Es ist schon der Mühe werth, um die zwei Jahre, die Du älter bist, als ich!"

Der Zank wäre vielleicht ernsthaft geworden, hätten sich Beide nicht glücklicherweise der Warnung des Obersten erinnert, und bald standen die mitgebrachten Leckerbissen in Ordnung. Die Herrn setzten sich vertraulich neben einander auf die Pritsche, schenkten ein und tranken einander zu.

„Höre, Bruder," begann Biljenhök, „da Du doch des Königs bestimmten Willen kanntest, wie konnte es Dir einfallen, das Gebet zu versäumen?"

„Der König hatte eine andere Stunde festgesetzt und ich dachte nicht daran. Ich ging zur gewöhnlichen Zeit hin und da waren die Thüren verschlossen."

„Aber woher kommt nur dem König diese absurde Gottesfurcht? Ich meine, es wäre genug damit gewesen, wie es früher war; jetzt ist er ja grade, wie eine alte Betschwester. Der Teufel soll's holen, glaube ich nicht, er will uns eher zu Mönchen, als zu Soldaten machen; zwei Tage Arrest für eine versäumte Betstunde!"

„Ja," erwiederte Sparre und tunkte behaglich sein Backwerk in den Wein; „kommt dann noch der Teufel und holt einen Pfaffen, so bekommen wir weder zu essen noch zu trinken."

„Wie? Meinst Du, das sei nur wegen des Geistlichen von Kalbäck?"

„Ja, zum Donner! Thut der groß mit seinem Alter und hat das nicht gemerkt! Ja, mein Junge, grade das

hat den König so angegriffen; deßhalb schläft er nicht, deßhalb ißt er nicht, und deßhalb haben die Geistlichen Befehl erhalten zu so langen Predigten und zu einer solchen Betstunde, daß mir Gott meine Sünden verzeihe. — Still! Was war das für ein Gepolter?"

„Gepolter?" fragte Biljehöck flüsternd. „Ja, siehst Du, Sparre, man soll den Teufel nicht an die Wand malen."

„Ja, ja, ich habe gerade keine Angst," erwiederte Sparre mit so festem Ton als möglich; „aber das gestehe ich: käme der Wegweiser zu dem breiten Weg, ich spränge wie siebentaus..."

„Wohin, wenn ich fragen darf; durch das Schlüsselloch oder durch den Schornstein?"

„Nein, die Landstraße hinunter."

„Ich wundre mich durchaus nicht über den König. Weißt Du, wir müssen so manche Schelmenstreiche unterlassen, die wir vorhaben. Es ist Schade!"

„Freilich ist es Schade! Es ist verdammt dumm eingerichtet, daß es so bequem sein muß, den breiten Weg zu gehen und so verflucht schwer, auf dem schmalen fortzukommen. Da wir nun aber doch einmal von solchen Dingen reden, was meinst Du? Glaubst Du wirklich, daß es nur einen Himmel gibt, und daß Du, der doch aus altem Geschlechte ist, mit Bauern und Knechten zusammen kommen wirst?"

„Gott weiß! Aber die Priester sollten es bleiben lassen, diese Leute Miterben zu nennen; das macht das Gesindel so hochmüthig. Ich habe meinen Herrn Vater erzählen gehört, wie zu Zeiten seines Herrn Großvaters, einer aus der Familie Sperling einen Bauern züchtigte, der es wagte, auf diese Weise zu reden; aber, Gott soll's wissen, die Zeiten sind vorbei. Wenn Du schwören willst, mit keinem Menschen davon zu reden, so sollst Du Etwas hören. — Ja, mein Vater gelobte, daß der König hier seine Reduktion noch büßen soll und sein Sohn mit, wenn er uns unsre Güter nicht wiedergeben und die

Bauern nicht das will bleiben lassen, wozu sie Gott der Herr erschaffen hat. Man darf ja nur einen vornehmen Herrn neben einen Unadeligen stellen, um auf der Stelle den Unterschied zu sehen."

„Still! was klopfte denn schon wieder? Das ist doch zu sonderbar mit dem Klopfen hier; am Tage, wenn's hell ist und die Sonne scheint, dann scheere ich mich Nichts drum; aber in der Dunkelheit und bei Nacht — hu! dann lauft's kalt über den Rücken! Wäre der Teufel von Fleisch und Blut, dann wäre ich nicht im Geringsten bange."

„Ja, das glaube ich; dann sollte dem Herrn bald die Degenspitze durch den Leib fahren."

„Ach ja! Es war doch eigentlich etwas Himmlisches, daß Dich der Oberst hierherkommen ließ! Aber laß uns von etwas Anderem reden! Hast Du mir nichts Neues zu erzählen?"

„Ja, richtig! Klaus Narr war verreist und hat einen tüchtigen Verweis bekommen."

„Was sagst Du?"

„Ja, gerade aus derselben Ursache, weßhalb Du Arrest bekommen: er versäumte es, Betstunde zu halten."

„Wie war das möglich?"

„Wenn die Schwarzröcke Ordnung untereinander hätten, wie wir Militärpersonen, denen fiele so Etwas nicht vor. Keiner von ihnen weiß recht, an wem die Woche ist, Betstunde zu halten, sondern sie überlassen das gerade dem Zufall; und wird dann einmal Einer unwohl, so wie es hier der Fall war, so — — kurz: über eine halbe Stunde verging, bis man Klaus auffand und die Betstunde gehalten werden konnte."

„Was sagte denn der König?"

„Nicht viel; die Lippen wurden nur noch einmal so dick und noch ärger zusammengekniffen."

„Und was sagte Rabenius?"

„Ach, der zog sich gut genug heraus. Er stellte sich so demüthig und bußfertig, daß der König am Ende

anfing zu lachen; und der, welcher Klaus ein Bein unterzustellen gedachte, fiel in dieselbe Grube, die er einem Andern gegraben, da er sein Unwohlsein nicht gemeldet hatte."

„Er machte sich also krank."

„Das mag der Kukuck wissen. Ich weiß nur das, daß Nichts über Pfaffenkniffe geht."

„Apropos, wegen der Geschichte!" unterbrach ihn Sparre. „Du wirst sehen, daß Rabenius doch noch die Pfarrei in Kalbäck für seinen Schwiegersohn herausschlägt."

„Das ist nicht möglich! Ich weiß, daß sowohl Wallin als Rabenius bei dem König für Croning gebeten haben; aber es war umsonst. „Magister Erich kann warten," gab er zur Antwort, „damit ich sehe, weß Geistes Kind er ist; und was Deine Tochter betrifft, so kannst Du sie einem andern Mann geben, wenn sie nicht warten will."

„Ha, ha, ha! Du prahlst mit Deinem Alter und hast nicht gemerkt, wie es bisweilen vorkommt, daß gerade das Gegentheil von dem stattfindet, was der König sagte, wenn er erst einmal mit Lindskjöld, Bjelke oder einem Andern von denen gesprochen hat, die Hahn im Korbe sind. Ich weiß, daß der alte Klaus Narr nicht so dumm ist und seinen Vorsatz aufgibt. Höre Du, Biljehök, vorgestern hörte ich einen gewissen Mann sagen: „Des Königs Laune ist so unerträglich, daß wir Rabenius zu ihm schicken müssen, um ihn aufzumuntern." Und Du meinst, Klaus Narr sei ein so großer Thor, um die Gelegenheit nicht zu benutzen? Mich ärgert nur das Einzige, daß ein Schwarzrock ein so schönes Mädchen, wie Katharine Rabenia haben soll; sie müßte einen Offizier zum Mann bekommen. Denk Dir, Bruder, wenn Du an meiner Stelle gewesen wärest, und fast eine Viertelstunde hättest bei ihr stehen und mit ihr reden können?"

„Was tausend sagst Du da? Wie kamst Du dazu?"

„Ohne Hexerei. Jungfrau Sophia sah die Frau Rabenia über den Schloßhof gehen und zwar in einem Kleide von so schönem Zeug, wie sie früher nie gesehen. Flugs erbot ich mich, zu Rabenius zu gehen und ein Muster davon zu holen. Das Mädchen lachte über meine Dienstfertigkeit, daß ihr fast der Athem ausging. Dann sagte die einfältige Person lachend und ganz laut, die Pagen sollen erst dafür sorgen, einen Bart und Uniform zu bekommen, ehe sie den Mädchen nachlaufen; als ob ich keinen Bart hätte! und nächstes Jahr tret' ich in die Garde."

„Ja, es ist ganz verflucht, daß die Mädchen so einen einfältigen Geschmack haben und alte Kerls, die weit über dreißig sind, uns vorziehen. Wir sehen doch wohl ein Bischen besser aus, als die alten schwarzbraunen Offiziere, worauf sie so versessen sind."

In diesem eifersüchtigen Ton fuhren die beiden Jungen fort, ohne zu bedenken, daß die unerbittliche Zeit sie bald genug aus den Rosengärten der Jugend in die bärtigen Wälder des Mannesalters führen werde, wo sie unter dem Schatten von Eichen und Föhren einherwandelnd, sehnsüchtige Blicke nach den fernen, diamantbestreuten, sonnbestralten Blumenfeldern zurückwerfen würden.

Neunundvierzigstes Kapitel.

So ganz unrichtig hatten die beiden Pagen ihren König Karolus nicht beurtheilt. Der Vorfall mit Lene, und besonders mit dem Diakon, erbitterte sein Gemüth in hohem Grade. Er zürnte wegen Lenens übereilter Hinrichtung, indem er, aus Veranlassung der Gerüchte, die von Finnland her zu seiner Kenntniß gekommen waren, sie selbst hatte verhören wollen. Es gelang j

doch seiner Umgebung, die Sache so zu bemänteln, daß er nicht direkt argwöhnen konnte, man habe sie absichtlich aus dem Weg schaffen wollen. Am meisten brachte es ihn auf, daß ein Geistlicher, der nahe daran war, sein eigner Gemeindepfarrer zu werden, ein Bündniß mit dem Fürsten der Finsterniß einzugehn gesucht hatte. Das wollte ihm nicht aus dem Kopf. Er glaubte darin die Strafe Gottes für seine oder seines Volkes Sünden zu erblicken. „Gott," sprach er, „läßt es zu, daß die Wölfe in Schafskleider umhergehen und die schon blutende Heerde zerfleischen!" und er dachte auf kraftvolle Maßregeln, dem ausbrechenden Uebel zu steuern.

An demselben Morgen, an dem er seinen Beschluß in's Werk setzen wollte, stand er, auch für die damalige Zeit, ungewöhnlich früh auf. Noch färbte kein Stral des Tages den östlichen Horizont, der Morgen war kalt und trüb, und der König befahl einzufeuern. Er ging einige Mal vor der prasselnden Gluth auf und ab, bevor er sich zu seinem Schreibtisch setzte, um durch ein Schreiben an den Erzbischof, strenge Wachsamkeit in der Kirche anzubefehlen. Dieser Brief, weit entfernt, seine Stimmung zu mildern, regte ihn noch mehr auf. Die Widerspenstigkeit der Großen, ihre Kabalen, ihre Lust, lieber das Vaterland zu verrathen, als, was er wohl merken mußte, zuzugeben, daß ihre weniger glücklichen Mitbürger — denen sie so gerne, wenn es sich nur hätte thun lassen, den Titel Menschen versagt hätten — sich auf eine Stufe mit ihnen stellen; die Hungersnoth, welche in seinem Reiche wüthete, dieß Alles bestürmte sein Herz, in Allem sah er das Werk des Teufels und brach endlich in die Worte aus:

„O Du, der Du in Deiner letzten Nacht für Deine Jünger gebetet hast, der Satan möge sie nicht sichten, wie man den Waizen sichtet, bete auch so für uns! Lege meinen Schultern kein schwereres Kreuz auf, als ich tragen kann! Sieh, Herr, ich habe ja in Allem Deine Ehre vor Augen gehabt. Gerecht bin ich gegen

mein Volk gewesen, keinen ungerechten Krieg habe ich angefangen!" — Hier schwieg und bebte er zugleich; es kam ihm vor, als rede der gerechte Pharisäer durch seinen Mund; er beugte das Haupt in die Hände und saß eine Weile stumm.

„Nein," sagte er, „fort mit aller leeren Eitelkeit! Was bin ich? Was ist wohl eine irdische Majestät gegen den König der Engel und der Welt, daß ich mich erdreiste, mit Thaten zu prahlen, bei denen ich nur Dein Werkzeug war, oder sein mußte? Was vermag ich ohne Deinen Beistand, Deine Gnade? Ich wage es, mich auf wenige Tugenden zu berufen? Und all das Gute, was ich unterlassen habe; und die Achtlosigkeit, Ungerechtigkeit und Versäumniß meiner Diener, unter denen so Manche leiden mußten, die zu überwachen mein Beruf war, und für die ich verantwortlich sein muß? Nein, o Herr! geh nicht in's Gericht mit Deinem Diener! Denn wer ist gerecht vor Dir? Mit zerknirschtem Herzen bete ich: laß unsrer Sünden wegen nicht die Hölle über uns kommen, damit nicht der Unschuldige unter ihren Schlägen vergehe mit dem Schuldigen! Vor Allem schenke mir Kraft und Gnade, gute und treue Hirten für Dein Volk zu erwählen, die uns führen können auf den Weg der Seligkeit! Gib nicht nicht zu, daß Menschen, die vom Teufel besessen sind, sich in Dein heiliges Amt einnisten und Deine Heerde führen auf die Höhen des Verderbens oder in den Abgrund der Sünde, wo . . ."

Hier wurde er durch ein Geräusch in dem Vorzimmer unterbrochen, er erhob sich von seinen Knien, auf die er gesunken war, und blickte nach der Thüre. Aber bevor wir nach dem Eintretenden sehen, müssen wir Rabenius noch einmal besuchen, und die Erzählung auf den vorhergehenden Tag zurückführen.

Rabenius wollte sich zum Mittagsmahl nach Hause begeben, als er auf dem Hauptmarkte dem königlichen Sekretär Piper begegnete.

„Wie gut ist es," sagte dieser, „daß ich so glücklich bin und den Herrn Hofprediger antreffe! Ich komme grade von Ihnen, wo ich die Ehre hatte, sie zu suchen, und verzweifelte schon an der Möglichkeit, Sie heute zu sehen, während mir das Glück jetzt so hold ist."

Rabenius sah ihn forschend an. Aus dem ungewöhnlich artigen Gruß schloß er leicht, daß der königliche Sekretär Etwas in petto habe, und antwortete daher mit einer Frage:

„Worin kann ich Ihnen dienen?"

„Sie sollen nur ein gutes Glas Wein mit mir trinken, damit wir gelegentlich ein wenig mit einander plaudern können."

„Unendlich verbunden! Besonders wenn ihre Mittheilung eben so gut ist, als der Wein!"

„Wie man's nimmt! Aber was ist vollkommen unter der Sonne? Immer folgt ein a b e r."

Bald saßen die Herrn beim Glase und Piper erzählte, wie der König, seit dem Tode des Diakons, immer üblerer Laune werde, daß man ihm Nichts recht machen könne, und daß zu allem Unglück einige fanatische Priester sich die Gelegenheit zu Nutze machen, ihn zu gewaltsamen Maßregeln gegen den Teufel und seinen Anhang aufzureizen. Nun wolle er sich an Rabenius, als einen aufgeklärten Theologen, wenden, der am Besten das Wahre vom Falschen zu unterscheiden wisse, und da er zugleich die Gnade des Königs in hohem Grade besitze, so könne er am Füglichsten diese düstre Gemüthsstimmung zerstreuen, und allem Unwesen steuern.

„Herr Sekretär, das ist leichter gesagt, als gethan. Bei einem solchen Versuch kann des Königs Gnade leicht verloren gehen."

„Allerdings; aber was ist anzufangen? Sollen sich die alten Auftritte wiederholen; die Weiber aus jedem Hause in der Walpurgisnacht nach Blakulla reiten; jeden Sonntag mit Blut unterzeichnete Bittschriften an

den Teufel in den Kirchthüren gefunden werden, die umhergetragen werden und Entsetzen bei den Einfältigen im Lande erwecken? Die Merkwürdigkeit haben sowohl große Laster, als große, hohe und tugendhafte Beispiele, daß sie anstecken. Ich bin lange Sekretär gewesen, und habe immer gefunden, daß es so eintraf; nie hat ein großer Verbrecher allein dagestanden. Daher kommt wahrscheinlich die Sage, daß drei Hinrichtungen immer dicht auf einander folgen. Auch jetzt scheint sich der Satz zu bestätigen; denn nach des Diakons Tod hat sich schon das Gerücht verbreitet, der Teufel habe einem Schlächter und einem Bäcker, die falsches Gewicht geführt, den Hals umgedreht.

„Was der Tausend! Ist's möglich? Ist der Teufel jetzt so gerecht geworden? Vor allen Dingen sorgen Sie, daß der König so Etwas nicht erfährt; denn sonst macht er den Teufel auf der Stelle zum Oberstatthalter, wie er den Falschmünzer zum Münzmeister machte."

„Ha, ha, ha! Nun gut, Herr Hofprediger, helfen Sie uns nur, daß wir den Teufel vom Halse bekommen! Wer Andern hilft, hilft sich oft selbst. Gelingt es Ihnen, den König von seiner übertriebenen Furcht zu heilen, so unterzeichnen Sie vielleicht dadurch die Pfarrbestallung für ihren zukünftigen Schwiegersohn. Himmelschreiend ist es doch, und das sage ich ohne Schmeichelei, daß ein so edler, gelehrter und verdienstvoller junger Mann, eines bloßen Vorutheils wegen, seines Amtes verlustig gehen soll."

Sie wechselten noch einige Worte; aber die Flasche war leer, und Frau Rabenias gutes Mittagsmahl wartete. Die Herrn nahmen Abschied von einander.

Dieß Gespräch hatte Rabenius in ein Meer von Verlegenheit geschleudert, in dem er keinen sichern Landungsplatz gewahrte. Er hielt es für scheußlich, wenn der schon erstorbene Aberglaube wieder Luft bekäme und sich erholte, um von Neuem umherzuspucken; dabei lag ihm auch noch Erichs Zukunft in der Perspektive. Tau-

send Ideen und Einfälle kreuzten sich in seinem Kopfe; er war nur in der Wahl zweifelhaft, denn sein Streich konnte nur auf eine Art ausgeführt werden, und — welche war die Beste? Er glich einem Piquetspieler, der nur drei Karten verlegen kann, während doch fünf verdeckt vor ihm liegen. Dazu kam noch, daß ihm Erich selbst in seinem Plan hinderlich war; denn eher hätte derselbe, das wußte Rabenius mehr als zu wohl, sich Alles versagt, als sich den mindesten Streich erlaubt, mochte derselbe noch so unschuldig und in noch so guter Absicht unternommen sein. Nach und nach ordneten sich seine Gedanken; sein Plan war fertig und er lachte heimlich, daß er das Vergnügen haben werde, den König einigermaßen zum Narren zu halten und zugleich seinen künftigen Schwiegersohn bei der Nase herumzuführen, dadurch, daß Beide ihm zu seinem Vorhaben hülfreiche Hand leisten sollten.

An demselben Abend schrieb er deßhalb Erich ein Billet, worin er ihn bat, sich um halb sechs Uhr am folgenden Morgen in dem Arbeitszimmer des Sekretärs Piper einzufinden, wo sein Schicksal wahrscheinlich eine günstige Wendung nehmen werde. Auch traf er noch einige andre kleine Anordnungen.

Wir wenden uns wieder zum König.

Er hörte, wie gesagt, ein Geräusch im Vorzimmer, sah die Thüre aufgehen und gewahrte zu seiner Bestürzung, daß der Eintretende kein Anderer war, als Rabenius oder Klaus Narr, der sich aber in einem sonderbaren Aufzug befand. Sein Aussehen war verstört, seine Kleider in Unordnung, sein Haar ungekämmt und verworren, sein Blick unstet und irr.

„Was ist vorgefallen? Was fehlt Dir?“ rief der König verwundert.

„O!“ schrie Rabenius, „ich bin verloren! Retten Sie mich! Nur Ew. Majestät kann es.“

Dabei stürzte er dem König zu Füßen und umfaßte

seine Knie. Der König fragte bestürzt noch einmal, was ihm fehle.

„Ew. Majestät!" rief er mit dumpfer Stimme, „meine Sünden . . . der Teufel . . ."

Er bebte am ganzen Körper. Obwohl ein wenig erschrocken, ergriff doch der König Rabenius und folgte mit seinen Blicken allen seinen Bewegungen; seine Augen starrten wild nach der Thüre.

„Sag mir, was das ist, Rabenius? Was will der Teufel mit Dir? Du antwortest nicht? Rede! Ich befehl' es Dir!"

„Ja, ich will reden, und hoffe, daß Ew. Majestät mir aus Gnade und Barmherzigkeit Ihre Hülfe nicht verweigern werden; denn sonst — es ist schon drei Viertel auf sechs! Um sechs Uhr, um sechs Uhr, dann ist es vorbei!"

Des Königs Neugierde, Unruhe und Theilnahme waren auf's Höchste gespannt; mit Mühe vermochte er Rabenius zu befehlen, sich deutlicher zu erklären. Zitternd begann derselbe:

„Heute Nacht trat — hu! mich schaudert's seinen Namen zu nennen — der Erbfeind der Menschen an mein Bett. „Mach Dich bereit!" schrie er, „mach Dich bereit, mir morgen zu folgen!" Umsonst waren alle meine Worte zu meiner Vertheidigung; die gräßliche Gestalt hielt mir mein ganzes Sündenregister vor. Dort las ich die tausend Possen, die ich in der Eigenschaft als Klaus Narr angerichtet hatte; dort las ich die versäumte Betstunde und verstummte. „Um sechs Uhr komme ich, sagte er; „dann hole ich Dich."

„Unglücklicher! wie soll ich Dich retten können?"

„O, beten Sie!"

Nun hörte man einen Schlag an der Thüre. Hätte der König Rabenius nicht aufgefangen, er wäre zu Boden gestürzt.

„Bete mit mir!"

„Ich kann nicht; der Teufel läßt es mir nicht zu."

„Bete!“

„Was soll ich beten? Das Vater, Vater...“

Hier schienen ihm Stimme und Kräfte auszugehen. Voll des tiefsten, innigsten Mitleids mit seinem beklagenswerthen unglücklichen Priester und Hofnarr, begann der König:

„Vater unser, der Du bist im Himmel —“

„Vater — unser — der Du bist — im Himmel —“ stotterte Rabenius nach.

„Geheiliget werde Dein Name —“

Rabenius wiederholte es stotternd.

„Zu uns komme Dein Reich —“

Rabenius sprach es nach.

„Dein Wille geschehe —“

„O!“ schrie Rabenius, „jetzt bring' ich kein Wort mehr hervor.“

„Was sagst Du?“

Wieder geschah ein stärkerer Schlag an die Thüre. Außer sich schrie Rabenius:

„Es bleiben mir nur noch sieben und eine halbe Minute! — Schreiben Sie, Ew. Majestät! Um Alles in der Welt schreiben Sie! dann kann ich es ablesen.“

Er schob ein an beiden Enden zusammengerolltes Papier dem König auf den Tisch.

„Schreiben Sie hier mitten darauf!“

Der König schrieb: „Dein Wille geschehe.“

„Ach, geruhen Ew. Majestät Ihren Namen zu unterzeichnen!“ fuhr Rabenius mit Hastigkeit fort.

„Warum das? Wozu soll das dienen?“

„Karolus ist ein Name, vor dem selbst der Teufel bebt und entflieht.“

Der König zögerte noch.

Rabenius sah nach der Uhr und schrie in höchster Verzweiflung:

„Gleich ist es sechs; wenn es schlägt, so ist Alles verloren!“

Der König unterzeichnete eilends seinen Karolus.

Rabenius hatte das Papier in Händen, die Uhr schlug und in diesem Augenblick donnerte ein Schlag, noch stärker als die beiden vorhergehenden, an die Thüre. Rabenius stürzte dahin. Obwohl der König gerade gehört, daß sein Name selbst für den Teufel eine Bannformel sei, zog er sich doch auf die Seite, war aber gleichwohl so neugierig, daß er den Hals hervorstreckte, um zu sehen, was möglichenfalls draußen passiren könne. Rabenius riß die Thüre auf, warf das Papier hinaus und rief:

„Da ist es!"

Er schloß die Thüre und eilte zum König.

„Ew. Majestät haben mich gerettet! Mein ganzes Leben werde ich Ihnen für diese Gnade dankbar sein!" Nun brach ein solcher Strom von Danksagungen über Rabenius Lippen, daß der König, der ungewöhnlich aufgeregt war, nicht ein einziges Wort zu erwiedern vermochte. Endlich, und es war hohe Zeit, denn der Athem begann Rabenius auszugehen, öffnete sich die Thüre und Erich in vollem priesterlichen Ornat trat mit einem offnen Papier in den Händen ein. Rabenius eilte ihm entgegen.

„So, beuge Dich nun in tiefster Unterthänigkeit und danke Sr. Majestät, daß Sie so gnädig gewesen, Dir die Bestallung zu verleihen!"

Der König, der den Zusammenhang einzusehen anfing, trat überrascht einen Schritt zurück, und fragte verlegen:

„Was soll das heißen, Rabenius?"

„Daß Klaus Narr wieder einmal bei der Hand war," antwortete Rabenius mit demüthigem Ton, und daß Ew. Majestät, um des Narren willen, mögen Gnade für Recht ergehen lassen, und den Unschuldigen nicht mit dem Schuldigen strafen; denn bei Ehre, Leben und Seligkeit, Croning ahnte nicht das Geringste von meinem Vorhaben! Dieß können Ew. Majestät auch gleich daran sehen, daß er so verblüfft und, hätte nicht schon der Lorbeer seine Schläfe geschmückt und schriebe er nicht so gute Predigten, würde ich sagen, daß er so dumm dasteht."

Karl warf einen flüchtigen Blick auf ihn, während Zorn und Lachen in seinem königlichen Herzen um die Oberhand stritten. Bald schoß er einen Blitz aus den scharfen Augen, bald zog es ihm den Mund zum Lachen über den bizarren Anschlag. Unsere Zeit begriff es schwer, wie es möglich sein könne, daß die damaligen, ganz unumschränkten Regenten sich von gewissen, ihnen angenehmen Personen, fast zu sagen, zum Narren halten ließen; aber unzählige Beispiele beweisen, daß es geschah. Man lachte und verzieh. Die Sache läßt sich leicht erklären. Sie standen auf einem so getrennten Standpunkt, daß sie sich in ihrem Sinn für den Mond ansehen, den die Hunde anbellen, oder für die Sonne, die über Gerechte und Ungerechte scheint.

Das Lachen siegte; der König fuhr heraus.

„Croning," sagte er, „zur Strafe für Eure Unbedachtsamkeiten, hatte ich nicht im Sinne, Euch so bald eine Pfarrei zu geben; aber der König im Reich der Narren, das größer ist, als das meinige, hat es anders gewollt. Zeigt Euch durch wahre Gottesfurcht meiner Gnade würdig, und hütet Euch vor Freigeisterei und Irrlehren!"

Der König reichte ihm seine Hand, die Erich ehrfurchtsvoll küßte.

Ob es dem König mit dieser Rede Ernst war, oder ob er sehen wollte, wie sich Rabenius aus der Klemme ziehe, ist schwer zu entscheiden. Er wandte sich zu seinem Günstling und sagte ziemlich aufgebracht:

„Ich habe dem Klaus Narr manche Streiche verziehen, aber doch hätte er nie vergessen dürfen, wie innig Nils Rabenius mit ihm zusammenhängt, daß dieser ein Priester und somit dieser Auftritt unanständig und meiner Ungnade werth ist."

„Ew. Majestät, das habe ich nie vergessen; im Gegentheil, gerade Nils Rabenius ist es, der durch Klaus Narr beweisen will, wie leicht es ist, Wahn und Aberglauben, ja selbst den Namen des Teufels zu seinen

Absichten zu benützen. Hätte das Volk mehr Furcht vor Gott als vor dem Teufel, würde sich die Hexerei und Zauberei bald in Rauch und Dunst auflösen und Ew. Majestät würde über aufgeklärte und vernünftige Christen herrschen, statt über eine zerstreute Heerde, die keinen Hirten hat; und die Gewalt des Teufels würde wieder unter dem siegreichen Banner des Kreuzes durch das Wort Gottes zernichtet werden."

„Du hast wirklich Recht, mein lieber Klaus Narr," antwortete der König mit majestätischem Ernst, „und es hat Dir beliebt, mich selbst zum Prüfstein Deiner Theorie zu erwählen, daß nämlich der Eigennutz sich des Aberglaubens zur Erreichung seiner Zwecke bediene. Es ist gut damit gegangen. Ueberdieß hast Du Deine Worte in Deiner Erwiederung nicht thöricht gestellt, und ich verzeihe Dir deßhalb. Was Croning betrifft, so habe ich ihm meine Meinung gesagt. Ketzerische Lehren, Zwietracht und Uneinigkeit darf er in seiner Gemeinde nicht erregen. Sollte er doch Recht haben, so ziemt es einem Priester, sanftmüthig zu Wege zu gehen, nicht seine Weisheit auf Straßen und Märkten auszukramen zur Aergerniß der Schwachen, die noch nicht im Stande sind, die Wahrheit unverschleiert zu betrachten. Alles braucht hier in der Welt seine Zeit zur Reife, so auch die Aufklärung. Man kann das Licht so plötzlich einführen, daß sein Schein blendet, statt zu erleuchten, und daß das Volk schwindligen Hühnern gleich wird, die man unvorsichtiger Weise an einem schönen und milden Märztag, wenn noch der Schnee die Erde bedeckt, herausgelassen hat. Sonnenblind flattern die armen Thiere hierhin und dorthin, wissen nicht wo ein und wo aus, und würden jämmerlich umkommen, wenn man nicht Acht auf sie hätte. Meine Gemahlin, fügte der König huldvoll hinzu, „wird Eure Hochzeit ausrichten und mit eigenen Händen den Kranz in die Locken der wirklich schönen Braut heften."

Ende.

In unserem Verlage ist ferner erschienen:

Der Erzähler aus der Heimat und Fremde.

Herausgegeben
von
Carl Spindler.

1r und 2r Band.

Jährlich vier Bände in gleichen Zwischenräumen. Jeder Band wird 20 Bogen in 8° stark sein und bei ganz eleganter Ausstattung doch nur 1 Thlr. oder 1 fl. 36 kr. kosten.

Es ist die Bestimmung des „Erzählers," novellistische Gaben aus der Heimat und Fremde in gleichmäßigen Zeitabschnitten und von gleichmäßigem Umfang darzubieten, aus der Heimat in Originalien, aus der Fremde in gediegenen Bearbeitungen der glänzendsten Erscheinungen der in das gegebene Bereich einschlagenden Literatur. In letzterer Hinsicht wird die Auswahl so getroffen werden, daß sich der Erzähler wesentlich von dem in unserem Verlage erscheinenden, in unzähligen Exemplaren in ganz Europa verbreiteten, „belletristischen Auslande" unterscheidet. Während es nämlich die Aufgabe des belletristischen Auslandes ist, das Vorzüglichste der fremden Romane in einer großartigen Sammlung zu liefern und eine vollständige auswärtige Roman-Bibliothek zu gründen, hat man bei der Redaktion der hier angekündigten, literarischen Erscheinung die kleinen, pikanten Erzählungen und Novellen im Auge, wie sie bei den gebildetsten Völkern unserer Zeit zu Tage gefördert werden. Wenn wir indessen den Unterschied der beiden Unternehmungen hier feststellen zu müssen glaubten, um jedes mögliche Mißverständniß zu beseitigen, so haben wir doch wohl die Versicherung zu geben, daß darum den Erzählungen aus der Fremde, obgleich die umfangreichen Produkte der Romantik einem andern Gebiete überlassen bleiben, nie der Vorwurf der anekdotenartigen Kleinheit zu machen sein wird, wovor wir dadurch, daß wir einen ganzen Band zu gleicher Zeit erscheinen lassen, geschützt sind. — Ein weiteres und hauptsächliches Unterscheidungs-

zeichen zwischen Ausland und Erzähler besteht darin, daß dieser nicht nur von Carl Spindler herausgegeben wird, sondern auch

in jedem Bande eine Originalerzählung von der Feder dieses unseres gediegensten, berühmtesten, lebenskräftigsten Novellisten

enthält, was der Sache allein schon eine so mächtige Bedeutung verleiht, daß wir diesem neuen Ausflusse unseres Verlags eine glänzende Zukunft zu prophezeihen berechtigt sind. An den Namen von Spindler reihen wir den von W. v. Chezy an, welcher sich in dem von uns vorgezeichneten Gebiete längst rühmlichst bekannt gemacht hat. Bürgt Spindlers fort und fort schaffender, unablässig und überreich strömender Genius einerseits für die anziehendsten Originalien, so bürgen anderseits auch die Art und Weise, wie er seine Stoffe zu behandeln pflegt, wie er dem sittlichen Gefühle stets die vollste Achtung angedeihen läßt, dafür, daß bei den Erzählungen aus der Fremde Alles streng ausgeschieden bleibt, was das Zartgefühl nur entfernt zu verletzen vermöchte. Der Erzähler soll mit Ruhe, ohne eigene Prüfung seiner einzelnen Blätter, in jede Hand gegeben werden können. — Als einen Grundsatz der Redaktion glauben wir bezeichnen zu müssen, daß nur die allerneuesten Erscheinungen der auswärtigen Romantik, nur die Erscheinungen der jedem Bande vorhergehenden letzten Monate Aufnahme finden sollen. Durch unsere Verbindungen in allen betreffenden Ländern erhalten wir Alles, was irgend eine Presse Interessantes für unser Unternehmen liefert, und die Redaktion ist hiedurch in den Stand gesetzt, nur Vortreffliches zu wählen und zugleich kein Erzeugniß von Bedeutung zu übersehen. Die Uebertragungen aus den fremden Sprachen sind in Hände gegeben, von denen sich stets freie Arbeiten erwarten lassen, und man kann mit Bestimmtheit voraussetzen, daß die beiden Klippen, zu starke Germanisirung und dadurch ein Verwischen der Originalität und zu ängstliches Halten an die Worte des fremden Novellisten, vermieden werden. Und was wir hier bieten und versprechen, versprechen wir nicht allein für den ersten, für den zweiten Band, sondern für alle Zeit, die der Erzähler bestehen wird, der in Saft und Kraft bleiben und, wie er eine gesunde Wurzel in der Lesewelt schlagen muß, so auch gesund und frisch und freudig fortleben und sich einer gleichmäßigen Achtung erfreuen soll, von nun an bis in seine spätesten Jahrgänge.

Stuttgart, im Juli 1846.

Franckh'sche Verlagshandlung.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

In unserem Verlage ist ferner erschienen:

Weltpanorama.

51—56 Bdchn. 12°. geh. à 12 kr. oder 4 Ngr.

Auch unter dem besondern Titel:

Irländische Zustände,

geschildert von M. A. Titmarsh.

Aus dem Englischen von C. E. Lenzor. 6 Bändchen.
1 fl. 12 kr. oder 24 Ngr.

Wir übergeben in „Titmarsh Irländischen Zuständen" eine Schrift, welche die Aufmerksamkeit und Schätzung, die ihr in ihrem Vaterland geworden, auch bei unseren Lesern gewinnen wird. — Ein Mann von ausgezeichnetem Geist, hellem und scharfem Blick, zu Hause in der Weltstadt und auf Reisen zum Beobachter und Vergleicher befähigt, durch vielseitige Kenntnisse und Erfahrungen zum Richter gereift, frei von heimischem Vorurtheil, gleich offen für das Schauen und Würdigen des Guten und Fehlerhaften, legt Titmarsh die Thatsachen und seine Ansicht unumwunden dar, und macht seine Schrift zu einem treuen Gemälde voll ansprechender Lebensbilder, alle wahr in der Zeichnung und Färbung, aus der Tiefe der sorgfältigsten Anschauung geschöpft. Er hatte das Land, das in unsern Zeiten und seit lange her Aller Augen auf sich zieht und noch Wichtiges in seinem Schooße trägt, nach allen Richtungen durchzogen und gibt nun Bericht. Wer diesen genau erfaßt, kennt Irland in allen seinen Verhältnissen, und mag nun selbst urtheilen und richten, vielleicht auch in Irlands Zukunft einen Blick durch geöffnete Spalten werfen. Die eingestreuten Erzählungen, anziehend und belehrend, erhöhen nicht wenig den Werth der Schrift.

Stuttgart, im Juli 1846.

Franckh'sche Verlagshandlung.

In unserem „Weltpanorama" ist in den Nummern 72—77 erschienen:

Die Abenteuer eines Auswanderers

in den

Colonien von Vandiemensland.

Von

Charles Rowcroft.

Deutsch von **Dr. Scherr.**

6 Bändchen. Preis 1 fl. 12 kr. oder 24 Ngr.

Dieses ausgezeichnete Werk verbindet mit dem belehrenden Scharfblick, womit es sich über die für die Gegenwart so hochwichtige Frage der Ansiedelungen in fremden Welttheilen verbreitet, allen Reiz und Zauber eines Lebens unter den Gefahren und Wechselfällen der Wildniß, welche durch die thätige Hand des Auswanderers allmälig für Cultur und Gesittung gewonnen wird. Der Umstand, daß der Schauplatz ein so zu sagen noch jungfräulicher ist, nämlich die große Insel Vandiemensland in Australien, von welchem Welttheil wir noch so wenig wissen, kann den Werth des Buches nur erhöhen.

Stuttgart, 1846.

Franckh'sche Verlagshandlung.

Zur Nachricht.

In unserem „Weltpanorama“ wird demnächst erscheinen:

Die

Abenteuer eines Auswanderers

in den

Colonien von Vandiemensland.

Von

Charles Rowcroft.

Deutsch von **Dr. Scherr.**

Preis des Ganzen ungefähr 1 fl. 30 kr. od. 28 Ngr.

Dieses ausgezeichnete Werk verbindet mit dem belehrenden Scharfblick, womit es sich über die für die Gegenwart so hochwichtige Frage der Ansiedelungen in fremden Welttheilen verbreitet, allen Reiz und Zauber eines Lebens unter den Gefahren und Wechselfällen der Wildniß, welche durch die thätige Hand des Auswanderers allmälig für Kultur und Gesittung gewonnen wird. Der Umstand, daß der Schauplatz ein so zu sagen noch jungfräulicher ist, nämlich die große Insel Vandiemensland in Australien, von welchem Welttheil wir noch so wenig wissen, kann den Werth des Buches nur erhöhen.

Stuttgart, 1. April 1846.

Franckh'sche Verlagshandlung.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Zeipel, Carl von

Karl XI., Rabenius und der Hexenprozess Historischer Roman. Aus dem Schwedischen übersetzt von G[ottlob] Fink

Bd.: 5 bis 9

Stuttgart 1846

L.eleg.g. 16 t-31,1,5/9
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10573167-6